

5 Ergebnisse der Interviewstudie

Die vorliegende Interviewstudie hebt sich durch den verwendeten methodischen Ansatz zur Datengewinnung von anderen korpusbasierten Inhaltsanalysen in der empirischen Antisemitismusforschung ab. Um brauchbare Daten aus der deutschen Studierendenschaft erheben zu können, mussten die Interviewten über Impulse durch den Interviewer zum Reden gebracht werden. In den Interviewgesprächen wurden hierfür verschiedene Themen und Ereignisse eingebracht, über die Zugang zu den Denk- und Gefühlsstrukturen der Interviewteilnehmer erlangt wurde. Inhalte zum Erkenntnisinteresse der Arbeit traten entsprechend teils wie beabsichtigt im Kontext bestimmter Thematisierungen auf, immer wieder aber auch an Stellen im Gespräch, an denen nicht primär damit gerechnet wurde. Durch die Verwendung des Interviewleitfadens und die Orientierung an einigen Hauptfragen wurde sichergestellt, dass bestimmte Themenbereiche in allen Gesprächen abgedeckt wurden. Die einzelnen Fragen bzw. Thematisierungen hatten es dabei zum Ziel, bestimmte aus der Forschung bekannte Phänomenbereiche von Antisemitismus abzudecken bzw. über die entsprechende Fragestellung Zugang zu den Einstellungen der Befragten zu erlangen (siehe Kap. 4.2.1). Aufgrund des methodischen Ansatzes der Arbeit konnte hier nicht unumwunden Antisemitismus abgefragt werden, sondern es wurde sich unterschwellig bzw. über unverfängliche Themenbereiche dem eigentlichen Erkenntnisinteresse genähert. Die Antworten der Befragten auf diese ‚unverfänglichen‘ Fragen (bspw. die Eingangsfrage „Was fällt dir zum Judentum ein?“) lieferten dabei oftmals Erkenntnisse, die selbstverständlich nicht als Antisemitismus klassifiziert werden können. Gleichzeitig geben diese Inhalte aber Hinweise auf vorherrschende Stereotype im Weltbild der Befragten, die mitunter erst an späterer Stelle im Korpus verbalisiert wurden. Durch die Analyse dieser Inhalte können somit zugrunde liegende antisemitische Denkstrukturen erhoben und vor allem auch Erklärungsansätze für das Vorherrschen von Stereotypen geliefert werden. Außerdem wird mit der vorliegenden Studie der Untersuchungsgegenstand der Studierenden bezüglich einiger abgefragter Inhalte erstmalig qualitativ erfasst, weswegen auch diese Ergebnisse abgebildet werden sollen.

Um alle Ergebnisse adäquat und übersichtlich abzubilden, wurde daher entschieden, sich bei der Darstellung entlang der dreiteiligen Blockstruktur

der Interviewgespräche zu orientieren. In den jeweiligen Unterkapiteln werden Kernergebnisse und Auffälligkeiten mit Blick auf antisemitische Denkstrukturen – bzw. die auf solche schließen lassen oder Erklärungsansätze für sie liefern können – dargestellt. Es werden verschiedene bekannte und neue Motive und Charakteristika des Gebildeten Antisemitismus, wie sie in den Interviewdaten vorkommen, präsentiert und durch weitere korpuspezifische Phänomene, Beobachtungen und Merkmale ergänzt. Orientiert wird sich dabei besonders an den von Reinharz und Schwarz-Friesel herausgearbeiteten Grundlagen gebildeter Judenfeindschaft, unter Einbezug weiterer Forschungsliteratur. Neben der Forschungsfrage wird sich dabei an folgenden Leitfragen orientiert: Welche bekannten Stereotype, Motive oder Text- und Argumentationsmuster werden von Studierenden bedient und wie genau äußern sich diese? Gibt es Charakteristika oder bestimmte Kombinationen, die unter Studierenden bzw. im Umfeld deutscher Universitäten besonders präsent und nachweisbar sind? Gibt es neue Narrative und Formen verbalisierter Judenfeindschaft, die in der Forschung bisher unbekannt sind? Welche Faktoren haben einen Einfluss auf mögliche verbreitete antisemitische Stereotype unter Studierenden bzw. was sind mögliche Erklärungsansätze?

Basierend auf diesen Überlegungen wird im ersten Kapitel des Ergebnisteils auf Antworten der Interviewteilnehmer zum ersten Hauptfrageblock „Judentum und Juden in Deutschland“ eingegangen. Dieser Frageblock zielte darauf ab, vorhandenes Wissen zu erfassen und hierüber Kenntnis über etwaige klassische Stereotype gegenüber Juden zu erfassen. Entsprechend wurden besonders Aspekte des Klassischen Antisemitismus anvisiert, die auch bereits bei der Leitfadenerstellung miteinflossen. Analysiert wurde auch, inwiefern bei den Befragten ein Problembewusstsein für Antisemitismus vorherrscht, worauf in einem Unterkapitel gesondert eingegangen wird. Im zweiten Hauptfrageblock „Deutsche Geschichte und Verantwortung“ wurde sich über das Geschichtsbild der Befragten möglichen Ausprägungen des Post-Holocaust-Antisemitismus genähert. Gerade mögliche Aspekte hinsichtlich einer Überdruss- und Schlussstrichmentalität sollten erfasst und analysiert werden. Der dritte Hauptfrageblock „Israel und der Nahostkonflikt“ zielte auf vorhandenes Wissen und Stereotype mit Bezug auf Israel und fokussierte entsprechend besonders Aspekte des Israelbezogenen Antisemitismus. Ähnlich wie im ersten Hauptfragenblock sind es in diesem Block auch Fragen rund um Wissen und Einstellungen der Interviewteilnehmer, die Aufschluss über vorhandene Stereotypmanifestationen liefern. Schließlich werden in zwei kürzeren abschließenden

Kapiteln der „Kosmos der Universität“ und der „Medien- und Nachrichtenkonsum“ der Befragten analysiert.

5.1 (Un-)Wissen zum Judentum: Studentisches Wissen zu Judentum und Juden in Deutschland

In diesem ersten Kapitel des Ergebnisteils werden verschiedene Aspekte über vorhandenes Wissen zum Judentum, wie auch Wissensquellen der Befragten, dargestellt und analysiert. Für die vorliegende Forschungsarbeit sind diese von besonderem Interesse, da hierüber nicht nur vorhandene Stereotypstrukturen aufgedeckt werden können, sondern auch mögliche Ursachen hierfür. Der Thematik wurde sich in den Interviewgesprächen durch das zuvor dargestellte Losverfahren behutsam genähert.

5.1.1 Erste Assoziation und Grundwissen

In den Interviewgesprächen war die erste, unmittelbare Reaktion auf das gezogene Los „Juden und Judentum“ von besonderem Interesse, da diese einen besonders unverfälschten, authentischen Einblick in die Gedanken- und Wissenswelt der Interviewteilnehmer versprach. Auch mögliche determinierende Effekte sozialer Erwünschtheit sind in einer so spontanen ersten Reaktion als geringer einzuschätzen, da es durch die Unmittelbarkeit des Losverfahrens keine Möglichkeit gab, zunächst länger über das gezogene Thema nachzudenken, es abzuwägen bzw. komplexere Gedanken zu formulieren. Um eine Aussage zu provozieren, wird zunächst bewusst einen Moment lang eine erste Reaktion abgewartet oder ansonsten eine ergänzend sehr allgemein formulierte Frage im Sinne von „Was weißt du darüber?“ oder „Was fällt dir denn dazu ein?“ gestellt.

Viele der Befragten reagieren zunächst mit Erstaunen und es ist spürbar, dass sie mit dieser Gruppe nicht gerechnet haben (erkennbar durch Ausufe wie „Oh“, „Puh“ und entsprechende Betonung). Als allererste Assoziation wird besonders häufig (circa in der Hälfte der Interviewgespräche) die NS-Zeit, der Holocaust, der Zweite Weltkrieg oder auch Antisemitismus genannt, bspw. in Belegstellen (1) oder in (2).

(1) B: „Nationalsozialismus. Ja eben da die Verfolgung und der Holocaust. Antisemitismus im Allgemeinen so, der ja auch jetzt noch ein Problem ist oder wieder zum Problem wird, vermehrt.“ (**Interview 11, Absatz 30**)

(2) B: „(...) Ich weiß nicht, bei Judentum in Deutschland denke ich als allererstes an den Zweiten Weltkrieg, an die Verfolgung. Wobei das ja nicht die einzige Verfolgung ist, die Juden erlebt haben. Sondern ich weiß, dass die in ihrer Geschichte im Grunde schon immer irgendwie verfolgt wurden.“ **(Interview 6, Absatz 60)**

In einigen Gesprächen wird auch zunächst eine kurze andere Assoziation gegeben, wie bspw. in (3) das Wissen, dass der eigene Name jüdisch sei, woran anschließend aber direkt die NS-Zeit oder der Zweite Weltkrieg verbalisiert werden:

(3) B: „Mein Name ist aus dem Judentum. Also ‚X‘ [anonymisiert] ist, glaube ich, ursprünglich ein jüdischer Name. Aber so viel weiß ich nicht über Judentum, glaube ich.“

I: „Was weißt Du denn? Oder was vermutlich einfach was-.“

B: „Ja, man weiß halt so Sachen Zweiter Weltkrieg und so was. Ich glaube das ist Allgemeinwissen. Was weiß ich noch? So jung in Deutschland weiß ich nicht so viel darüber. Ich habe mal so eine Dokumentation irgendwie gesehen über diese-. Ich weiß nicht mal, wie die heißen. (...) Extrem aussen mit diesen Kringelhaaren da vorne. Ja.“ **(Interview 21, Absatz 55)**

Der Bezug zur NS-Zeit oder zum Holocaust wird nicht immer direkt verbalisiert, wie in (1), (2) oder (3), sondern fällt gerade bei Studierenden von geisteswissenschaftlichen Fächern wie Geschichte auch zunächst indirekt, indem als erste Reaktion Aussagen wie „*Passt natürlich bei meinem Studium*“⁸⁰ oder „*Ist das schlimm, wenn ich da jetzt einen Hintergrund mitbringe?*“⁸¹ getätigten werden. Auf Nachfrage warum bzw. wie das gemeint sei, wird dann auf die NS-Zeit verwiesen oder bspw. angegeben, dass der Holocaust ein Forschungsschwerpunkt im Studium gewesen sei.⁸² Einige Interviewteilnehmer verbinden auch direkt Schulfahrten und besonders KZ- oder NS-Gedenkstättenbesuche mit dem Judentum und erzählen unmittelbar von eigenen Erfahrungen und Erlebnissen. Bei vielen wird, wie in (4), dabei eine zum Teil hohe Emotionalität deutlich und sie betonen das eigene Engagement oder Interesse am Thema:

80 Interview 4, Absatz 28.

81 Interview 13, Absatz 19.

82 Einige Interviewteilnehmer vermeiden es auch gänzlich, NS-Zeit oder Holocaust zu benennen; sie nutzen stattdessen Formulierungen wie „Vergangenheit“ oder „Geschichte“. Siehe hierzu ausführlich Kapitel 5.2.3.

(4) B: „Also das ist für mich ein sehr emotionales Thema. Und zwar habe ich persönlich halt die Erfahrung gemacht, damals mit 17 war ich mit der Schule damals im KZ gewesen. Also wir haben uns das angeguckt in Buchenwald und generell die Thematik mit dem Dritten Reich, das war eh schon immer, ja also etwas, was mich sehr angerührt hat und mit dem ich mich auch viel beschäftigt habe.“ (**Interview 1, Absatz 38**)

Dass der Holocaust und die Verfolgung von Juden das sind, was Menschen in Deutschland (gerade junge) mit dem Judentum verbinden, ist bekannt (vgl. Statista 2022), genauso wie das hohe Emotionspotential (vgl. bspw. Schwarz-Friesel 2019a, Schwarz-Friesel 2013).

Einige Befragte äußern zunächst allgemeines Wissen zum Judentum. Genannt werden hier etwa Begriffe wie Kippa, Rabbi, Synagoge, Bar-Mizwa, Schabbat und Tora, wie auch allgemeines Wissen über das Judentum als älteste monotheistische Weltreligion, dass Jesus Jude war, oder koscheres Essen und Geschäfte. Bei diesen Nennungen wird ein großes Halb- bis Unwissen deutlich. So wird bspw. angenommen, der Schabbat werde nur am Freitag begangen; die Kippa wird als „kleine Mütze“⁸³ umschrieben oder die Schläfenlocken bei orthodoxen Juden als „Kringelhaare“, wie in (3), bezeichnet. Als Orte, die mit dem Judentum verbunden sind, finden auch „Israel“ oder „Palästina“ Nennung. Verwiesen wird hier häufig auf die Schulzeit, den Religions- bzw. Ethikunterricht bzw. Aktionstage, in denen sich die Befragten mit dem Judentum beschäftigt haben, oder auf Serien, Filme oder Dokumentation. So erzählt bspw. eine Interviewteilnehmerin von der Netflix-Serie „Unorthodox“ und dass sie daher wisse, dass das Jiddische dem Deutschen sehr ähnlich sei.⁸⁴ Auch Persönliches, wie dass der eigene Name aus dem Judentum stamme (siehe (3)) oder Kontakte zu jüdischen Menschen aus dem eigenen Umfeld, werden dabei genannt (siehe Kap. 5.1.2). Insgesamt wird äußerst rudimentäres Grundwissen genannt; lediglich bei den Themen NS, Holocaust, Verfolgung und Antisemitismus haben einige Interviewteilnehmer teilweise Detailwissen. Bei zwei bis drei Befragten wird ein größeres und überdurchschnittliches Detailwissen deutlich, bspw. indem Interviewteilnehmerin 3 auf die Frage nach ihrem Wissen zum Judentum antwortet: „das ist, was das Judentum angeht, natürlich eine

⁸³ Interview 21, Absatz 85.

⁸⁴ Vgl. Belegstelle (19), Interview 22.

*vielschichtige Frage. Ob man jetzt vom kulturellen Judentum, vom religiösen, vom historischen [ausgeht].*⁸⁵

5.1.2 Persönlicher Kontakt zu Juden und Interesse am Judentum

In den Gesprächen wird an dieser Stelle konkret nachgefragt, ob die Befragten jüdische Menschen kennen würden. Hier geben insgesamt vier Personen (13 % des Samples) an, Juden zu kennen oder in ihrem Freundeskreis zu haben.⁸⁶ Bei diesen ist auffällig, dass sie diesen Kontakt dann auch als erste Assoziation nennen:

(5) I: „*Dann hole ich da nur einmal den passenden Block heraus. (...)
Perfekt. Da wäre meine erste Frage ganz einfach, was weißt du denn über
das Judentum? Was fällt dir ein?*“

B: „*Da fällt ein, ich hatte mal einen Kumpel der, quasi auch im Wohn-
heim, jüdisch war. Das kann ich mich erinnern. Ich weiß, dass es eine, für
eine Glaubensreligion wirklich eine sehr kleine Minderheit ist. Ich glaube
Muslime sind sehr groß, Christen sind sehr groß, Evangelen ist, glaube ich,
sehr groß.*“ (**Interview 8, Absatz 20**)

In diesen Gesprächen werden NS, Holocaust und Antisemitismus erst später bzw. im Kontext anderer Themen genannt. Oftmals erinnern sich die Befragten gut an den Kontakt und erzählen detailliert von ihren Erinnerungen, auch wenn die Bekanntschaft wie im Falle von Interviewteilnehmer 8 länger zurückliegt. So erzählt Interviewteilnehmer 8 anschließend, dass sein Bekannter aus Russland kam und wie er mit ihm gemeinsam einmal einen längeren Ausflug nach Frankfurt unternommen hat. In den Gesprächen wird dabei deutlich, wie bereits kurze bzw. oberflächliche Begegnungen mit Juden oder Repräsentanten bei einigen Interviewteilnehmer bleibenden Eindruck hinterlassen und das Interesse am Thema gestärkt haben. So berichtet eine Befragte begeistert von einem Treffen mit Charlotte

⁸⁵ Interview 3, Absatz 40.

⁸⁶ Dies deckt sich mit Studienergebnissen zur gesamtdeutschen Bevölkerung. Laut einer repräsentativen Studie der Bertelsmann-Stiftung von 2021 gaben 12 % der Befragten Deutschen an, „häufig“ oder „manchmal“ Kontakt zum Judentum zu haben, während 83 % „selten“ oder „noch nie“ Kontakt hatten (vgl. Hestermann/Nathanson/Stetter 2022: 43). Auch wenn N in der vorliegenden Arbeit mit 30 gering ist, unterstützt dieser Vergleich die Repräsentativität und den Geltungsbereich dieser Forschungsarbeit.

Knobloch, der Vorsitzenden der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern, im Rahmen eines Buchprojektes:

(6) B: „Also ich hatte ja nur so einen kurzen, kleinen Einblick in die jüdische Gemeinde München halt. Aber auch nur weil ich da die, wie nennt man denn die, Präsidentin, nennt man das dann, glaube ich, der jüdischen Kultusgemeinde München halt kennenlernen durfte, die Frau, ja jetzt fällt mir der Name nicht, Knobloch. Charlotte Knobloch, die hat nämlich bei unserem Buch das Vorwort geschrieben. Genau, krasse Frau, Hammerfrau, auf jeden Fall. Und die zum Beispiel, die bringt sich auch ganz viel in die Stadtpolitik mit ein und das ganze Kulturelle und so. Und ist total vernetzt auch und so, die ganze Gemeinde wirkt auch total offen und so, auf jeden Fall. Also die haben ja die haben auch ein Museum, das ist direkt neben der Synagoge und neben diesem Gemeindehaus wo dann auch noch eine Bibliothek mit drin ist und ein Café und so und ist auch mittendrin in München. Also das wirkt auf jeden Fall, wirkt schon sehr integriert so, wenn man halt nicht gerade in das andere Gebäude rein will, wo man erst durch eine Sicherheitsschranke muss. Genau, aber das kann ich schlecht einschätzen, weil ich sonst persönlich wissentlich keine Juden kenne, also.“ **(Interview 13, Absatz 106)**

Anders als Interviewteilnehmerin 13 gibt der weitaus größte Teil der Interviewpartner in den Gesprächen jedoch an, keinen oder nur äußerst entfernten Kontakt zu Juden zu haben. Genannt werden hier bspw. entfernte Bekannte aus der Jugend- und Schulzeit oder Menschen aus der Nachbarschaft. Auch dies deckt sich mit den Ergebnissen der zuvor zitierten Studie der Hanns-Seidel-Stiftung, wonach 16,6 % der befragten Deutschen Kontakt zum Judentum über Freunde und Bekannte gehabt hätten (vgl. Hanns-Seidel-Stiftung 2021). Ferner ist festzustellen, dass die Befragten unsicher sind bzw. nicht genau wissen, ob die besagte Person tatsächlich jüdisch war, und entsprechend vage und unsicher formulieren. Dies wird etwa durch Nutzung von Formulierungen wie „*ich glaube nicht*“ und „*ich denke nein*“ oder von Worten wie „*eigentlich*“ und „*vielleicht*“ deutlich. Einige drücken dabei gleichzeitig auch ihr Bedauern darüber aus, dass sie niemanden mit jüdischem Glauben kennen: „*Sehr schade finde ich das eigentlich*⁸⁷“, oder „*ich habe leider auch wenige Juden in meinem [Freundeskreis]*⁸⁸“. Einer Befragten sind auch in ihrer Stadt jüdische Menschen aufgefallen, die sie an

⁸⁷ Interview 1, Absatz 46.

⁸⁸ Interview 14 Absatz 59.

jüdischer Symbolik bzw. Kleidung erkannt habe. Viele geben den Hinweis, dass es nicht immer ersichtlich ist, ob jemand jüdisch ist, bzw. dass das sprichwörtlich nicht immer an die ‚große Glocke gehängt‘ werde. Auffällig ist, dass einige wenige Befragte ihren nicht vorhandenen Kontakt zu Juden argumentativ dazu nutzen, zu rechtfertigen, wenig über das Judentum zu wissen: „Sonst weiß ich halt nicht viel über die, weil ich halt persönlich noch nie mit einem Juden in Kontakt gekommen bin.“⁸⁹

Zwar wird im Kontext der Äußerungen über Wahrnehmung und Wissen der Interviewteilnehmer zum Judentum insgesamt deutlich, dass ein geringes Wissen bzw. eher ein Unwissen zum Judentum vorhanden ist. Gleichzeitig wird von einigen ein deutliches Interesse am Judentum signalisiert. So wird mehrfach betont, man würde gerne mehr über das Judentum wissen, oder es wird bedauert, dass man leider niemanden jüdischen Glaubens kenne. Befragte wie in (6) oder (5), die von eigenen Begegnungen berichten, erzählen meist, wie diese sie selbst und ihre Wahrnehmung positiv beeinflusst haben. Hier sind die Äußerungen einiger Gesprächsteilnehmender mitunter sehr reflektiert und es wird deutlich, dass sie sich der positiven Effekte von Begegnung und gegenseitigem Kennenlernen bewusst sind, wie etwa bei Interviewteilnehmerin 2: „Dann hat man vielleicht weniger Vorurteile, ist verständnisvoller.“⁹⁰ Basierend auf den Aussagen dieser Interviewteilnehmer lässt sich sagen, dass es zumindest bei einem Teil der Studierenden durchaus Bedarf und starkes Interesse an Begegnung gibt. Gemachte Erfahrungen sind in Erinnerung geblieben und werden, wie in (6), meist positiv bewertet. Es wird mitunter gefordert, Formate der Begegnung auszubauen bzw. diese verstärkt zu unterstützen.

5.1.3 Anzahl der Juden in Deutschland

Um vorhandenes Wissen und den Kontakt der Interviewteilnehmer zum Judentum bzw. mit Juden besser einschätzen zu können, werden diese in den Gesprächen auch gebeten, eine Einschätzung abzugeben, wie viele Juden in Deutschland leben. Der große Teil der Befragten gibt meist direkt zu, hier unsicher zu sein und keine sichere Antwort geben zu können bzw. raten zu müssen. Nach kurzem Überlegen gibt der überwiegende Teil (26 Personen) dennoch eine Einschätzung ab. Im Mittel wird die

89 Interview 19 Absatz 33.

90 Interview 2 Absatz 49.

Anzahl der Juden in Deutschland auf circa zwei Millionen⁹¹, was 2,4 % der Bevölkerung (ausgehend von 83 Millionen Einwohnern Deutschlands in 2021) ausmachen würde, geschätzt. Von den 26 Interviewteilnehmern, die gefragt werden, geben dabei 15 Werte von über einer Million jüdischer Einwohner an. Elf beziffern die Anzahl auf unter einer Million, zwei davon wissen mit 200 000 die ungefähr richtige Anzahl⁹². Als höchste Nennung wird 30 % der Bevölkerung angegeben, was circa 24 Millionen Juden in Deutschland ausmachen würde. Niedrigste Nennung ist 100 000. Neben großen Fehlschätzungen finden sich im Korpus hier auch verwirrende und widersprüchliche Aussagen, bspw. von Interviewteilnehmer 5:

(7) I: „*Wenn du schätzen müsstest, was glaubst du, wie viele Juden leben in Deutschland? (...)*“

B: „*Irgendwie fünf Millionen, oder (...) vielleicht weniger aber schon mehr als vor der Kriegszeit, glaube ich. Vor dem Zweiten Weltkrieg, glaube ich.“*
(Interview 5, Absatz 46)

So wird in (7) angegeben, dass nach dem Zweiten Weltkrieg (und entsprechend nach dem Holocaust) mehr Juden in Deutschland gelebt hätten als davor. Zuvor hatte Interviewteilnehmer 5 noch behauptet, die Juden seien jetzt „alle weg“ bzw. „nicht weg, aber weniger“ (siehe Belegstelle (6)). Insgesamt wird der Anteil von Juden an der gesamtdeutschen Bevölkerung von den Gesprächsteilnehmenden stark überschätzt – ein Befund, der auch in der Forschungsliteratur bekannt ist (vgl. Wolffsohn 2020a: 235). Es ist zu betonen, dass diese Überschätzung des jüdischen Bevölkerungsanteils nicht fälschlicherweise als Indikator oder Beweis für Antisemitismus in der Bevölkerung, bzw. in diesem Falle innerhalb der Studierendenschaft in Deutschland, angeführt werden sollte (vgl. ebd.). Die Schätzung der

91 Der von einem Interviewteilnehmer geschätzte Extremwert von 24 Millionen wurde für die Berechnung des Mittelwertes nicht berücksichtigt, um das Ergebnis damit nicht zu stark zu verzerrn.

92 Der Zentralrat der Juden in Deutschland registrierte 91 839 Juden im Jahr 2021 in den deutschen Landesverbänden und Gemeinden (vgl. Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland e. V. 2022: 5). Wie in anderen Glaubensgemeinschaften sinken hier jedoch seit Jahren die Mitgliedszahlen und viele jüdische Menschen werden in dieser Zählung nicht berücksichtigt. Die „World Jewish Databank“ schätzt die jüdische Gesamtbevölkerung in Deutschland 2020 auf circa 225 000. Diese Angabe berücksichtigt alle Menschen, die in der weitesten Definition als Juden gelten, also Menschen, deren Mutter oder Vater jüdisch ist, sowie nichtjüdische Familienangehörige von eingewanderten Juden (vgl. DellaPergola 2020: 74).

Studierenden verdeutlicht dennoch die große Differenz zwischen der angenommenen Anzahl und Realität und lässt damit Hinweise bzw. vorsichtige Schlüsse auf die Spanne des Unwissens der Interviewteilnehmer zu.⁹³ Im Verlauf der Gespräche entsteht zudem der (subjektive) Eindruck, dass jene Befragten, die eine vergleichsmäßig überlegte Schätzung abgeben, auch insgesamt in ihren Äußerungen reflektierter erscheinen. Diese äußern sich ebenfalls bei anderen Themengebieten, wie zur deutschen NS-Geschichte und deutschen Verantwortung, fundierter und reflektierter. Umgekehrt wird in den Gesprächen schnell deutlich: Wenn auf die früh gestellte Frage nach der Größe des jüdischen Bevölkerungsanteils eine weit danebenliegende Antwort, wie 30 % der Gesamtbevölkerung oder 15 Millionen, gegeben wird, folgt ein aufschlussreicher weiterer Interviewverlauf hinsichtlich trudiger antisemitischer Stereotype. Dieser subjektive Eindruck bestätigt sich auch bei einer vertieften Analyse mit MAXQDA, wonach bei Interviewteilnehmern, welche die Gesamtzahl der jüdischen Bevölkerung Deutschlands auf über eine Million schätzen, häufiger Antisemitismus codiert wird. Bei der Interpretation dieses Befundes ist jedoch große Zurückhaltung angebracht. So sind mögliche Scheinkausalitäten zu berücksichtigen, genauso wie anzunehmen ist, dass sehr reflektierte Interviewteilnehmer auch wesentlich sensibler für Effekte sozialer Erwünschtheit sein dürften.

5.1.4 Wahrnehmung im Stadtbild und Bedeutung eines Synagogenbesuchs

Spürbar ist in den Gesprächen der deutlich werdende Einfluss, sofern das Judentum im Stadtbild sichtbar ist. Befragte nennen bspw. Synagogen, jüdische Einrichtungen wie Schulen oder Orte der Erinnerung, an denen sie im Alltag vorbeikommen. Von den Interviewteilnehmern hat die Hälfte noch keine Synagoge besucht. Drei Befragte sind sich bezüglich eines möglichen Besuchs unsicher. 12 haben einen Besuch durchgeführt, entweder in der Schulzeit, im Rahmen von Projekttagen im Religions-/Ethikunterricht oder später privat auf Reisen (häufiger genannt werden hier die großen Synagogen in Budapest und Prag). Als Vergleich sei hier erneut die deutsche Gesamtbevölkerung angeführt, von der 17,9 % Kontakt und Wissen zum

⁹³ Dies wurde zum Teil auch durch die Schätzung der deutschen Gesamtbevölkerung durch die Interviewteilnehmer deutlich. Einige versuchten, sich darüber dem Anteil der jüdischen Bevölkerung anzunähern, gaben dann aber zu, unsicher zu sein bzw. fragten nach, wie groß die Bevölkerung Deutschlands sei.

Judentum über den Besuch einer Synagoge und 18,7 % durch die Schulzeit bekommen haben (Hanns-Seidel-Stiftung 2021). In den Interviewgesprächen wird an einigen Stellen der prägende Einfluss eines Synagogenbesuchs deutlich, auch wenn dieser bereits längere Zeit zurückliegt:

(8) B: „Ja genau. Und dann haben wir uns da umgeschaut, das weiß ich noch. Da ist ein riesiger Raum und dann weiß ich noch, dass ein (unv.) zu dem Zeitpunkt gebetet haben und dann durften wir alle Fragen stellen, die wir wollten. Wir haben auch mit (...) jemandem dort geredet, der hat uns da noch Fragen gestellt. Ich bin ja katholisch groß geworden, obwohl ich würde sagen ich bin Atheist eher (lacht). Das war, weil wir nie viel über das Judentum gesprochen haben, war das auf jeden Fall ein Erlebnis, was man finde ich nicht vergisst, also gerade auch als Kind.“ (**Interview 2, Absatz 26**)

Wie in (8) hat ein Teil der Interviewteilnehmer den Besuch positiv in Erinnerung und betont, dass die Synagoge „ziemlich schön“⁹⁴ gewesen sei, eine „super interessante Führung“⁹⁵ erlebt wurde und es spannend gewesen sei, „eine ganz andere Welt kennenzulernen“⁹⁶. Mit Blick auf ihren Besuch während der Schulzeit hebt eine Interviewteilnehmerin hervor, hierdurch würden Vorurteile ab- und Verständnis aufgebaut. Gleichzeitig stellt sie fest, dass ihre Eltern so etwas nie mit ihr gemacht hätten. Andere wiederum haben den Besuch „eher gleichgültig“⁹⁷ wahrgenommen, stellen fest, „das hat mich nie gerührt, sagen wir mal so“⁹⁸, oder betonen „es war halt ein Schulausflug“⁹⁹. Von Befragten, die bisher keine Synagoge besucht haben, wird hier, ähnlich wie bei der Frage nach persönlichem Kontakt zu Juden, das Bedauern geäußert („leider noch nicht“¹⁰⁰), dass sie dies bisher noch nicht getan haben bzw. der Wunsch oder das Vorhaben, dies bald zu tun („Aber ich möchte gerne“¹⁰¹). Zum Teil regt die Frage nach einem Synagogenbesuch auch zum Nachdenken an. Ein Interviewteilnehmer überlegt bspw., warum er noch nie in einer Synagoge war und dass dies ja eigentlich ganz interessant wäre. Besonders die Schutzmaßnahmen an Synagogen werden von

94 Interview 11, Absatz 64.

95 Interview 23, Absatz 39.

96 Interview 2, Absatz 28.

97 Interview 10, Absatz 40.

98 Interview 30, Absatz 43.

99 Interview 11, Absatz 66.

100 Interview 15, Absatz 69.

101 Interview 29, Absatz 23.

vielen Interviewteilnehmern wahrgenommen bzw. sind ihnen im Gedächtnis geblieben und werden in diesem Kontext thematisiert. So fragt sich ein Befragter, ob man aufgrund der Schutzmaßnahmen überhaupt in eine Synagoge reinkomme: „*Ich weiß auch nicht, ob man da einfach so reingehen darf*“¹⁰²

In mehreren Gesprächen wird außerdem, über die Frage nach einem Synagogenbesuch von den Interviewteilnehmern ausgehend, der Bezug zu NS-Zeit und Holocaust hergestellt. Wie etwa von Interviewteilnehmer 20:

I: „*Warst Du schon mal in einer Synagoge?*“

B: „*Ja, ich war schon in vier Synagogen.*“

I: „*Ach Wahnsinn. Erzähl mal.*“

B: „*Also hier in Aachen war ich schon in der Synagoge. Dann in der Türkei, war ich in drei anderen Synagogen.*“

I: „*Wahnsinn. Aber mit der Schule nicht, oder?*“

B: „*Mit der Schule halt nur in Auschwitz. Ich weiß nicht, das kam mal auf das Thema, dass wir das ruhig machen sollten in der gymnasialen Oberstufe. Aber dann hieß es dann, wir haben ja da keine Zeit für. Der Klassiker halt. Wir müssen die Abiklausuren durchpauken und so weiter. Und da kam es halt irgendwie mehr oder weniger nicht dazu.*“ (**Interview 20, Absatz 77**)

In (9) wird die Frage nach einem Synagogenbesuch in der Schulzeit mit einem Besuch von Auschwitz beantwortet. Durch die vorherige Nennung von vier Synagogen, die der Befragte in Aachen und der Türkei besucht hat, werden diese mit dem KZ Auschwitz in Verbindung gebracht, obwohl beide Orte, Synagoge und Konzentrationslager, nichts miteinander zu tun haben. An anderer Stelle berichten Interviewteilnehmer von sich aus von den „*Pogromnächten*“ und der Zerstörung von Synagogen in ihren Heimatstädten:

(10) B: „*Ja, gar nicht so viel. Ich habe, glaube ich, was mir als erstes einfällt, ist in Meckenheim, da, wo ich wohne, da gibt es ein -, gab es mal früher eine, wie heißt das denn jetzt? Eine Synagoge.*“

I: „*Du meinst das Gebetshaus, Synagoge.*“

102 Interview 7, Absatz 90. Siehe auch Interview 5 oder 23. Zur Wahrnehmung von Schutzmaßnahmen siehe auch ausführlich Kap. 5.1.8.6.

B: „Genau, eine Synagoge gab es da mal früher bis zur Pogromnacht. Und da ist jetzt einfach so ein Mahnmal aufgestellt und jedes Mal, das ist der 5. November, glaube ich, wo irgendein bestimmter Tag war, wo sie halt, wo die Nazis halt schlechte Sachen gemacht haben, da treffen sich da Leute und stellen da nochmal neue Kränze hin, Blumensträuße und so und machen so eine Mahnwache in der Art. (...)“ (**Interview 30, Absatz 19**)

In (10) ist, anders als in (8), die örtliche Synagoge nicht als eindrucksvoller, lebendiger Ort der Begegnung in Erinnerung, sondern im Kontext von Gedenkveranstaltungen um das dortige Mahnmal im Gedächtnis des Interviewteilnehmers verankert. Der Ort und das Gedenken werden im Gesprächsverlauf vom Befragten zwar positiv bewertet, allerdings auch auf dieses reduziert. Ein Bewusstsein dafür, dass eine Synagoge als Gebetshaus eigentlich ein lebendiges Zentrum des Gemeindelebens und ein Ort der Begegnung ist, scheint bei dem Interviewteilnehmer nicht vorzuliegen. Auf der einen Seite ist daher positiv hervorzuheben, dass eine Verankerung im Stadtbild – wie in (10) durch die Errichtung eines Mahnmals und die Durchführung von Gedenkveranstaltungen – einen spürbaren Wahrnehmungseffekt auf Interviewteilnehmer hat. Auf der anderen Seite führt dies jedoch auch zu einer Reduzierung in dem Sinne, dass Themen rund um das Judentum auf die NS-Zeit und als schmerhaft wahrgenommenes Gedenken reduziert werden. Wie in (10) ist dieses bei zahlreichen Befragten auch die erste Assoziation, die zum Judentum vorgebracht wird (siehe Kap. 5.1.1). Auffällig ist in (10) ferner die verharmlosende Umschreibung „schlechte Sachen“ (siehe Kap. 5.2.3) sowie die fälschliche Einordnung des Gedenktages an die Novemberpogrome auf den 5. anstatt auf den 9./10. November.

5.1.5 NS-Zeit und Holocaust als prägende Vorstellungen vom Judentum

Im verbalisierten Wissen über das Judentum bzw. Juden sind NS und Holocaust die deutlich dominanten Themen, die von den Interviewteilnehmern genannt werden, genauso wie Antisemitismus bzw. die Verfolgungsgeschichte mehrfach Erwähnung findet. Juden werden von den Studierenden primär als Opfer wahrgenommen und im Kontext von Holocaust und Antisemitismus gesehen. Oftmals wird hierauf bereits direkt als erste Assoziation verwiesen, wie in Kapitel 5.1.1 ausgeführt (vgl. Belegstelle (4)). In anderen Gesprächen erfolgt die Thematisierung von NS und Holocaust spätestens in Verbindung mit weiteren Themen zum Judentum, wie der

Schätzung der Größe der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland (vgl. Kap. 5.1.3, Belegstelle (6) oder (7)), dem Besuch einer Synagoge (vgl. Kap. 5.1.4, Belegstelle (9)), oder im Kontext von den Interviewteilnehmern bekannten Stereotypen und Vorurteilen¹⁰³ (vgl. Kap. 5.1.6, Belegstelle (14)). Nennung finden NS und Holocaust in praktisch allen Interviewgesprächen, in einigen ist es auch die einzige Thematik, die den Befragten zum Judentum einfällt.¹⁰⁴

Besonders auffällig ist hierbei die von vielen Interviewteilnehmenden ausgedrückte Selbstverständlichkeit, mit der die NS-Zeit bzw. der Holocaust mit dem Judentum verbunden wird. Diese wird zum einen deutlich durch die Nutzung von Worten wie „natürlich“ und „logischerweise“, wie zuvor in Belegstelle (14), aber auch durch verwendete Ausdrücke und vage bleibende Andeutungen wie in (15), wo der Interviewteilnehmer auf die Frage, was er über das Judentum wisse, antwortet:

(11) B: „Eigentlich so gesehen nicht viel. Also klar, außer die klassischen Sachen, die man so weiß in der (I: Zum Beispiel?) Vergangenheit.“ (**Interview 19, Absatz 33**)

Mit dem Ausdruck klassische Sache beschreibt der Befragte in (11), dass die Vergangenheit das Typische bzw. Übliche sei, was mit dem Judentum verbunden werde.¹⁰⁵ Die Selbstverständlichkeit, mit der NS-Zeit und Holocaust in der Gefühls- und Gedankenwelt der Befragten mit dem Judentum gekoppelt sind, wird in einigen Gesprächen zusätzlich durch ein selbstverständlich klingendes Lachen angedeutet:

(12) I: „Und sonst, wenn du an irgendwas denkst, was dir einfällt, also Synagoge sagtest du glaube ich schon, was fällt dir ein?“

B: „Ja. Die deutsche Geschichte (lacht).“ (**Interview 16, Absatz 25**)

103 Die Frage nach den Interviewteilnehmern bekannten Stereotypen und Vorurteilen wurde in der Regel erst gestellt (bzw. hier nachgefragt), wenn die Interviewteilnehmenden von sich aus auf diese Thematik zu sprechen kamen (vgl. Kap. 5.1.6).

104 Besonders anschaulich und deutlich auch zuvor in Belegstelle (1), wo die Interviewteilnehmerin auf die Frage, was ihr einfällt, wenn sie „Judentum“ hört, sagt: „Nationalsozialismus. Ja eben da die Verfolgung und der Holocaust. Antisemitismus im Allgemeinen so (...).“

105 Belegstelle (15) zeigt ferner erneut auf, wie Interviewteilnehmer es vermeiden, NS-Zeit und Holocaust zu benennen und stattdessen lieber auf Umschreibungen wie *Vergangenheit* zurückgreifen (siehe ausführlich Kap. 5.2.3).

Das Lachen in (12), ebenso wie in (8), kann auch nach phonologischer Analyse als Äußerungsform zur Unterstreichung der Selbstverständlichkeit verstanden werden. Die Befragten untermauern damit ihren Eindruck, dass beide Themen zweifellos zusammengehören. Das Lachen kann genauso als eine Äußerung verstanden werden, um mit Nervosität oder Anspannung umzugehen. Dies würde zur Nutzung der vermeidenden und umschreibenden Begriffe passen (vgl. (11) oder Kap. 5.2.3), wie auch zur zum Teil erst später erfolgten Nennung von NS-Zeit und Holocaust auf Nachfrage hin, wie in (12). Dieser Interpretation nach wären den Interviewteilnehmern NS-Zeit und Holocaust als Wissen zum Judentum bekannt, würden von ihnen aber bewusst nicht direkt als erste Assoziation geäußert werden, da sie diese Themen bspw. als emotional belastend (vgl. (4)) oder sozial heikel empfinden. Die (oberflächliche) phonologische Analyse legt im Textkorpus eher eine Interpretation des Lachens als Unterstützung der Äußerung einer Selbstverständlichkeit der Kopplung von Judentum und NS bzw. Holocaust nahe.¹⁰⁶

Die enge Kopplung zwischen Themen rund um den NS und das Judentum in der Gedankenwelt der Interviewteilnehmer ist dabei nicht überraschend und deckt sich mit den Befunden verschiedener Studien. Basierend auf der zuvor bereits zitierten Studie der Hanns-Seidel-Stiftung von 2021 gaben 55 % der Befragten an, jüdisches Leben am ehesten mit historischen oder politischen Ereignissen zu verbinden. In besonderem Fokus der Wahrnehmung stehen demnach der Nahe Osten und Israel (21,9 %), der Holocaust (19,5 %), oder Antisemitismus und Angriffe auf Juden (14,2 %) (vgl. Hanns-Seidel-Stiftung 2021). Auch die problematische Reduzierung jüdischer Geschichte als Verfolgungs- und Diskriminierungsgeschichte ist in der Forschung seit längerem bekannt. So wird in der Studie von Bernstein (Bernstein 2018) hervorgehoben, dass Juden und Judentum gerade in der Schulzeit in Bezug zum Holocaust gesetzt werden und so meist „nur tote Juden im Vergangenheitsbezug thematisiert“ (Bernstein 2018: 52) werden. Dieser Befund wird auch im vorliegenden Textkorpus klar deutlich, wie in (13), wo Interviewteilnehmerin 11 feststellt, dass sie das Judentum als etwas „*Abstraktes*“ und nicht „*als was Lebendiges*“ wahrnimmt und dies mit dem Fehlen des Kontakts zu jüdischen Menschen begründet.

(13) I: „Das Judentum in Deutschland, wie nimmst du das wahr?“

106 Hieran wird deutlich, dass für eine weiterführende Arbeit auf Basis des vorliegenden Korpus ein ergänzender, sprachwissenschaftlicher Schwerpunkt (bspw. Phonetik etc.) gewinnbringend wäre.

B: „Hm (überlegt). Irgendwie halt, dadurch, dass ich halt persönlich niemanden kenn, halt als sowas etwas Abstraktes vielleicht sogar. Also keine Ahnung, es gibt so Plätze irgendwie, wo mal eine Synagoge war oder so. Und halt diese Gedenkfeiern auch und so. Aber ja, nicht so konkret als was Lebendiges. Ja.“ (**Interview 11, Absatz 60**)

Auch Forschungen zu jüdischen Perspektiven verdeutlichen die durch Wahrnehmungen wie in (13) entstehende Problematik. In der Studie „Jüdische Perspektiven auf Antisemitismus in Deutschland“ (Zick et al. 2017: 19) wird angegeben, dass 88 % der befragten jüdischen Personen einen Wechsel im Verhalten von nichtjüdischen Menschen bemerken, sobald diese erfahren, dass sie es mit einer jüdischen Person zu tun haben.¹⁰⁷ Auch hierfür sind im Textkorpus starke Anhaltspunkte zu finden, wie bspw. in (4), wo das Gespräch nach Ziehung des Loses „Judentum“ eine starke Emotionalisierung erfährt. Bernstein fasst die eindimensionale Kopplung von NS und Holocaust mit dem Judentum und die damit einhergehende Problematik in ihrer Studie zusammen, indem sie feststellt: „Über heutiges jüdisches Leben in Deutschland und der Welt wissen die meisten sehr wenig, es scheint im Kontext Schule nur selten relevant zu sein. Hier zeigt sich eine Historisierung von Juden im Sinnhorizont der Shoah“ (Bernstein 2018: 52). Von verschiedener Seite, bspw. durch Verbände und Initiativen, aber auch Einzelpersonen und Wissenschaftler, wird daher appelliert, jüdische Geschichte eben nicht nur als Verfolgungs- und Diskriminierungsgeschichte darzustellen. So wird betont, die Wichtigkeit der Erinnerung an den Holocaust und diesen nicht zu vernachlässigen, kleinzureden oder auszublenden, gleichzeitig aber jüdischem Leben in seiner langen Geschichte und seinem Facettenreichtum gerecht zu werden. Hierfür gibt es mittlerweile zahlreiche Projekte und Initiativen¹⁰⁸. Dabei wird zum einen besonders betont, sich mit lebenden Juden zu beschäftigen sowie mit und nicht über Juden zu sprechen. Der Schulbuchforscher Dirk Sadowski hebt hierzu in einem Interview im Deutschlandfunk hervor: „Juden waren nicht nur Opfer in der Geschichte, sondern auch handelnde Subjekte, die Geschichte selbst gestaltet haben“ (zit. nach Hollenbach 2020).

107 Hierzu gibt es zusätzlich zahlreiche Berichte von Juden, die bspw. erzählen, wie befangen nichtjüdische Menschen ihnen gegenüber auftreten und es etwa vermeiden, das Wort „Jude“ oder „Jüdin“ zu benutzen (vgl. Adler 2022).

108 Vgl. bspw. das Projekt „Meet a Jew“, den Podcast „Freitagnacht Jews“ oder die Aktionen und Initiativen rund um das Jubiläum „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“.

Mit Blick auf die Tatsache, dass NS-Zeit und Holocaust das dominante und mitunter erste Themenfeld sind, das den Interviewten mit Bezug zum Judentum in den Sinn kommt, kann zumindest ein Aspekt auch positiv hervorgehoben werden: So herrscht unter den Befragten ein spürbares Bewusstsein für das Thema. Schulbildung und Sensibilisierungsmaßnahmen scheinen insofern erfolgreich zu sein, als dass Juden als Hauptopfer des NS-Regimes anerkannt werden. Die Vernichtung der Juden wird mit dem Holocaust und der NS-Zeit verbunden und bspw. nicht, wie sonst oft fälschlich, unter der Vernichtung anderer Bevölkerungsgruppen subsummiert. Dass die Behandlung des Judentums wie auch der NS-Zeit in der Schulzeit (vgl. Kap. 5.2.5) dennoch problematisch war (bzw. ist) und sich auch jetzt im Bewusstsein der Befragten große Wissenslücken offenbaren, ist vielen dabei bewusst, wird bemängelt und auch in einigen Gesprächen reflektiert. So stellt in (14) der Interviewteilnehmer fest, dass ihm beim Thema Judentum zunächst der NS in den Sinn komme, so wie er es wahrscheinlich bei einem Großteil der Menschen in Deutschland vermutet; dabei wendet er aber gleichzeitig ein, dass dies vermutlich zu kurz greift:

(14) B: „Ja, das, was jedem wahrscheinlich in dem Kontext in Deutschland in den Sinn kommt erst mal. Also Nationalsozialismus, aber auch, dass es tiefergreifend ist und dass das so-. Oder dass das historisch weiter zurückgeht. Das wird, glaube ich, weniger reflektiert so, auch in der Schulbildung. Dass das so Strukturen sind, die schon viel länger bestanden haben und dass man vielleicht auch da dann angreifen muss und sich nicht so darauf beschränken kann, dass das so ein einmaliges Ereignis war, sondern dass das tiefer liegt. Also Antisemitismus, im Mittelalter ja schon und schon vorher eine Rolle gespielt.“ (Interview 24, Absatz 27)

In (14) wird mit der Reduzierung der Verbreitung und Genese des Antisemitismus auf die NS-Zeit zudem ein weiterer, in der Forschung äußerst bedeutender Aspekt betont. So ist immer wieder hervorzuheben, dass der Antisemitismus zwar während NS-Zeit und Holocaust seine im Ausmaß grauenvollste Eskalation erfahren hat, die Geschichte des Judenhasses jedoch jahrtausendealt und nach 1945 keineswegs abgeschlossen ist (vgl. bspw. Schwarz-Friesel 2020c, 2019a). Dieser in der Forschung bekannte und diskutierte Aspekt scheint auf Basis der Wahrnehmung von Interviewteilnehmer 24 auch in dessen Umfeld spürbar zu sein.

Im Kontext der im Korpus sehr deutlichen Reduzierung des Judentums auf die Diskriminierungs- und Verfolgungsgeschichte tritt ferner die Pro-

blematik auf, dass diese Verengung und Reduzierung mit weiteren Zerrbildern kombiniert wird, so wie in (15):

(15) B: „Ja also tatsächlich, alles was mir einfällt, ist halt so bezogen auf die Nazizeit, Holocaust und vielleicht auch irgendwie-. Also ich habe letztens eine Serie geguckt, Unorthodox heißt die, da ging es auch um orthodoxe Juden. Also streng gläubige Juden in Amerika. Und halt so ein Mädchen, die dann halt aus diesem Regime so geflüchtet ist nach Deutschland. Weil das einfach too much war, so. Ich denke mal, das gibt es in jeder Religion, dass es eine ganz krasse Ausführung gibt. Und ja. Ansonsten, so die Sprache würde mir noch einfallen. (I: „Welche?“) Jüdisch oder hebräisch, praktisch. Also da habe ich mal so ein Kurs besucht, um mir das beizubringen. (I: „Krass. Cool.“) Ja es ist super, aber auch sehr schwierig. Also es ist sehr ungewohnt zu hören. Wobei das Jüdische auch dem Deutschen sehr ähnlich ist, teilweise.“ (**Interview 22, Absatz 31**)

Wie in zahlreichen bereits zuvor angeführten Belegstellen (vgl. (1), (4), (11)) fallen auch Interviewteilnehmerin 22 zum Judentum zuerst *Nazizeit* und *Holocaust* ein. Als zweites erinnert sie sich an die Serie „*Unorthodox*“. In der Serie von 2020 wird die Geschichte einer jungen jüdischen Frau erzählt, die sich aus einer jüdischen, ultraorthodoxen Sekte in New York befreit und nach Berlin flieht.¹⁰⁹ Die Serie hat in Deutschland insgesamt eine breite und in vielen Medien positive Rezeption erfahren (vgl. Hulverscheidt 2020, Kedves 2020 oder Weidermann 2020), ist dabei aber auch kritisiert worden: Bemängelt wurde bspw., dass die Serie durch die einseitige Darstellung einer kleinen, ultraorthodoxen jüdischen Sekte (100 000 Mitglieder bei circa 15 Millionen jüdischen Menschen weltweit) ein Zerrbild vermittele, welches die Vielfältigkeit jüdischen Lebens außer Acht lasse (vgl. etwa Posener 2020b, Schwartz 2020, Wolffsohn 2020b). Ferner würden an einigen Stellen antisemitische Stereotype und Klischees bedient (bspw. durch die Darstellung eines Onkels der Protagonistin als ‚Miethai‘), was wiederum der Verbreitung dieser in der Bevölkerung ohnehin schon verankerten Stereotype Vorschub leiste (vgl. Posener 2020b). Die kritisierte Verengung und Reduzierung des Judentums sowie das dadurch entstehende Zerrbild ist in den Interviewgesprächen vorfindbar. In (15) hat die Interviewteilnehmerin zum Judentum zwei Dinge im Kopf: Die NS-Zeit und ein verzerrtes Bild

¹⁰⁹ Die Serie basiert dabei lose auf dem Buch „*Unorthodox*“ von Deborah Feldmann, in welchem diese Erlebnisse aus ihrer Jugend und Kindheit beschreibt (vgl. Feldmann 2012).

vom Judentum, basierend auf einer kleinen, nicht repräsentativen, ultraorthodoxen jüdischen Sekte. Auch zuvor in (3), Interview 21, berichtet die Befragte von einer „*Dokumentation*“ und wie „extrem“ die dort dargestellten Juden mit „*diesen Kringelhaaren*“ aussahen. Auf Nachfrage später im Gespräch konkretisiert dieselbe Interviewteilnehmerin:

(16) I: „*Und Du meintest gerade schon Doku oder so, was Du-?*“

B: „*Ich weiß nicht, wie in einem Film oder so. Dokumentation. So eine Mischung. Ja. Es ging da irgendwie um ein Mädchen, das da rauswollte, aus dieser Szene. Und dann nach Deutschland gekommen ist. Ja. Ich erinnere mich aber nicht mehr so gut, das ist schon bisschen her.*“ (**Interview 21, Absatz 71**)

Auf Basis der Aussage von Interviewteilnehmerin 21 kann recht sicher angenommen werden, dass sie auch hier von der Serie „Unorthodox“ spricht. In (3) wurde zuvor deutlich, dass bei der Befragten 21 der Eindruck vom Judentum ebenfalls beschränkt auf die Verfolgung im NS und die extreme Darstellung basierend auf der Serie ist. Die Wichtigkeit und Bedeutung von modernen Medien und Formaten wie Serien oder Dokumentationen als Wissens- und Informationsquellen für die Interviewteilnehmer wird ausführlich in Kapitel 5.5 behandelt. An dieser Stelle wird allerdings auch der positive Effekt, den neuere Formate wie digitale Serien auf die Wahrnehmung von und das Interesse am Judentum bei Menschen haben können, deutlich. So berichtet Interviewteilnehmerin 22 in (15) von ihrem durch die Serie entstandenen Interesse am Jiddischen und der Tatsache, dass sie sogar einen Kurs dazu besucht hat.

5.1.6 Bekannte Stereotype gegenüber Juden

Interviewteilnehmer äußern als Wissen Zu Juden und Judentum auch ihnen bekannte Vorurteile und Stereotype¹¹⁰ hierüber. Die Nennung erfolgt dabei bei einigen von sich aus im Kontext der ersten Assoziation, manch-

110 Als Stereotyp werden „geistige Konzepte, die in unterschiedlichen Verbalmanifestationen zum Ausdruck gebracht werden können“ (Reinharz/Schwarz-Friesel 2013: 111), verstanden. Diese können bewusst oder unbewusst als Antisemitismen verbalisiert werden (ebd.). Vorurteile sind eine Teilmenge von Stereotypen, die auch auf Übergeneralisierungen und Verallgemeinerungen basieren, im Unterschied zu Stereotypen jedoch stets an eine negative Bewertung gekoppelt sind (siehe ausführlich Reinharz/Schwarz-Friesel 2013: 106 ff.).

mal auch etwas später im Gesprächsverlauf. Ansonsten werden die Interviewteilnehmer auch gefragt (nicht alle, aber ein Großteil), welche Stereotype sie gegenüber dieser Bevölkerungsgruppe kennen bzw. ihnen in den Sinn kommen. Es ist dabei hervorzuheben, dass es sich bei den Antworten auf diese Frage nicht um Antisemitismus handelt, er entsprechend auch nicht als solcher codiert wurde, sondern um Weltwissen der Befragten dazu. Ziel dieser Frage war es, Aussagen treffen zu können, welche Art Stereotype gegenüber Juden im kollektiven Gedächtnis der Studierenden präsent oder besonders dominant sind. Ferner lassen sich Aussagen über mögliche Wissensquellen treffen, woher die Interviewteilnehmer von entsprechenden Stereotypen gehört haben und so Schlüsse auf das weitere Umfeld sowie die Virulenz solcher Stereotype ziehen. Für später erscheint auch eine Kontrastierung von den Studierenden bekannten Stereotypen gegenüber sonstigem vorhandenem Wissen wie auch gegenüber in den Interviewgesprächen codiertem Antisemitismus aufschlussreich.

Mit Blick auf die interviewten Studenten ist zunächst festzustellen, dass praktisch alle (bis auf eine Interviewteilnehmerin) in der einen oder anderen Form Vorurteile und Stereotype gegenüber Juden kennen und diese treffsicher benennen können. Das mit Abstand dominanteste bekannte Stereotyp ist das des JUDEN ALS GELDMENSCHEN, das von 21 Personen genannt wird: Die Bekanntheit dieses Stereotyps wird in verschiedener Form verbalisiert, bspw. durch die Nennung von Geld, Geldgeschäften, Bankwesen, Reichtum oder Finanzen. In einigen Gesprächen wird das Stereotyp JUDEN ALS GELDMENSCHEN auch über Charaktereigenschaften wie reich, geizig oder gierig artikuliert. Einigen ist zudem bewusst, dass dieses Stereotyp das wohl typischste und bekannteste ist: „*Naja, sicherlich diese Klassiker mit dem Geldhahn in der Hand haben, die jüdische Weltverschwörung*“¹¹¹ Befragte 3 nennt hier gleichzeitig mit dem der VER-SCHWÖRUNG das am zweitmeisten genannte Stereotyp (genannt von sechs Befragten), das den Studierenden bekannt ist. Im Korpus verbalisiert werden auch weitere Stereotype wie JÜDISCHE PHYSIOGNOMIE (‘Hakennasen’), JUDEN ALS VERURSACHER VON KRANKHEITEN (Pest) oder JUDEN ALS CHRISTUSMÖRDER. Neben zugeschriebenen Charaktereigenschaften im Kontext von Geld (gierig, geizig, geschäftssinnig) werden weitere Vorurteile, etwa dass Juden klauen und lügen würden oder besonders ausgebufft, hinterlistig und korrupt seien, verbalisiert. Genauso

111 Interview 3, Absatz 48.

werden positive Stereotype wie besondere Intelligenz (schlau, klug, gebildet) oder hoher Fleiß (arbeitsfähig, ehrgeizig) genannt. Ein Teil der Interviewteilnehmer ist sich auch der Vielschichtigkeit und langen Historie von Vorurteilen gegenüber Juden bewusst und stellt bspw. fest: „(...) *früher wurden denen ja alles Mögliche angehängt, so die waren ja richtiger Sünderbock für alles.*¹¹²

Auffällig ist, dass bei der Frage nach bekannten Vorurteilen und Stereotypen lediglich Ausprägungsformen genannt werden, die dem Klassischen Antisemitismus zuzuordnen sind. Modernere Ausprägungsformen bzw. die Anwendung klassischer Motive als moderne Formvarianten werden hier lediglich von einer Befragten verbalisiert: Sie berichtet im Zuge ihres Engagements mit muslimischen geflüchteten Jugendlichen von Vorurteilen gegenüber Israel und wie diese bspw. Israelis mit Juden gleichsetzen. Sie erzählt auch von klassischen Stereotypen, die ihr bekannt sind, und wie diese auf den Protesten gegen die Coronamaßnahmen Anwendung erfahren.¹¹³ Die Nennung anderer moderner Ausprägungsformen von Stereotypen erfolgt in den Interviewgesprächen wenn, dann eher sobald Interviewteilnehmer über Antisemitismus berichten (siehe Kap. 5.1.8).

Mit Blick auf die Frage nach der Herkunft des Wissens über bekannte Stereotype wurden verschiedene Wissensquellen genannt. Es werden die Schulzeit (Interview 11 und 21) oder von einer Interviewteilnehmerin auch konsumierte Filme oder Dokumentationen (Interview 1) angeführt, wo antijüdische Stereotype thematisiert wurden. Einige Interviewteilnehmer berichten auch von persönlichen Kontakten wie in der Familie oder Bekannten (Interview 2 und 11), von denen sie über das Vorhandensein solcher Stereotype erfahren haben. Interviewteilnehmer berichten ebenfalls, dass sie in der eigenen Familie (Interview 10) oder im Bekanntenkreis (Interview 15) die Tradierung solcher Stereotype erlebt hätten und sie ihnen daher bekannt seien. Besonders interessant ist, dass einige teils ausführlich und detailliert klassische Stereotype gegenüber Juden beschreiben können, gleichzeitig aber nicht in der Lage sind, mögliche Wissensquellen zu benennen oder zu konkretisieren, woher sie von Vorurteilen gegenüber Juden gehört haben:

(17) B: „*Die sind eigenbrötlerisch, die bleiben nur unter sich. Die möchten keinen Kontakt zur Außenwelt. Die möchten halt irgendwie so in ihrer ei-*

¹¹² Interview 18, Absatz 82. Das hier anklingende mangelnde Problembewusstsein für Antisemitismus durch das Wort „früher“ wird in Kapitel 5.1.8.3 thematisiert.

¹¹³ Siehe Interview 13, Absatz 102. Diese Belegstelle findet sich im Kapitel 5.1.8.1.

genen Community bleiben und so. Die haben Geld. Sind halt irgendwie so in so Geldgeschäfte verwickelt irgendwie (lacht). Die handeln mit irgendwas, ich weiß nicht, das ist halt so irgendwie das. Ich weiß auch gar nicht genau, ob das jetzt aus meiner Kindheit sogar noch kommt oder sowas. Warum das halt so präsent ist. Aber das ist halt so das erste irgendwie, das man denkt, ja die machen halt immer so ein Mauschelding, Geldgeschäfte untereinander und so (lacht) unter sich.“ (Interview 4, Absatz 70)

An Beispielen wie (17) wird dabei eine abgewandelte Form des aus der Forschung bekannten Phänomens „Antisemitismus ohne Juden“ (vgl. Lendvai 1972) deutlich, was sich hier als „bekannte Vorurteile über Juden ohne Kontakt zu Juden“ beschreiben ließe. So ist es in der Forschung bekannt und dokumentiert, dass Antisemitismus auch in Ländern ohne jüdische Bevölkerung virulent und beides demnach voneinander entkoppelt ist (siehe bspw. Pelikan 2006, Böcker 2000).¹¹⁴ Im vorliegenden Korpus wird deutlich, dass dies auch für das Wissen über Stereotype gilt. Befragte müssen keinen Kontakt zu Juden haben, um über die ihnen gegenüber auftretenden Stereotype informiert zu sein. Dies erscheint auf der einen Seite nicht verwunderlich, gerade wenn diese bspw. in der Schule thematisiert wurden. In ihrer Intensität und Ausführlichkeit wie in (17) sind sie dennoch bemerkenswert, gerade unter Berücksichtigung der den Antisemitismus kennzeichnenden Irrationalität. Diese Widersprüchlichkeit tritt vor allem in den Gesprächen zu Tage, wo zunächst nach der Ziehung des Loses „Judentum“ kein bis äußerst wenig Wissen zum Judentum geäußert wird, auf die Frage nach bekannten Stereotypen oder Vorurteilen dann jedoch recht detaillierte und ausführlichere Nennungen erfolgen. So ist bspw. in Interview 26 die erste Reaktion auf das Los:

(18) B: „Ja, schwierig. Also, ich sage mal, im Alltag beschäftige ich mich nicht so viel damit tatsächlich. Das Einzige, woran ich immer als erstes denken muss, wenn ich das höre, ist tatsächlich, dass ich in der Schule Religion hatte und dass wir das da auch behandelt haben.“ (Interview 26, Absatz 17)

Zum Judentum fällt Interviewteilnehmerin 26 lediglich ein, dass es sich dabei um eine Religion handelt und sie sich damit in der Schule mal beschäftigt habe. Auch auf Nachfrage kann sie dies anschließend nicht

¹¹⁴ Dies zeigt sich ebenfalls in dieser Arbeit dort, wo antisemitische Stereotype von Befragten tradiert werden, die vorher angeben, keinen Kontakt zum Judentum zu haben.

konkreter ausführen und berichtet lediglich von Stereotypen, die sie aus der Serie „King of Queens“ wahrgenommen habe. Auf Nachfrage konkretisiert sie:

(19) B: „Ja, zum Beispiel, wenn es um finanzielle Dinge geht, dass da immer irgendwie, entweder sind es Anwälte oder irgendwelche Steuerberater oder keine Ahnung was, die halt irgendwie immer Geld hamstern und auch ein bisschen knauserig sind, keine Ahnung.“ (**Interview 26, Absatz 21**)

Im Anschluss an (19) berichtet sie vom Film „Borat“, in dem in einer Szene, die ihr im Gedächtnis geblieben ist, dasselbe Stereotyp des JUDEN ALS GELDMENSCHEN bedient wird. Bei einigen Interviewteilnehmern im Korpus, wie Interviewteilnehmerin 26, ist entsprechend festzuhalten, dass sich ihr Wissen über das Judentum auf präsente Vorurteile und Stereotype (bekannt durch Medien, aber auch persönliche Kontakte) sowie manchmal auf das Wissen über Stigmatisierung und Verfolgung beschränkt und sich darüber hinaus schnell erschöpft. Das oftmals Einzige, was im Anschluss (so auch in Interview 26) zusätzlich noch im weiteren Kontext von „Judentum“ angeführt wird, sind die NS-Zeit und der Holocaust. Dies ist den Befragten teilweise auch bewusst, wie etwa in Belegstelle (20) deutlich wird:

(20) B: „Ja, das Judentum ist halt eine Religionsgruppe immer schon irgendwie stigmatisiert und marginalisiert war und halt über die Jahrhunderte hinweg einfach immer Probleme hatte und dann halt immer irgendwie für irgendwas beschuldigt wurde. Ob es jetzt die Pest ist oder irgendwas, das habe ich auf jeden Fall schon mitgekriegt und so. Und natürlich waren sie halt Opfer des NS logischerweise (lacht).“ (**Interview 4, Absatz 56**)

In (20) werden Verfolgung, Stigmatisierung oder Antisemitismus als Probleme genannt und zusätzlich mit dem historischen Beispiel der Verfolgung von Juden während der Pest im Mittelalter konkretisiert. Wie auch in (20) wird in praktisch allen Fällen¹¹⁵ anschließend an geäußertes Wissen zum Judentum auch der Holocaust bzw. die Zeit des NS genannt. In mehreren Interviewgesprächen wird diese Nennung dabei als eine Selbstverständlichkeit

¹¹⁵ Aufgrund der teilweise sehr unterschiedlichen Gesprächsdynamiken ist nicht immer eine trennscharfe Bezeichnung möglich.

keit verbalisiert, was in (20) durch die Nutzung des Wortes „natürlich“ deutlich wird.¹¹⁶

Wie zuvor ausgeführt, sind die Antworten im Kontext der Fragestellung nach bekannten Vorurteilen und Stereotypen hier nicht als antisemitische Haltungen zu bezeichnen, sondern vielmehr als Hinweise auf die Verbreitung der Bekanntheit von Vorurteilen und Stereotypen gegenüber Juden, oftmals ohne wirklichen Kontakt zu diesen. Dabei ist auch das mehrfach im Korpus verbalisierte Unverständnis gegenüber solchen festzuhalten. Interviewteilnehmer äußern zwar, dass ihnen verschiedenste Vorurteile bekannt seien und führen diese auch aus; gleichzeitig betonen sie, dass sie zum Glück in ihrem privaten Umfeld damit praktisch nicht in Kontakt kommen, derartiges für eine äußerst „beschränkte Weltsicht“¹¹⁷ spräche oder sie so etwas überhaupt nicht nachvollziehen könnten: „Ich verstehe das gar nicht teilweise, die Vorurteile, kann ich nicht nachvollziehen. Also fehlt mir total der Bezug dazu.“¹¹⁸

5.1.7 Auftretende klassische Stereotyp-Konzeptualisierungen

Bei einigen Befragten kommt es bei den Ausführungen zum Judentum auch zur Codierung klassischer antisemitischer Stereotype, die nicht im Kontext bekannter Stereotype fallen. Diese Stereotype werden von den Befragten aktiv geäußert bzw. im Gesprächskontext wird deutlich, dass hierbei nicht ‚bloßes Wissen‘ dominant ist bzw. geteilt wird und sich nicht auf das ‚bloße Wissen‘ der Existenz dieser Stereotype beschränkt wird, sondern dass diese Vorstellungen wirklich geglaubt werden und aus der eigenen Gedankenwelt kommen. So wird von Befragten das Stereotyp der VERSCHWÖRUNG, der JÜDISCHEN ÜBERLEGENHEIT oder der JUDEN ALS GELDMENSCHEN tradiert, wie in (21):

(21) B: „Ah ich habe das gehört. Damit bin ich aufgewachsen mit dem Wort. Da wo Juden sind, da gibt's, die machen gute, die können gut mit Finanzen umgehen, Banken umgehen, Geld umgehen. Stimmt. So, vielleicht dass die ein bisschen vielleicht zivilisierter sind. (...)“ (**Interview 5, Absatz 64**)

¹¹⁶ Siehe auch Interview 1, Absatz 42: „Natürlich Drittes Reich, Nazi-Deutschland, das ist glaube ich, was alle auch mit diesem Thema verbinden.“

¹¹⁷ Interview 14, Absatz 81.

¹¹⁸ Interview 8, Absatz 50.

Wie in (21) wird in den Interviews auf solche Art mehrfach (in drei Interviewgesprächen) das Konzept des Juden tradiert, der sich in Geld- und Finanzdingen besonders gut auskennt oder vorwiegend den Beruf des Bankers ausübt. Durch Formulierungen wie in (21), man „*habe das gehört*“ oder sei damit „*aufgewachsen*“, lässt sich dabei auf das Umfeld der Interviewteilnehmer und mögliche Ursprungsquellen schließen. Auf die Nachfrage, inwiefern er damit aufgewachsen sei bzw. woher er sein Wissen beziehe, antwortet der Befragte:

(22) **B:** „*Freunde oder so auch. Auch in der Uni. Ich habe da einen Freund, der ist schon längst fertig auch mit dem Studium. Aber der meinte ,ah hier Judentum, die Juden können gut mit Finanzen umgehen‘ (...)*“
(Interview 5, Absatz 68)

Deutlich wird dies auch in (23), wo der Interviewteilnehmer von „*älteren Leuten*“ spricht, von denen er gehört habe, dass es in Deutschland immer noch Zahlungen an eine „*jüdische Kirche*“ gebe.

(23) **B:** „*Was mir gesagt wurde, von älteren Leuten, es gibt ja immer noch so Kriegssteuern und so weiter. Und halt auch Steuern, die an die jüdische Kirche und so gezahlt werden, dass sich darüber sehr, sehr viele aufregen. Bei mir ist es ja auch so, dass ich damit gar nichts zu tun habe, aber theoretisch später Steuern zahlen müsste, auch dafür. Und das ist dann meiner Meinung nach schon ein bisschen unbegründet: Wieso sollten Menschen, die gar nichts damit zu tun hatten, und auch nichts damit zu tun haben, wieso sollten die dafür Steuern zahlen? Ich kann dann schon verstehen, dass sich Leute darüber aufregen. Ich weiß nicht, ob das bei mir später der Fall sein wird (lacht), hoffentlich nicht, aber dann ist das auch wieder so eine Sache, dass man sich dann auch so ein bisschen schämt, obwohl es ja eigentlich schon berechtigt ist, zu sagen, ich möchte dafür keine Steuern zahlen. (...)*“
(Interview 17, Absatz 137)

In (23) wird das Phantasma angeblicher Zahlungen an eine „*jüdische Kirche*“¹¹⁹ unhinterfragt als wahr empfunden, was bereits auf die mentale Vorprägung des Interviewteilnehmers schließen lässt. Das Narrativ einer angeblichen „*Kriegssteuer*“ wird als ungerecht empfunden und es wird die Befürchtung geäußert, diese später auch zahlen zu müssen. Das Geldmotiv

119 Die Verwendung des Oxymorons „*jüdische Kirche*“ verdeutlicht zudem das vorherrschende Unwissen bzw. die Uninformiertheit des Befragten bzgl. des Judentums (vgl. Kapitel 5.1.1).

wird hier indirekt auch mit dem Konzept der Schlussstrichforderung und der Schuldabwehr verbunden (siehe ausführlich Kap. 5.2). Menschen, die sich über diesen angeblichen Umstand echauffieren, bringt der Interviewteilnehmer Verständnis entgegen, indem er darauf verweist, dass diese „*nichts damit zu tun hatten*“. Die vom Befragten aufgebaute Verbindung zwischen *Kriegssteuern* und „*jüdischer Kirche*“ tradiert außerdem das Klischee vom HOLOCAUSTAUSBEUTER, wonach jüdische Menschen den Holocaust (in diesem Falle verbalisiert durch den Krieg) für einen eigenen Vorteil (in diesem Fall Geld für die „*jüdische Kirche*“) ausnutzen. Das Klischee des HOLOCAUSTAUSTBEUTERS ist historisch gesehen schlicht die Transformation des jahrhundertealten Klischees des SCHMARDOTZERS und AUSBEUTERS (siehe ausführlich Reinharz/Schwarz-Friesel 2013: 156 f.).

Auffallend ist in (23) ferner die Verwendung von Abschwächungen. So wird der Modalpartikel „*eigentlich*“ oder Begriffe wie „*schon ein bisschen*“ verwendet, womit anklingt, dass sich der Interviewteilnehmer der Umstrittenheit und Brisanz seiner Äußerung bewusst ist. Besonders deutlich wird dies schließlich am Ende des Zitates mit dem Verweis des Befragten auf eine empfundene Scham, nur um sich anschließend zu vergewissern und zu entlasten, dass die empfundene Ungerechtigkeit ja berechtigt und man nicht verantwortlich sei. In diesem Zusammenhang ist eine andere Auffälligkeit in den Texten zu beobachten. Oftmals werden Ausweichworte wie in Beispiel (23) „*damit*“ genutzt, durch welche die Befragten es vermeiden, von ihnen als unangenehm empfundene Tatsachen konkret zu benennen – in diesem Fall den Holocaust bzw. die Verbrechen der Nationalsozialisten an den Juden.

An den Zitaten (22) und (23) wird ferner die Funktion der Interviews als ‚Einstiegpunkte‘ in die Gruppe der Studierenden und deren breiteres soziales Umfeld deutlich. In (23) werden die Erzählungen nicht näher definierter „*älterer Leute*“ für wahr erachtet, was zeigt, wie der Interviewteilnehmer aus seinem Umfeld heraus antisemitischen Narrativen ausgesetzt und augenscheinlich anfällig für diese ist. Auf Basis von Aussage (22) lässt sich folgern, dass bei dem erwähnten Studienfreund des Befragten das Stereotyp des JUDEN ALS GELDMENSCHEN fest verankert ist und er dieses auch in seinem sozialen Umfeld weiterverbreitet. Der Effekt, den dies auf das Umfeld hat, wird von Interviewteilnehmer 5 selbst anschaulich beschrieben, indem er feststellt:

(24) B: „(...) wenn man das immer so hört, weil ich habe das nicht nur einmal gehört, sondern mehrere Male. Dann denkt man okay, dann stimmt's, dann muss dran was liegen.“ (**Interview 5, Absatz 74**)

Die Verbalisierung des Stereotyps JUDEN ALS GELDMENSCHEN geht häufig mit einer ausgedrückten Bewunderung einher, wie in (21) durch den Verweis darauf, dass Juden zivilisierter seien. Auch in (25) wird Bewunderung ausgedrückt und auf eine angeblich besondere Intelligenz und Begabung von Juden im Kontext des kapitalistischen Systems Bezug genommen.

(25) B: „(...) von allen Minderheiten ist das diejenige, die vielleicht am ehesten bei anderen Leuten ein Minderheitsgefühl auslöst, im Sinne von, das sind Juden und dass die Juden halt besonders intelligent sein sollen, oder besonders begabt in diesem System sind. Also für das kapitalistische System sind. Ja das macht sie relativ besonders. Die meisten Minderheiten haben ja damit zu kämpfen, dass ihre Kultur als weniger wert oder als primitiv angesehen wird. Bei Juden ist das, dass sie sich quasi durchgesetzt haben. (...)“ (**Interview 9, Absatz 26**)

Indem in (25) die Gruppe der Juden als „besonders intelligent“ und „begabt“ definiert wird, findet eine Aus- und Abgrenzung zu anderen Gruppen statt (siehe ausführlich Kap. 5.3.6.5), eine zentrale Textstrategie gebildeter Textproduzenten (vgl. Kap. 2.4.1 oder Reinharz/Schwarz-Friesel 2013: 391 ff.). Die Darstellung und Perzeption von Juden als überlegen bedient ein in der Antisemitismusforschung bekanntes Paradox: Juden werden mal als „überlegen“ bezeichnet und dann wieder als „unterlegen“ definiert, sie wurden (und werden) zugleich als „Kapitalisten“ und „Kommunisten“, „Kosmopoliten“ und „Partikularisten“ oder auch „Bellizisten“ und „Pazifisten“ verunglimpft (vgl. Bernstein 2018: 27; Sosada 2020). Das Konzept der Überlegenheit wird zum Teil auch auf den Nahostkonflikt übertragen, allerdings nicht so explizit wie in anderen Studien (Becker 2018: 163 ff., Ionescu 2018: 145 ff., Reinharz/Schwarz-Friesel 2013: 133 ff.), sondern latenter (siehe ausführlich Kap. 5.3.6.4).

Das Konzept des JUDEN ALS GELDMENSCHEN, einhergehend mit Zuschreibungen wie „gierig“, „geizig“, oder „intelligent“, ist zusammen mit dem Konzept der JÜDISCHEN WELTVERSCHWÖRUNG auch das Stereotyp, welches den Befragten auf Nachfrage mitunter am ehesten in den Sinn kommt (siehe Kap. 5.1.6).

Im Untersuchungskorpus finden sich auch weitere klassische Konzeptualisierungen. So wird von Interviewteilnehmer 5, Belegstelle (26), das klassische Motiv der VERSCHWÖRUNG bedient:

(26) B: „*(...) Sie lassen nicht jeden sofort rein, wenn man sich vielleicht zum Judentum bekehren möchte. (...) So wie dort jetzt. Da musst du, um in die Schule einzugehen, ist da Security. Da musst du sogar deinen Pass oder deinen Perso vorher erst zeigen und nach fünf Minuten kannst du dann reinkommen. Weil die gucken vielleicht intern, die haben da so eine interne Security. Und die gucken, vielleicht ist er ein (...) interessant. So das meine ich. Die sind sehr – Die schützen sich sehr. Um reinzukommen, ist das schwer.*“ **(Interview 5, Absatz 72)**

Die Sicherheitsmaßnahmen vor einer jüdischen Schule, nahe der das Interviewgespräch geführt wurde, wird als Maßnahme einer „*internen Security*“ verstanden. Mit der Aussage „*die gucken vielleicht ist er ein...*“ deutet der Interviewteilnehmer eine vage, nebulös bleibende Vermutung an, die er dann nicht weiter ausführt. Dass sich der Befragte der Vagheit und Unklarheit seiner Aussage bewusst ist, wird durch die mehrmalige Verwendung des Wortes „*vielleicht*“ deutlich. Die notwendigen Schutzmaßnahmen vor antisemitischen Übergriffen werden zudem uminterpretiert, indem sie als selbstgewählte Maßnahme von Juden dargestellt werden, um sich abzuschotten bzw. andere nicht teilhaben zu lassen. Eine andere Befragte rezipiert zwar nicht selbst das Motiv der Verschwörung, berichtet aber von klassischen Verschwörungsmythen, die in einer WG aus ihrem studentischen Umfeld verbreitet wurden.¹²⁰ Ähnlich wie in Belegstelle (22) oder (23) wird auch hier die Funktion der Interviews als Zugänge zum erweiterten Umfeld der Studierenden deutlich. Sie kommen darüber mit Verschwörungsmythen in Kontakt. Elemente solcher Verschwörungserzählungen werden zwar nicht zwangsläufig geglaubt und auch kritisch reflektiert; der Grundmythos, der jüdische Menschen mit Verschwörungsmythen in Verbindung bringt, bleibt aber dennoch im Gedächtnis der Interviewteilnehmer hängen.

Mit Bezug auf Israel und den Nahostkonflikt klingt auch in einigen Stellen das Motiv eines Verschwörungsglaubens an. Zwar wird nicht explizit, wie etwa in anderen Analysen, der Glauben an eine „jüdische Lobby“ oder eine andere angebliche „omnipotente jüdische Macht“ (vgl. Reinhartz/Schwarz-Friesel 2013: 151) geäußert, aber einige Befragte deuten

120 Interview 15, Absatz 53.

dies im Kontext der Medienberichterstattung an bzw. zweifeln daran, dass in Deutschland neutral über Israel und den Nahostkonflikt berichtet wird (siehe hierzu auch ausführlich Kap. 5.3.5).

(27) B: „Also ich würde schon sagen, dass prinzipiell die Berichterstattung in Deutschland, also ich halte mich viel an die öffentlich-rechtlichen Medien, also die Tagesschau ZDF oder Sonstiges. Da ich schon finde, dass die es generell sehr gut machen. Also dafür haben wir ja auch die öffentlich-rechtlichen Medien, damit die unabhängig das sozusagen machen. Was rechte Leute oft nicht verstehen, dass wir ja die bezahlen, dafür dass die unabhängig vom Staat Journalismus betreiben. Laut für Palästinenser ist halt oft schwierig, weil es halt dann doch eine Israel-nahe Berichterstattung oft ist. Ich weiß auch nicht, ob wir bei dem Konflikt komplett unabhängig Bericht erstatten. Ich kann es nicht sagen, weil dafür müsste ich, glaube ich, direkt dort sein und das selber irgendwie und selbst dann hat man ja wieder ganz ganz viele Perspektiven. Weil der eine sieht es so, der andere so, also.“ (**Interview 13, Absatz 74**)

Für (27) ist besonders hervorzuheben, dass der Interviewteilnehmer zunächst die Berichterstattung in Deutschland, speziell die öffentlich-rechtliche, positiv bewertet und deren Unabhängigkeit hervorhebt. Im Kontext von Israel wird diese zunächst hervorgehobene Unabhängigkeit dann in Zweifel gezogen und ihr widersprochen. Der Interviewteilnehmer betont zunächst „weil es halt dann doch eine Israel-nahe Berichterstattung oft ist“, um dann im nächsten Satz zuzugeben, dass er nicht genau wisse, „ob wir bei dem Konflikt unabhängig Berichterstattungen“. Um die Berichterstattung seriös zu beurteilen, so der Interviewteilnehmer weiter, „müsste ich, glaube ich, direkt vor Ort sein“. Auch hier wird deutlich, dass sich der Befragte der Widersprüchlichkeit seiner Aussage nicht bewusst ist. Diese immer wieder auftretenden Widersprüchlichkeiten – dass Interviewteilnehmende zunächst äußern, sich kein Urteil bilden zu können, genau dieses aber direkt im Anschluss doch tun – werden auch von Bernstein beschrieben (Bernstein 2018: 130). Dies dient, so Bernstein, als „Grundlegung der Kommunikation und Habitualisierung einer ‚Israelkritik‘“ (Bernstein 2018: 30).

Der Vorwurf, die deutsche Berichterstattung sei nicht unabhängig, wird auch anschaulich in Belegstelle (28) geäußert. Der Interviewteilnehmer kritisierte bereits vorher im Interviewverlauf die deutsche Medienberichterstattung als nicht neutral und deutete als Grund dafür die deutsche Vergangenheit an. Auf konkrete Nachfrage, ob er den Grund dafür in der deutschen Vergangenheit sehe, antwortet er:

(28) B: „Richtig, das ist der Hauptgrund dafür. Und ich denke mal, Deutschland müsste das *ad acta* legen. Weil das ist auch so ein Punkt, der mir so ein bisschen übel aufstößt bei vielen Jüdischen. Die sehen die Deutschen noch als, ich sag jetzt mal, jeder hat diese Erbsünde. Die sagen, dass jeder-. Und das wird auch dort an den Schulen auch gelehrt. Dass dann ein Deutscher, wenn er geboren wird, diese Erbsünde in sich trägt und dass das halt immer noch so eine schwelende Sache ist. Und das ist halt so eine Sache. Die Deutschen, die wissen das natürlich auch. Und das hat relativ viel auch beeinflusst. Speziell die Berichterstattung.“ (**Interview 20, Absatz 113**)

Der Interviewteilnehmer verbalisiert in (28) zahlreiche Stereotype, die er argumentativ aneinanderreihrt. Die deutsche Berichterstattung über Israel und den Nahostkonflikt werde, so Interviewteilnehmer 20, durch die deutsche Vergangenheit, welche er als „*Erbsünde*“¹²¹ bezeichnet, determiniert. Mit der Formulierung „*ad acta* legen“ wird explizit ein Schlussstrich gefordert, der gezogen werden müsse, damit in Deutschland wieder ein „*freier Diskurs*“ möglich sei (siehe ausführlich Kap. 5.2). Mit der Aussage „*das ist auch so ein Punkt, der mir so ein bisschen übel aufstößt bei vielen Jüdischen*“ bezichtigt er explizit jüdische Menschen, den Holocaust zu instrumentalisieren und daraus Vorteile zu ziehen. Damit bedient er das Klischee des HOLOCAUSTAUSBEUTERS bzw. MEINUNGSDIKTATER-PRESSERS. Mit dem verwendeten Begriff „*Erbsünde*“ impliziert Befragter 20 die von ihm unfair empfundene und „*übel aufstößende*“, angebliche Vererbbarkeit von Verantwortung für die nationale (deutsche) Vergangenheit. Diese „*Erbsünde*“ würde so auch an der Schule gelehrt, so der Interviewteilnehmer weiter. All dies habe einen vom Befragten nicht näher erläuterten hohen Einfluss, „*speziell [auf] die Berichterstattung*“, wodurch das Konzept der VERSCHWÖRUNG anklingt. Mit der Bezeichnung „*schwelende Sache*“ für die deutsche Vergangenheit beschreibt er zudem, ohne genauere Konkretisierung, etwas vage im Unter- oder Hintergrund Auftretendes, was jederzeit wieder aufflammen könnte. Zum Ende der Belegstelle stellt der Interviewteilnehmer fest: „*und die Deutschen wissen das auch*“. Damit unterstellt zum einen, dies würde den Deutschen aufgezwungen (MEINUNGSDIKTATERPRESSER) und zum anderen, sie würden dies willenlos akzeptieren.

121 Die Nutzung des Begriffes „*Erbsünde*“ oder „*Erbschuld*“ (eigentlich aus der christlichen Theologie stammend) ist für den antisemitischen Diskurs im Kontext der Schlussstrichforderung oder des Klischees des HOLOCAUSTAUSBEUTERS typisch (vgl. Reinharz/Schwarz-Friesel 2013: 158).

tieren und nichts dagegen unternehmen (können). Die Frage, wer den Deutschen dies aufzwingt, wird vom Interviewteilnehmer durch die explizite Benennung von „*Jüdischen*“ zu Beginn der Belegstelle beantwortet. Die Deutschen werden vom Befragten so als OPFER JÜDISCHER MACHTINTERESSEN charakterisiert und die deutsche Erinnerungskultur wird als ein Mittel, diese durchzusetzen, diskreditiert.

Die Perzeption der Interviewteilnehmer in (27) und (28), wonach die Berichterstattung in Deutschland nicht neutral und besonders israelfreundlich beeinflusst sei, ist insofern bemerkenswert, als dass zahlreiche Studien und Vorfälle der vergangenen Jahre das Gegenteil zeigen. Kein Staat wird nachweislich so oft und stark kritisiert wie Israel (vgl. Reinhartz/Schwarz-Friesel 2013: 169, Schapira/Hafner 2010, Behrens 2003, Jäger et al. 2003). Besonders deutlich wird dies anhand zahlreicher Beispiele für die Berichterstattung der Medien in den letzten Jahren und der daran geäußerten Kritik sowie der gegenwärtig andauernden Berichterstattung zur Situation in Israel seit dem 7. Oktober 2023.¹²²

5.1.8 Wahrnehmung von Antisemitismus

Wie bereits an verschiedener Stelle deutlich wurde, kommen einige Interviewteilnehmer im Gespräch über verschiedene Themen rund um das Judentum auch auf Antisemitismus zu sprechen. Dies erfolgt zum Teil explizit, indem Antisemitismus (auch unter der Bezeichnung dieses Terminus) z. B. als erste Assoziation angesprochen wird (vgl. (1)), oder auch implizit, indem Verfolgungen, antisemitische Vorfälle und Ereignisse oder Besuche von NS- und KZ-Gedenkstätten thematisiert werden (vgl. bspw. (4)). Durch den Interviewer wird nach Nennung von Antisemitismus stets auf die Thematik eingegangen und mit Fokus auf Problembewusstsein, bekannte Vorfälle und die Wahrnehmung von Schutzmaßnahmen nachgefragt. Sofern die Befragten nicht von sich aus den Themenbereich Antisemitismus anschneiden, werden sie an einer Stelle im Gespräch danach gefragt, wie sie diesen wahrnehmen bzw. ob sie diesen als ein Problem in der Gesellschaft sehen. Es ist dabei diesem Kapitel voranzustellen, dass

122 So versah bspw. das ARD-Morgenmagazin im Mai 2021 einen Tweet zur Lage in Nahost mit dem Hashtag „gazaunderattack“ (Altland/Eichhorn 2021) oder im November 2021 betitelte ZDF heute EXPRESS den Terroranschlag eines palästinensischen Hamas-Mitgliedes, der von israelischen Sicherheitskräften erschossen wurde, mit „Israel: Ein Palästinenser erschossen“ (Fichtner 2021).

die Frage nach dem Vorhandensein von Antisemitismus eine Frage ist, bei welcher der Effekt der sozialen Erwünschtheit als besonders hoch einzuschätzen ist. In den Gesprächen wird deutlich, dass Thematiken um Antisemitismus in der Schule zumindest angeschnitten wurden (wenn auch meist reduziert auf den NS); genauso ist anzunehmen, dass ein Großteil der Interviewteilnehmer durch Medienkonsum etc. insofern sensibilisiert ist, dass es gerade in Deutschland der sozialen Norm entspricht, Antisemitismus zu verurteilen. Die Antworten und Reaktionen auf Fragen nach dem Problembeusstsein bezüglich Antisemitismus sind dennoch gerade deswegen relevant: So lassen sich auf Basis des Textkorpus Aussagen treffen, inwiefern dieses Problembewusstsein tatsächlich unter den Befragten vorhanden und wie stark dieses ausgeprägt ist. Genauso ist es aufschlussreich, inwiefern trotz der als hoch einzuschätzenden sozialen Erwünschtheit dennoch von einigen Interviewteilnehmern Antisemitismus nicht als Problem, oder als Problem Anderer, wahrgenommen wird.

5.1.8.1 Antisemitismus als Problem

Wie im Vorfeld angenommen, wird von vielen Befragten (gerade jene, welche die Thematik von sich aus ansprechen) ein deutliches Problembewusstsein bezüglich Antisemitismus verbalisiert. So bejahren gut zwei Drittel der Befragten, dass Antisemitismus immer noch ein Problem in Deutschland sei. So wird auf die Frage, ob Antisemitismus ein Problem in Deutschland sei, bspw. mit „*Das ist auf jeden Fall ein Problem*“¹²³, „*Natürlich, also, absolut*“¹²⁴, oder „*Ja definitiv, auf jeden Fall*“¹²⁵ geantwortet. Einige führen hier auch detailliert aus, wie sie unterschwelligen Antisemitismus in der Bevölkerung wahrnehmen und dass dieser zu wenig in der Bevölkerung thematisiert werde:

(29) I: „*Das sind so die klassischen Vorurteile. Hast du denn mit Blick auf Antisemitismus, also Judenfeindschaft/Wie nimmst du das wahr? Glaubst du, dass das ein Problem ist?*“

B: „*Ja, das ist tatsächlich, glaube ich, ein riesiges Problem. Aber das ist halt ein Problem, was ich finde nicht so sichtbar ist in der deutschen Medienlandschaft und in der deutschen Gesellschaft. Ich habe das Gefühl, dass*

123 Interview 14, Absatz 23.

124 Interview 15, Absatz 51.

125 Interview 17, Absatz 89.

ich jetzt auch noch nie oft Leute im echten Leben gehört habe, die jetzt irgendwie gegen Juden hetzen. Oder irgendwie so irgendwelche schlimmen Sachen sagen oder so gar nicht. Aber ich habe schon so das Gefühl, dass es unterschwellig immer noch wahnsinnig präsent ist der Antisemitismus und so.“ (Interview 4, Absatz 72)

In (29) schildert Interviewteilnehmerin 4 ihre Wahrnehmung, dass Antisemitismus in Medien und Gesellschaft nicht ausreichend thematisiert werde und „unterschwellig immer noch wahnsinnig präsent“ sei, stellt dabei aber gleichzeitig fest, dass sie selbst Antisemitismus in ihrem Umfeld bisher nie wahrgenommen habe. Auf die anschließende Nachfrage, woran sie dies festmache, antwortet die Befragte mit Verweis auf „neonazirechte Strömungen“ und deren Reproduktion sowie den „Israelkonflikt“, der zu Vorurteilen führe. Eine andere Interviewteilnehmerin vermutet einen der Gründe für Antisemitismus im fehlenden Kontakt zu jüdischen Menschen, weswegen gerade junge Menschen unüberlegte bspw. antisemitische Witze machen würden, obwohl sie in der Schule darüber sensibilisiert werden würden.¹²⁶ Einige Befragte sind sich auch der langen Historie von Antisemitismus bewusst, wie zuvor in (14), wo auf die andauernde Stigmatisierung von Juden verwiesen wird. In einem weiteren Gespräch berichtet ein Interviewteilnehmer recht kenntnisreich davon, wie Juden im Mittelalter gezwungen wurden, im Finanzsektor zu arbeiten, und wie dies Antisemitismus begünstigt hat.¹²⁷ Im Korpus finden sich ferner auch Aussagen, in denen sie auf die Zunahme von Antisemitismus, gerade im Zuge der Coronapandemie, hinweisen. So bspw. von Interviewteilnehmerin 16:

(30) B: „Also so Assoziationen, tatsächlich wobei, eine Sache fällt mir noch ein, aber die ist auch nicht so schön, dass ich letztens herausgefunden habe, dass Querdenker richtig antisemitisch sind. Ich wusste das davor tatsächlich nicht. Und dann habe ich mich letztens ein bisschen mehr damit auseinandergesetzt.“

I: „Erzähle mal kurz, das klingt spannend.“

B: „Ich habe sehr viele antisemitische Telegramchs entdeckt, also ich dachte einfach Coronaleugner sind einfach Maskengegner und glaube, dass die Maßnahmen unnötig sind, aber da gibt es dann doch wirklich

126 Interview 10, Absatz 52.

127 Interview 24, Absatz 49.

sehr Naziseiten und Verschwörungstheorien, und allen die Schuld zu geben. Das ist so deren Narrativ, ja.“ (Interview 16, Absatz 29)

Andere beschreiben den auftretenden Antisemitismus im Rahmen der Demonstrationen gegen die Coronamaßnahmen mit hohem Detailwissen, wie die zuvor zitierte Interviewteilnehmerin 13, wenn sie die Demos als „Treiber“ für Antisemitismus bezeichnet. Sie berichtet u. a. von den auf Demonstrationen getragenen „Judensternen“, die denen aus der NS-Zeit nachempfunden sind und auf denen in altdeutscher Schrift „ungeimpft“ steht, oder von Mädchen, die ihre Situation mit der Anne Franks gleichsetzen, da sie sich auch verstecken müssten.¹²⁸ Ihre Berichte decken sich dabei mit verschiedenen wissenschaftlichen Artikeln, die den Antisemitismus auf den Coronademos analysiert haben (Dilling/Celik 2023, Hanloser 2021, Sosada 2020).

Außerdem wird von Befragten zum Teil berichtet, wie auch in ihrem Umfeld, bspw. dem engeren Familienkreis, Antisemitismus als Problem wahrgenommen und thematisiert wird, wie in (31):

(31) I: „Was ich spannend fand, dass du gerade schon Antisemitismus auch genannt hast. Nimmst du Antisemitismus als Problem wahr?“

B: „Ja, schon. Ich rede da auch manchmal mit meiner Mutter drüber und die meinte auch immer sie versteht gar nicht, wieso das noch ein Problem ist, so in der Art. Ich finde halt vor allem, also, halt das mit meinem Bruder war halt auch in der Familie so ein bisschen, weil er da halt auch manchmal erzählt hat irgendwelche Judenwitze, die die anderen so sagen und er auch und dann hat sich meine Mutter da vor allem sehr aufgeregzt und gemeint, das geht überhaupt nicht. Und dann haben wir halt auch über Antisemitismus so oft geredet und/“ (Interview 11, Absatz 80)

In (31) berichtet Interviewteilnehmerin 11 vom Unverständnis ihrer Mutter gegenüber dem Vorhandensein von Antisemitismus. Die Mutter der Befragten kann es nicht nachvollziehen, dass Antisemitismus nach wie vor ein Problem sei, ohne dabei jedoch dessen Existenz zu negieren. Es wird deutlich, dass Antisemitismus in der Familie, wie beim Erzählen von Judenwitzen durch den Bruder, nicht toleriert und diesem begegnet wurde.

Im Kontext eines vorhandenen Problembewusstseins für Antisemitismus unter den Studierenden sind dabei stets Effekte sozialer Erwünschtheit hervorzuheben. So verurteilen einige Befragte Antisemitismus eher reflex-

128 Siehe bspw. Interview 13, Absatz 102.

haft und im weiteren Gesprächsverlauf geht hervor, dass ihnen basierend auf weiteren Aussagen ein Wahrnehmungsproblem hinsichtlich Antisemitismus attestiert werden kann (siehe folgende Kapitel). Damit wird deutlich, dass es den meisten Interviewteilnehmern bewusst ist, dass Antisemitismus der gesellschaftlichen Norm entsprechend zu verurteilen ist.

5.1.8.2 Eingeschränktes Problembewusstsein und Subsummierung

Festzustellen ist, dass von einer Mehrzahl der Befragten ein Problembewusstsein für Antisemitismus verbalisiert wird und dabei auch in einigen Gesprächen auf die lange Historie von Antisemitismus, eine wahrgenommene Zunahme und aktuelle Entwicklungen wie jene im Zuge der Corona-pandemie hingewiesen wird. Allerdings kommt es im Korpus hier ebenfalls zur Tätigung anderer Aussagen. So äußern sich einige zwar zustimmend, aber wesentlich zurückhaltender, was durch die Verwendung von Verben wie „glauben“ oder „denken“ sowie durch Zögern oder andere Einschränkungen deutlich wird. So bspw. bei Interviewteilnehmer 24, der eher vermutet als feststellt: „*Ich denke schon, dass es eben noch existent ist*“¹²⁹ An einigen Stellen wird auch betont, selbst bisher keinen Antisemitismus erlebt zu haben, oder hervorgehoben, diesbezüglich schlecht informiert zu sein (siehe später Kap. 5.5). Einige Interviewteilnehmer erklären ihre fehlende Wahrnehmung, wie Interviewteilnehmerin 21, mit dem Fehlen jüdischer Kontakte: „*Selber wahrgenommen habe ich das nicht. Also, ich kenne halt auch wirklich keine Juden so. Wie soll ich das erfahren?*“¹³⁰ Dass es nicht die Aufgabe von Juden ist, über Antisemitismus zu informieren, bzw. dass auch der Konsum gängiger Nachrichten und Medien genügt, sich über Antisemitismus zu informieren, scheint dabei nicht bewusst zu sein. Auch andere Interviewteilnehmer verneinen zwar nicht, dass Antisemitismus ein Problem in Deutschland sei, relativieren dieses aber insofern, als dass sie Antisemitismus unter Formen von Menschenfeindlichkeit subsummieren bzw. vergleichen oder auf andere Bevölkerungsgruppen verweisen, denen auch feindselig begegnet werde. So z. B. Interviewteilnehmerin 26:

(32) I: „*Super. Und würdest du sagen, der Antisemitismus ist ein Problem in Deutschland?*“

129 Interview 24, Absatz 31.

130 Interview 21, Absatz 89.

B: *Teilweise ja. Aber vielleicht auch nicht so, dass ich sage, es ist ein größeres Problem als durch Corona bspw. Hass auf asiatische Kulturen, der ja jetzt irgendwo auch so ein bisschen getriggert wurde dadurch. Ich denke, dass generell ein Hass gegenüber Menschen ein Problem ist. Aber nicht speziell jetzt Antisemitismus, sondern generell zusammengefasst.“* (Interview 26, Absatz 43)

In (32) wird mit dem Vergleich von Antisemitismus zu Vorfällen von Feindseligkeiten gegenüber „asiatischen Kulturen“ Antisemitismus als jahrtausendealte kulturelle Konstante und kollektiver Gefühlswert nicht erkannt; seine Virulenz wird unterschätzt und er wird als Phänomen als Ganzes so relativiert.¹³¹ Dass Antisemitismus wie in (32) oft fälschlicherweise (auch in der Wissenschaft) unter Formen von Menschenfeindlichkeit und Rassismus subsummiert wird, ist in der Forschung bekannt und vielfach kritisiert worden (vgl. Schwarz-Friesel 2019d, Bernstein 2020b, Salzborn 2020c).

5.1.8.3 „Kleinreden“ von Antisemitismus: Ein Problem der Vergangenheit oder das Problem Anderer

Eine weitere, aus der der Forschung bekannte Auffälligkeit, welche auch im Textkorpus vorzufinden ist, ist die Darstellung von Antisemitismus als Problem der Vergangenheit und als Problem von Anderen (vgl. bspw. Rensmann 2004, Bernstein 2018: 83 ff.). So stellt bspw. ein Interviewteilnehmer fest: „Aber das ist ja heutzutage sowieso in unseren Kreisen Gott sei Dank nicht mehr an der Tagesordnung, so etwas“¹³² Mit der zeitlichen Bezeichnung „heutzutage“ wird dabei impliziert, dass Antisemitismus früher mal ein Problem gewesen sei, heute jedoch nicht mehr. Durch die Phrase „Gott sei Dank“ wird dabei der Eindruck, dass es sich um ein überkommenes Problem handelt, nochmal verstärkt. Die Formulierung „in unseren Kreisen“ wiederum zeigt, dass der Befragte Antisemitismus schon als Problem wahrnimmt, nur eben nicht hier, sondern bei Anderen. Die Einschätzung, Antisemitismus sei ein Problem Anderer, wird von Interviewteilnehmer 25 später im Gespräch konkretisiert, indem er behauptet, Antisemitismus sei in den westlichen Industrieländern kein großes Problem, höchstens

131 Vergleichbar auch in Interview 18, Absatz 90: „Also nicht nur Antisemitismus, sondern gegen alles, was nicht irgendwie/“ oder in Interview 11, Absatz 94: „Hm, ich finde man sollte also alle Minderheiten schützen“.

132 Interview 25, Absatz 29.

in „der rechten Szene, Neonazi-Szene“¹³³. Diese Einschätzung findet sich, kombiniert mit dem Verweis auf Antisemitismus als Problem der Vergangenheit, auch in (33):

(33) I: „Wie nimmst du das wahr?“

B: „Mh, also ich weiß nicht, so zur Schulzeit war es eher so, dass, also da hatte ich das Gefühl, dass eher so darüber gesprochen wird von wegen, das ist in der Vergangenheit. Das gibt es jetzt nicht mehr so außer so am/Ganz, ja krasse Neonazis oder so. Jetzt habe ich das Gefühl, dass da halt auf jeden Fall mehr gesprochen wird, dass es ein Problem immer noch ist. Also ja.“ (Interview 11, Absatz 32)

Bei (33) ist hervorzuheben, dass Interviewteilnehmerin 11 hier ihren Eindruck äußert, wie Antisemitismus in der Schulzeit vermittelt wurde. Ihrer Wahrnehmung nach wurde dieser dort als etwas aus der „Vergangenheit“, dass es nun nicht mehr so gebe, dargestellt. Am Ende der Belegstelle klingt an, dass sie dies in Zweifel zieht, genauso wie sie auch zuvor im Gespräch Antisemitismus als zunehmendes Problem charakterisiert hat. Die authentische Darstellung der Vermittlung von Antisemitismus in der Schulzeit der Befragten ist an dieser Stelle jedoch umso aufschlussreicher. So verdeutlichen die Aussagen von Interviewteilnehmerin 11 bekannte Problematiken in der Wissensvermittlung bezüglich Antisemitismus an Schulen. Die an Schulen erfolgte Wissensvermittlung, das wird in (33) deutlich, stellt auch im Studium für viele Studierende die Basis für ihre Wahrnehmung von Antisemitismus und Judentum (vgl. Kap. 5.1.1) dar. Dass es wie durch Interviewteilnehmerin 11 zu einer späteren Neubewertung des vermittelten Wissens kommt, kann dabei nicht für alle damaligen Mitschüler angenommen werden. In (33) klingt mit dem Verweis auf „krasse Neonazis“, bei denen Antisemitismus nach wie vor ein Problem sei, die in der Forschung vielfach kritisierte Verengung von Antisemitismus als Problem in rechtsradikalen und rechtsextremen Kreisen an. Es ist richtig, dass diese Milieus besonders gewaltbereit sind und eine dominante Bedrohung für jüdisches Leben in Deutschland darstellen (siehe Anschlag von Halle), allerdings sollte Antisemitismus nicht unnötig verengt und als Problem von Randgruppen betrachtet werden (vgl. Schwarz-Friesel/Friesel/Reinharz 2010). In Belegstellen wie (33) spiegelt sich dabei die vorherrschende Vernachlässigung, Antisemitismus als ein gesamtgesellschaftliches Phänomen zu betrachten,

133 Siehe Interview 25, Absatz 41.

das gerade auch in gebildeten Schichten vorkommt und dort besonders sein persuasives Potential entfaltet, wider (siehe Kap. 2.1 und 2.4).

In den Gesprächen wird, ähnlich wie in Belegstelle (33), wo Antisemitismus als Problem von Neonazis oder anderen Kulturreihen gesehen wird, auch auf das Ausland verwiesen, wo Antisemitismus weiterhin ein Problem sei. So etwa in Belegstelle (34):

(34) B: „Ich finde es ist mehr ein Problem im Ausland als hier in Deutschland. Ich muss ganz ehrlich sagen, so stark nehme ich das auch nicht in den Medien wahr heutzutage, aber wenn dann doch gerade/Ich habe jetzt eine Reportage gesehen über YouTube, über Jugendliche in Frankreich, die halt in Problemvierteln leben. Da ist es sehr oft gefallen, dieses (...) ja also Vorurteile gegen Juden oder Judenhass wurde da deutlich. Aber hier in Deutschland finde ich eher gering, mein persönlicher Eindruck (unv).“

(Interview 1, Absatz 52)

Hier äußert Interviewteilnehmerin 1 zunächst ihre Wahrnehmung, wonach sie Antisemitismus in Deutschland auch in den Medien nicht wahrnehme, und verweist dann auf Frankreich, wo die Lage prekärer sei. Als Quelle nennt sie dabei eine YouTube-Reportage. Im Textkorpus fällt dabei auf, dass es gerade die Interviewteilnehmer sind, die kaum oder nur sehr rudimentären Kontakt zum Judentum gehabt haben, die sich ähnlich wie in (34) oder (33) äußern. Diesen Befragten ist dabei durchaus bewusst, dass sie ihre Aussagen nicht mit Wissen und Fakten absichern können, was sie in den Gesprächen teils auch offen kommunizieren: „Ich habe manchmal das Gefühl, ich lebe so in meiner Bubble und dann außerhalb ist es aber ganz anders. Und dann denke ich, die ganze Welt ist so, aber ist es eigentlich nicht“¹³⁴

Interessanterweise hindert dieses bewusste Unwissen bzw. das Bewusstsein, sich in einer „Bubble“ zu befinden, die Befragten oftmals nicht daran, ihre Aussagen bedeutend einzuschränken. Zwar finden sich gelegentlich einschränkende Formulierungen wie bspw. in (34), wo betont wird, dies sei „mein persönlicher Eindruck“; bei einigen ist es jedoch sehr auffällig, dass keine kritische Einordnung bzw. der Hinweis fällt, dass hier eher vermutet und sich nicht auf faktenbasiertes Wissen, Erfahrungen oder Erzählungen bezogen wird.

134 Interview 21, Absatz 154.

5.1.8.4 Leugnung von Antisemitismus als Problem

In einigen wenigen Gesprächen fällt zunächst auf, dass die Interviewteilnehmer Antisemitismus als Begriff nicht kennen bzw. den Begriff nicht korrekt zuordnen können. Deutlich wird dies bspw. durch Zögern, unsicheres Nachfragen oder auch mehrfach falsche Aussprache.¹³⁵ Sofern diesbezüglich Unverständnis oder Unsicherheit seitens der Interviewteilnehmer auffällt¹³⁶, wird umgehend durch den Interviewer konkretisiert und in einem nebenläufigen Halbsatz nachgeschoben, dass es sich dabei um Hass bzw. feindseitige Einstellungen gegenüber Juden handelt.¹³⁷ Der weitaus größte Teil der Interviewteilnehmer weiß jedoch mit Antisemitismus als Judenfeindschaft oder Judenhass etwas anzufangen.

Ein mangelndes Problembewusstsein bezüglich Antisemitismus wird vor allem im Kontext der Äußerungen zum imaginierten Kritiktabu (vgl. Kap. 5.3.9) deutlich. Wie später bspw. in Belegstelle (108) äußern Befragte dort ihren Eindruck, demnach keine Kritik an Israel geäußert werden dürfe, da man sonst als Antisemit verunglimpft werde. Antisemitismus wird von den Interviewteilnehmern so relativiert und verharmlost. Besonders frappierend ist an diesen Belegstellen, dass Antisemitismus dort, anstatt ihn als Problem zu realisieren, als Instrument umgedeutet wird, mit dem aus Sicht dieser Befragten gerechtfertigte Kritik unterbunden wird (siehe ausführlich Kap. 5.3.9).

Es finden sich im Textkorpus jedoch neben jenen zum imaginierten Kritiktabu auch weitere Belegstellen, in denen das Vorhandensein von Antisemitismus explizit geleugnet bzw. ausgeblendet wird. So antwortet eine Interviewteilnehmerin auf die Frage, ob Juden in Deutschland besonders gefährdet seien, im Vergleich zu anderen Gruppen mit:

(35) B: „Also ich selber würde sagen nein, kommt mir nicht so vor. Also heutzutage denke ich, dass es für viele Menschen auch gar nicht mehr so ein Thema ist, was Juden jetzt für Menschen sind, was sie irgendwie getan haben sollen oder was auch immer. Ich meine, das war ja letzten Endes

135 Vgl. bspw. Interview 2, Absatz 79.

136 Bzw. wurde dies in einigen Gesprächen bereits im Vorfeld vermutet, da der Interviewteilnehmer besonders unwissend oder unsicher wirkte.

137 An dieser Stelle wurde ganz bewusst darauf geachtet, die Befragten nicht bloßzustellen, sondern ihnen ein gutes Gefühl zu vermitteln. So wurde eine solche Konkretisierung in einem Halbsatz wie beiläufig eingeschoben und bei der Verbalisierung verstärkt darauf geachtet, nicht belehrend oder so zu klingen, als sei dies Allgemeinwissen.

auch nichts wirklich Wahres, was die Nazis damals über Juden gesagt haben. Es war halt einfach nur dieses Sündenbocksuchen. Heutzutage, denke ich, sind die Menschen schon etwas intelligenter und stellen da jetzt nicht einfach irgendeine Gruppe hin und sagen, die sind verantwortlich für alles. Deswegen nein, würde ich nicht sagen. Also ich denke, man geht da schon unvoreingenommener an die Sache ran und ist jetzt nicht direkt am holen. Es sollte jedenfalls so sein. Also so ist es mir jetzt nicht aufgefallen.“

(Interview 28, Absatz 61)

In (35) äußert Interviewteilnehmerin 28, dass sie in Deutschland keine Bedrohung von Juden wahrnehme. In der Argumentation von Interviewteilnehmerin 28 finden sich dabei viele aus der Forschung bekannte Textstrategien des Gebildeten Antisemitismus. So formuliert Interviewteilnehmerin 28 ihre Aussage zunächst in abgeschwächter Form, indem sie betont, dass die getroffene Aussage ihre persönliche Meinung sei („*ich selber und kommt mir nicht so vor*“), was noch offenlässt, dass es nicht vielleicht doch so sei. Diese Abschwächung ist Kennzeichen einer Vermeidungsstrategie und dient der Aufrechterhaltung ihres positiven Weltbildes. Dieses positive Weltbild wird in (35) durch den Bezug auf positive Attribute, wie die Menschen seien heute „*intelligenter*“ und „*unvoreingenommener*“, aufgebaut. Mit der Behauptung, dass Antisemitismus für viele Menschen heute kein Thema mehr sei, wird die eigene Rationalität betont, was zusammen mit der Zuschreibung positiver Attribute Kennzeichen von Legitimierungsstrategien sind. Mit der Vorgabe, im Namen der Mehrheit zu sprechen („*viele Menschen*“) wird die eigene Argumentation abgesichert und eine Rechtfertigungsstrategie verwendet. Daran anschließend findet sich in ihrer anschließenden Aussage die Nutzung der Formulierungen „*letzten Endes*“ und „*nichts wirklich Wahres*“, was Kennzeichen für Relativierungsstrategien sind. Mit der Formulierung „*letzten Endes*“ wird zudem impliziert, dass zu Beginn die Vorwürfe und Anschuldigungen gegenüber den Juden vielleicht doch gerechtfertigt gewesen wären bzw. etwas dran sein könnten. Die Formulierung „*nichts wirklich Wahres*“ lässt Zweifel offen, indem angedeutet wird, dass zumindest ein (kleiner) Teil der Anschuldigungen wahr sein könnte. Die Verbrechen der Nationalsozialisten und die Motivation dahinter werden anschließend auch durch die extrem vereinfachte Erklärung „*halt einfach Sündenbocksuchen*“ verharmlost. Auch die Behauptung, die Menschen seien heute intelligenter und es sei heutzutage nicht so einfach möglich, eine Gruppe zu verunglimpfen, ist angesichts verschiedenster Vorfälle und Entwicklungen bestenfalls als naiv und uninformativ zu bezeich-

nen. Schließlich ist in der Aussage, dass es für viele Menschen heutzutage kein Thema mehr sei, *was „Juden jetzt für Menschen sind“*, auch eine Abgrenzung und Kontrastierung zu sehen.

An der Argumentationsstruktur in Belegstelle (35) wird das von Schwarz-Friesel beschriebene Motiv des „Hamsterrades“ besonders deutlich, in dem sich Antisemiten bewegen (Schwarz-Friesel 2019a: 127 ff.). Die Behauptung, Antisemitismus sei in Deutschland kein Problem, wird zunächst eher zurückhaltend geäußert („*ich selber würde sagen nein, kommt mir nicht so vor*“), anschließend pseudo-argumentativ gestützt und darauf basierend dann abschließend wiederholt und bestätigt („*Deswegen, nein. Würde ich nicht sagen*“). Die Befragte sieht sich und ihr Weltbild in ihrer pseudo-faktischen Argumentation bestätigt; Fakten von außen werden nicht einbezogen bzw. berücksichtigt. Dieser Eindruck verstärkt sich, wenn Belegstelle (35) im Kontext des gesamten Interviewgesprächs analysiert wird. So wurde Interviewteilnehmerin 28 wesentlich früher im Gespräch, vor Belegstelle (35), nach dem Anschlag von Halle gefragt, von dem sie angibt (übereinstimmend mit ihren Äußerungen in (35)), nichts gehört zu haben (siehe ausführlich Kap. 5.1.8.7). Durch den Interviewer wird der Anschlag von Halle kurz erläutert, sodass er der Befragten anschließend als Vorfall bekannt ist. Dennoch kommt es kurze Zeit später zu den Äußerungen von (35). Es wäre anzunehmen gewesen, dass Interviewteilnehmerin 28 ihr im Gesprächsverlauf erlangtes Wissen einbezieht und entsprechend ihre Aussagen bezüglich eines Nichtvorhandenseins von Antisemitismus in Deutschland überdenkt. Dies findet in (35) nicht statt; vielmehr wird deutlich, wie sie das zuvor gewonnene Wissen, was ihrer vorgefertigten Argumentation im Sinne des „Hamsterrades“ nicht dienlich ist, ausblendet bzw. verschweigt. Der Befund von Schwarz-Friesel, demnach bei Antisemiten Realitätsverlust und Faktenresistenz zu konstatieren sind und es zu einer Abriegelung des eigenen Weltbilds gegenüber äußeren Einflüssen kommt, wird hier somit sehr sichtbar (vgl. Schwarz-Friesel 2019a: 129 ff.).

5.1.8.5 Nacherhebung zur Wahrnehmung von Antisemitismus an der Universität Hamburg

Unabhängig der für den Gebildeten Antisemitismus typischen Argumentationsstruktur, verdeutlicht (35) das Vorhandensein eines starken Wahrnehmungs-, Akzeptanz- und Wissensproblems hinsichtlich Antisemitismus bei einigen Interviewteilnehmern. Auffälligkeiten diesbezüglich wurden bereits

früh nach den ersten Interviewgesprächen in Hamburg Mitte September 2020 deutlich. Anfang Oktober 2020 kam es in Hamburg vor der dortigen Synagoge zu einer antisemitischen Attacke auf einen jüdischen Studenten (erkennbar durch das Tragen einer Kippa). Der junge Mann wurde von einem Angreifer (der eine Hakenkreuzzeichnung in der Tasche trug) mit einer Schaufel angegriffen und verletzt; der Vorfall sorgte auch überregional für Schlagzeilen (vgl. Mascolo/Steinke 2020). U. a. verurteilten verschiedene Politiker wie die damaligen Minister Olaf Scholz (Finanzen), Heiko Maas (Außen) oder Christine Lambrecht (Justiz) medienwirksam den Angriff (Redaktionsnetzwerk Deutschland 2020, FAZ 2020). Mit fünf durchgeföhrten Gesprächen war zu dem Zeitpunkt des Angriffs (04.10.2020) die Erhebung in Hamburg bereits abgeschlossen, allerdings hatten sich noch weitere interessierte potentielle Interviewteilnehmer für ein Gespräch gemeldet. Da bereits nach den ersten fünf Gesprächen der Eindruck entstand, dass die Wahrnehmung und Akzeptanz von Antisemitismus unter den befragten Studierenden problematisch einzuschätzen sind, erschien es aufschlussreich, eine weitere Erhebung in Hamburg nach dem antisemitischen Angriff durchzuführen. Da über den Vorfall recht breit und auch überregional berichtet wurde sollte geschaut werden, inwiefern diese Personen ggf. ein geschärftes Problembewusstsein vorweisen bzw. ob diese Antisemitismus gegenüber sensibler sind als jene, die vor dem Vorfall interviewt wurden. Entsprechend wurden drei weitere interessierte Personen rekrutiert. Die Gespräche mit ihnen wurden am 15. Oktober 2020, elf Tage nach der antisemitischen Attacke, geföhrert.

Überraschenderweise hat keiner der drei zusätzlich Befragten etwas von dem Anschlag wahrgenommen. Ein Interviewteilnehmer betont, dass er insgesamt schlecht informiert sei und auch keine Zeitung lese. Als er direkt auf den Anschlag angesprochen wird, antwortet dieser nur mit: „Oh. Aha.“ Der zweite Befragte ist zwar insgesamt, was Fragen des Judentums etc. angeht, recht informiert, hat von dem Anschlag jedoch auch nichts gehört. Der dritte Interviewteilnehmer betont, antisemitische Vorfälle würden überhaupt nicht zu Hamburg passen:

(36) I: „Hast du da hier in Hamburg mal was mitgekriegt? Ist da mal irgendwas passiert in die Richtung, oder?“

B: „Ne, Hamburg habe ich bislang keine Art von ja derartigen Übergriffen oder generell mitbekommen. Ich habe das Gefühl, dass das Hamburg als freie Stadt da gegenüber auch sehr frei eigentlich wirkt. Also der Slogan passt auch zum Inhalt.“ (**Interview 8, Absatz 70**)

In (36) wird deutlich, dass Vorfälle wie der beschriebene Anschlag auch nicht in das vorherrschende Bild des Befragten von Hamburg als „*freie Stadt*“ passen. Dass es sich hierbei jedoch nur um ein „*Gefühl*“ und nicht um Wissen handelt, wird dabei vom Interviewteilnehmer sogar selbst verbalisiert (*„Ich habe das Gefühl“*). Der Befragte stellt dieses Bild auch im Gesprächsverlauf nicht in Frage. Durch die Erhebung von nur drei Interviews ist das Sample nicht annähernd groß genug, um hier wirklich belastbare Aussagen treffen zu können. Dennoch ist es aufschlussreich, dass von drei interviewten Personen keiner etwas von einem antisemitischen Anschlag mitbekommen hat, der nur wenige Tage zuvor stattfand und über den breit in regionalen wie überregionalen Medien berichtet wurde. Zudem fanden die Interviewgespräche in der Nähe der Universität statt, welche nur einen Kilometer Luftlinie vom Anschlagsort entfernt liegt; auch das Opfer gehörte als junger Student demselben Personenkreis an wie die Interviewten. Die Erkenntnisse aus den zusätzlich geführten drei Interviewgesprächen bestätigen demnach nicht nur den Eindruck einer problematischen Wahrnehmung und Akzeptanz von Antisemitismus unter den interviewten Studierenden (basierend auf dem Gesamtkorpus), sondern verstärken diesen noch. Ob Vorfälle wie der stattgefundene antisemitische Anschlag in Hamburg dabei bewusst ausgeblendet werden, da sie nicht in das vorgefertigte Bild der Interviewteilnehmer passen, lässt sich nicht sicher sagen. Ein Hinweis auf weitere mögliche Gründe hierfür lässt sich im Nachrichtenkonsum der Interviewteilnehmer feststellen und wird in Kapitel 5.5 diskutiert. Genauso erlauben die erfolgte Nachbefragung und die erläuterten Ergebnisse aufschlussreiche Hinweise auf mögliche zukünftige Forschungen.

5.1.8.6 Wahrnehmung von Schutzmaßnahmen

Die Wahrnehmung von Antisemitismus wird von einigen Befragten auch durch die Thematisierung von Schutzmaßnahmen jüdischer Einrichtungen deutlich. So ist bspw. die erste Reaktion eines Interviewteilnehmers auf das gezogene Los:

(37) B: „*Juden, Judentum. Das ist witzig. Also witzig [macht Anführungsstriche]. Weil ich gerade an der jüdischen Schule vorbeikam. (I: Ah, ist hier eine auf dem/) Und gerade dachte, wie traurig, dass da immer noch die Polizei davorstehen muss, um aufzupassen.“ (Interview 6, Absatz 40)*

Auch andere Interviewteilnehmende wie die Befragten 13, 14 oder 23 erzählen, wie ihnen Schutzmaßnahmen vor jüdischen Einrichtungen wie Synagogen, Schulen oder Gemeindehäusern aufgefallen sind und dass sie dies bspw. als „ziemlich traurig“¹³⁸ oder „erschreckend“¹³⁹ empfinden. Die Art der Bewachung wird dabei sehr detailreich beschrieben. So wird von Polizeiwägen oder „Polizeihäuschen“, die vor den Einrichtungen stehen, oder von den notwendigen Passkontrollen, die notwendig sind, um eine jüdische Einrichtung zu betreten, erzählt. An zahlreichen Belegstellen wird auffallend auch die Bewaffnung der Polizeibeamten mit „Maschinengewehren“ betont (Interview 3, 4, 6). Diese Hervorhebung verdeutlicht, wie ungewohnt in Deutschland der Anblick schwererer Waffen oder auch Passkontrollen sind.¹⁴⁰ Es scheint, als würden die jüdischen Einrichtungen den Befragten lediglich aufgrund der starken Bewachung in Erinnerung bleiben und nicht aufgrund sonstiger Merkmale. Eine Interviewteilnehmerin schildert ihren Besuch des Gemeindezentrums der jüdischen Gemeinde in München:

(38) B: „Oder ich war zum Beispiel in München auch schon in der in der jüdischen Kultusgemeinde und die haben da auch eine Schule drin, das ist ein Hochsicherheitstrakt das Ding. Und das haben die ja nicht, weil es ihnen Spaß macht, sondern wahrscheinlich, weil sie es brauchen, halt. Also du kommst da nicht rein in diese Kultusgemeinde, wenn du nicht vorweisen kannst, wer du bist. Ich kam auch nur rein, weil ich quasi angemeldet war. Ich musste meinen Pass vorzeigen und alles, Sicherheitsschranke und so weiter. Und diese Schule ist da drin, also die Kinder müssen da jeden Tag durch diese Sicherheitsschranke, um da in die Schule gehen zu können in dieser jüdischen Schule.“ **(Interview 13, Absatz 86)**

In (38) wird deutlich, wie sehr die strengen Sicherheitsmaßnahmen bleibenden Eindruck bei der Interviewteilnehmerin hinterlassen haben. Festzustellen ist, dass der größte Teil der Interviewteilnehmer die Notwendigkeit der Schutzmaßnahmen nicht in Frage stellt bzw. diese zu einem weiten Teil befürwortet. Hier verweisen einige dabei in ihrer Argumentation auf stattgefundene Anschläge wie in Lübeck (Interviewteilnehmer 18) oder in Halle (siehe folgendes Kapitel), welche als Beweis angeführt werden,

138 Interview 6, Absatz 48 oder auch Interview 14, Absatz 85.

139 Interview 23, Absatz 39.

140 Besonders deutlich wird dies bei Interviewteilnehmer 6, der beschreibt, dass die Polizisten vor Ort nicht nur ein „Pistölkchen“ tragen würden, sondern wesentlich größere Waffen (Interview 6, Absatz 46).

dass Antisemitismus in Deutschland in einem problematischen Ausmaß vorhanden und eine solche Bewachung damit leider notwendig ist. Das Vorherrschen dieses Bewusstseins unter einigen Studierenden ist insofern hervorzuheben, als dass deutschlandweit in den Medien immer wieder berichtet wurde, dass die Notwendigkeit zu besonderen Schutzmaßnahmen für jüdische Einrichtungen von Teilen der Bevölkerung abgesprochen oder als ‚Extrawurst‘ aufgefasst wird. Hier wird berichtet, dass die antisemitischen Angriffe auf jüdische Einrichtungen, insbesondere der Anschlag auf die Synagoge von Halle (siehe folgendes Kap. 5.1.8.7), zumindest zum Teil zu einer Sensibilisierung und Schärfung des Problembewusstseins geführt haben (vgl. Steinke 2021). Diese Entwicklung spiegelt sich im Korpus an einigen Stellen wider, ganz besonders an Stellen wie in (38), wo betont wird, dass die Schutzmaßnahmen nicht vorhanden seien, da Juden dies wollten („*das haben die ja nicht, weil es ihnen Spaß macht*“), sondern da diese eben leider nötig seien.¹⁴¹ Hier äußern die Befragten an diversen Stellen wie in (38) auch Empathievermögen, wenn etwa hervorgehoben wird, wie Kinder täglich die Sicherheitsschleuse passieren müssen.

Die sichtbaren Schutzmaßnahmen führen auf der einen Seite demnach dazu, dass unter den befragten Studierenden insgesamt ein ausgeprägteres Problembewusstsein für Antisemitismus herrscht. Das dominant im Gedächtnis der Interviewteilnehmer verankerte Bild der Schutzmaßnahmen wie in (37) oder (38) führt allerdings auch zu einer Reduzierung jüdischer Einrichtungen auf diese. Viele Befragte verbinden jüdische Einrichtungen vorwiegend bis ausschließlich mit den hohen Sicherheitsmaßnahmen. Diese können wie in (38) detailreich geschildert werden, wohingegen andere Aspekte des Besuchs (bspw. des jüdischen Gemeindezentrums in München in (38)) nicht weiter ausgeführt werden. Auch führt dies dazu, dass einige unsicher sind, inwiefern der Besuch einer jüdischen Einrichtung problem-

141 Hier ist anzufügen, dass jüdische Verbände, Initiativen und Gemeinden seit Jahren auf die Notwendigkeit zusätzlicher Schutzmaßnahmen hinweisen, diesem Wunsch aber nicht oder nur äußerst unzureichend nachgekommen wird. Kritisiert wurde vielfach, dass jüdische Gemeinden das Gefühl hätten, dabei als ‚Bittsteller‘ aufzutreten, was ein fatales Signal aussende (vgl. Müller 2021). Von jüdischer Seite wird dabei immer wieder darauf verwiesen, dass man sich nicht freiwillig zurückziehen oder ‚abschotten‘ wolle, sondern dass dieser Schutz schlicht notwendig sei. Durch den Anschlag von Halle 2019 ist die Rechtmäßigkeit dieser Notwendigkeit noch offensichtlicher geworden: Die jüdische Gemeinde von Halle forderte seit langem eine Verbesserung der Schutzmaßnahmen und veranlasste schließlich auf eigene Kosten eine Verbesserung der dieser, wodurch es dem Attentäter nicht gelang, auf das Gelände der Synagoge einzudringen (vgl. Ottersbach 2020, Peyman Engel 2019).

los möglich ist. So antwortet ein Interviewteilnehmer auf die Frage, ob er schonmal in einer Synagoge war, mit der Überlegung: „Ich weiß auch nicht, ob man da einfach so reingehen darf“¹⁴² Ein anderer Befragter hält fest, dass er in seinem Leben an, allerdings nicht in, vielen Synagogen war, da das mit offenen Türen in Synagogen immer so eine Sache sei.¹⁴³

Auf Basis dieser Aussagen wird ferner deutlich, dass die Schutzmaßnahmen nicht nur eine beabsichtigte abschreckende Wirkung auf mögliche Angreifer haben, sondern auch auf Menschen, die ggf. eine jüdische Einrichtung besuchen wollen. Diesen Effekt – wie auch den Spagat, auf der einen Seite Sicherheit zu gewährleisten, ohne gleichzeitig ein negatives Bild zu vermitteln und Interessierte abzuschrecken – fasst eine Interviewteilnehmerin zusammen:

(39) B: „Einerseits natürlich schon, natürlich sollten die Menschen, die in Gefahr sind, geschützt werden. Also, aber es ist natürlich auch ein schlimmes Bild, also wenn man da jetzt vorbeifährt oder vorbeiläuft, und man denkt sich, was ist hier denn los? Und da ist ein Riesenpolizeiaufgebot oder sowas. Das ist natürlich schon erschreckend. Ich meine, soll es ja auch sein, es soll ja abschreckend wirken.“ (**Interview 18, Absatz 116**)

Bezüglich der Wahrnehmung von Schutzmaßnahmen vor jüdischen Einrichtungen ist insgesamt festzuhalten, dass diese auf der einen Seite den Befragten deren Schutzbedürftigkeit vor Augen führen. Sie sind vielen im Stadtbild oder in der Medienberichterstattung aufgefallen und werden argumentativ angeführt, um aufzuzeigen, dass Antisemitismus eine aktuelle, unmittelbare und ernstzunehmende Gefahr darstellt. Auf der anderen Seite wirken die Maßnahmen auf viele Interviewteilnehmer abschreckend und durchgeführte Besuche werden auf die dominant im Gedächtnis der Interviewteilnehmer verankerten Schutzmaßnahmen reduziert.¹⁴⁴

Es finden sich im Korpus allerdings auch vereinzelt Negierungen, geneelles Unverständnis bezüglich der Schutzmaßnahmen oder Relativierungen, etwa wenn der Schutz jüdischer Einrichtungen unter dem anderer Einrichtungen subsummiert wird. So antwortet eine Interviewteilnehmerin auf die Frage nach der Notwendigkeit von Schutzmaßnahmen für jüdische

142 Interview 7, Absatz 48.

143 Interview 8, Absatz 60.

144 Was bei Debatten und Diskussionen um die Schutzmaßnahmen in Medien oder Wissenschaft oftmals zu wenig berücksichtigt wird, ist der Effekt, den diese auf Juden haben.

Einrichtungen mit: „Ich finde eigentlich jede Institution sollte gleichermaßen geschützt werden. (...) Es darf halt generell nicht passieren“¹⁴⁵, womit nicht anerkannt wird, dass es gerade jüdische Einrichtungen sind, die besonderer Gefährdung unterliegen, gerade im Vergleich zu anderen religiösen Einrichtungen.¹⁴⁶ In einem Interviewgespräch (siehe zuvor Belegstelle (26)) werden die Schutzmaßnahmen auch umgedeutet, indem sie als verschwörerisch, als eine Art ‚intern-jüdische Maßnahme‘ dargestellt werden, um sich zu schützen. Dass die Sicherheitskontrolle eine notwendige Maßnahme ist, um sich vor möglichen Angriffen zu schützen, kommt dem Befragten bei seinen Ausführungen nicht in den Sinn. Ein weiterer Interviewteilnehmer wiederum mutmaßt, dass der Grund für die Schutzmaßnahmen ein „kollektives Schuldgefühl“ der Deutschen sei:

(40) B: „Vielleicht ist das auch so ein bisschen, das überlege ich mir auch bei dieser Polizei, die vor der Talmudschule steht, ob ein Grund dafür vielleicht auch ist, dass die Deutschen in Anführungszeichen einfach, glaube ich, ein Schuldgefühl mit sich herumtragen. Ein wie soll ich sagen, ein globales/Also das ganze Volk hat so/ein kollektives, das war das Wort. Ein kollektives Schuldgefühl. Um das zu besänftigen, stellt man dann vielleicht lieber die Polizei vor die Schule und fühlt sich damit dann zumindest besser.“ (**Interview 6, Absatz 126**)

Durch die Vermutung, die Schutzmaßnahmen seien das Produkt eines „kollektiven Schuldgefühls“ und damit als eine Art ‚Wiedergutmachungsmaßnahme‘ zu verstehen, wird die hohe Bedrohungslage als tatsächlicher Grund für Schutzmaßnahmen relativiert. Mit der Aussage „überlege ich mir auch“ deutet der Interviewteilnehmer an, dieser Gedanke entspringe seiner eigenen Wissens- und Gefühlswelt. Auffällig ist dabei, dass Interviewteilnehmer 6 zunächst mehrfach auf die Zweifelhaftigkeit und den spekulativen Charakter seiner Aussage hinweist und diese damit abschwächt (dreifache Nutzung von „vielleicht“ und Formulierung „glaube ich“), dann aber sein Argument eines vom „ganzen Volk“ getragenen Schuldgefühls

145 Interview 1, Absatz 64. Siehe auch ähnlich Interview 11, Absatz 94: „Hm, ich finde man sollte also alle Minderheiten schützen“.

146 Die Liste von Vorfällen rund um jüdische Einrichtungen ist lang. Eine ausführliche Dokumentation findet sich im Buch „Terror gegen Juden“ von Ronen Steinke (Steinke 2020), wie auch auf den Internetseiten von RIAS. Zu Anschlägen auf Synagogen kommt es in Deutschland regelmäßig, zuletzt machte ein Angriff auf die Synagoge in Berlin überregional Schlagzeilen (vgl. Tagesschau 2023). Im gesellschaftlichen Gedächtnis ist der Anschlag auf die Synagoge von Halle 2019 besonders präsent.

vorbringt. Das vorgetragene Konzept der „*kollektiven Schuld*“, die alle Deutschen treffe, wonach die der NS-Zeit nachfolgenden Generationen weiterhin dafür büßen müssten, ist dabei in der Forschung als typische Form einer Schuldabwehr und als Charakteristikum des Post-Holocaust-Antisemitismus bekannt (vgl. bspw. Schwarz-Friesel 2019a: 130 ff., Bernstein 2018: 34 ff., Becker 2018: 75 f., siehe auch Kap. 2). Genauso weisen in (32) weitere abschwächende Formulierungen wie „*so ein bisschen*“ darauf hin, dass sich der Befragte der Umstrittenheit seiner Aussage bewusst ist; diese können damit auch als Indiz für eine vorhandene soziale Erwünschtheit gesehen werden. Dennoch hindert dies den Interviewteilnehmer nicht an der Verbalisierung seiner Vermutung, was wiederum die Eignung von Interviews als gewählte Methode für die Forschungsarbeit unterstreicht.

5.1.8.7 Der Anschlag von Halle 2019

Der antisemitische Anschlag von Halle am 9. Oktober 2019¹⁴⁷ zählt zu einem der schwerwiegendsten antisemitischen Vorfälle in der Geschichte der Bundesrepublik. Über den Anschlag wurde breit medienübergreifend (auch international) berichtet.¹⁴⁸ In der intensiven Berichterstattung in den ersten Tagen und Wochen nach dem Anschlag waren es neben der Rekonstruktion des Tathergangs, der Motivation und dem Hintergrund des Attentäters die unzureichenden Schutzmaßnahmen, darunter Versäumnisse der Polizei, die medial diskutiert wurden. Zahlreiche Politiker, Personen des öffentlichen Lebens wie auch Personen der Zivilgesellschaft äußerten sich zu dem Anschlag.¹⁴⁹ Neben Fragen nach der Verbesserung von Schutzmaßnahmen für jüdische Einrichtungen waren es auch Fragen zur Art

147 Der Anschlag war der Versuch eines Massenmordes an Juden, die sich anlässlich des höchsten jüdischen Feiertages Jom Kippur in der Synagoge von Halle versammelten. Dem rechtsextremen Attentäter gelang es nicht, in das Innere der Synagoge einzudringen, er ermordete stattdessen zwei Menschen vor der Synagoge bzw. in einem nahen Imbiss. Der Attentäter konnte anschließend auf der Flucht festgenommen werden.

148 So war der Anschlag Titelthema verschiedener Tages- und Wochenzeitungen, etwa vom *SPIEGEL* (vgl. Der Spiegel, Nr. 42, 2019); genauso wurde in verschiedenen Fernseh- und Sondersendungen darüber berichtet und diskutiert (etwa in Talkshows wie „Markus Lanz“ oder „Maybrit Illner“).

149 Bundespräsident Steinmeier stellte fest: „Dieser Tag ist ein Tag der Scham und der Schande“; Bundeskanzlerin Merkel betonte, sie sei „wie Millionen Menschen in Deutschland schockiert und bedrückt von dem Verbrechen“ (beides zit. nach Der Spiegel 2019). Der Bundestagspräsident Wolfgang Schäuble bezeichnete den

des Gedenkens an den Anschlag, über die berichtet und diskutiert wurde. In den Folgemonaten war der Prozess gegen den Attentäter regelmäßig Gegenstand der Berichterstattung. Nach der Verurteilung kam dieser durch verschiedene Vorfälle während seiner Haftzeit (z. B. Ausbruchsversuche) immer wieder in die Schlagzeilen (vgl. bspw. MDR 2020). In den Folgejahren wurde anlässlich der Jährung des Anschlages durch Interviews mit Gemeindemitgliedern der jüdischen Gemeinde von Halle (vgl. DLF 2020), Gedenkveranstaltungen (vgl. MDR 2022) oder Veröffentlichungen (vgl. Dirschereit 2021) der Anschlag in Erinnerung gerufen.

Die intensive, überregionale Berichterstattung ist an dieser Stelle hervorzuheben, da davon ausgegangen wurde, dass der Anschlag mit den damit einhergehenden, dargestellten gesellschaftlichen Auswirkungen Einfluss auf die vorliegende Erhebung haben könnte. So wurden die ersten elf Interviewgespräche in Hamburg und Tübingen praktisch ein Jahr (September und Oktober 2020) nach dem Anschlag geführt. Für die Interviewgespräche war es hinsichtlich eines Problembewusstseins für Antisemitismus seitens der Interviewteilnehmer zunächst interessant, ob und wie diese den Anschlag wahrgenommen haben, in welcher Form sie diesen bewerten und welche Schlussfolgerungen sie daraus ziehen. In den Gesprächen wird daher, sofern die Befragten den Anschlag nicht von sich aus ansprechen, auch eine Frage zur Wahrnehmung des Anschlages gestellt.

Insgesamt kann nur ein kleiner Teil der interviewten Studierenden (circa ein Viertel) den Anschlag von Halle ein- bzw. zuordnen und mehr als äußerst rudimentäres Grundwissen (etwa dass jemand bei dem Anschlag ums Leben gekommen ist) angeben, was angesichts der zuvor dargestellten Berichterstattung überrascht. Drei Interviewteilnehmer haben über ihre Herkunft bzw. Bekannte in Halle den Anschlag intensiver verfolgt. Diese Interviewteilnehmer berichten, wie sie noch am Tag des Anschlags bzw. kurze Zeit später mit Bekannten vor Ort geschrieben oder gesprochen haben. Die Tiefe der Wahrnehmung und Detailkenntnis geht dabei auch bei den Befragten, denen der Hergang des Anschlags bekannt ist, deutlich auseinander. So sind es nur äußerst wenige, bspw. Interviewteilnehmerin 3, bei denen deutlich wird, dass diese sich mit dem Anschlag auseinandergesetzt und auch, wie im Vorfeld vermutet, Veranstaltungen um die Jährung des Anschlages wahrgenommen haben:

Anschlag anlässlich einer Schweigeminute im Bundestag als „beschämend für unser Land“ (Jüdische Allgemeine 2019).

(41) B: (...) „Gut, jetzt letztes Jahr war ja auch der Anschlag auf die Synagoge in Halle. Ich glaube das ist ein ganz ganz starkes Symbol. Das war ja auch eher so (unv.) Reichsbürgerkreise, dass es einen wirklich noch so schlimmen Antisemitismus gibt, dass jemand bereit ist, eben Juden zu morden an Jom Kippur.“ **(Interview 3, Absatz 60)**

Befragte wie Interviewteilnehmerin 3, die über Detailwissen verfügen (in (41) deutlich durch das Wissen, dass der Anschlag an Jom Kippur stattfand), sprechen den Anschlag dabei meist von sich aus – im Kontext von Synagogenbesuchen, der Wahrnehmung von Schutzmaßnahmen oder auch als erste Assoziation – an. Wie zuvor in Kapitel 5.1.8.6 beschrieben, sind es auch diese, die den Anschlag argumentativ nutzen, um die Notwendigkeit von Schutzmaßnahmen sowie die Virulenz und Aktualität von Antisemitismus zu verdeutlichen.

Andere äußern allgemein Entsetzen oder Erschrecken über das Versagen des Staates, seiner Schutzaufgabe gerecht zu werden. Einige wenige Befragte betonen auch den antisemitischen Charakter des Anschlags, indem sie bspw. hervorheben, dass der Anschlag einer Synagoge galt.¹⁵⁰ Interessanterweise sind es oftmals diese vergleichsweise gut informierten und sich reflektiert äußernden Interviewteilnehmer, die im Gespräch betonen, wie überrascht und schockiert sie von dem Anschlag waren. So stellt Interviewteilnehmerin 3 fest: „*Da war man auf jeden Fall sehr sehr schockiert, denn ich muss ehrlich gestehen, ich hätte nicht damit gerechnet, dass das so passiert*“¹⁵¹ Anhand solcher Aussagen wird der Widerspruch zwischen der Bewertung des Attentats durch nichtjüdische Menschen und jüdische Menschen deutlich, wie er auch in der Forschung und von Experten nach dem Anschlag betont wurde. So haben bereits Jahre vor dem Anschlag jüdische Institutionen regelmäßig auf die gestiegene Bedrohungslage hingewiesen und wie im Falle von Halle um verstärkten Schutz gebeten. Über den Anschlag von Halle waren Juden entsprechend schockiert, keineswegs jedoch überrascht (vgl. Alexander 2019, Richter/Steinitz 2020). Dieser Befund lässt sich auf Basis der Korpusdaten für die Gruppe der Studierenden bestätigen.

Auf Basis dieser wie bei Interviewteilnehmerin 3 einsetzenden Erkenntnis könnte angenommen werden, der Anschlag von Halle ließe sich als eine Zäsur beschreiben, was die Wahrnehmung von Antisemitismus angeht, von ausgehend ein klareres Problembewusstsein eingesetzt haben müsste.

150 Siehe bspw. Interview 24, Absatz 31.

151 Interview 3, Absatz 66.

Dies gilt allerdings nur für einen kleinen Teil der befragten Studierenden, da zahlreiche von ihnen den Anschlag nicht wahrgenommen haben. Auf die Frage, ob sie davon gehört hätten, wird mit „*Nein, nicht wirklich*“ oder „*tatsächlich nicht*“ geantwortet. Es finden sich auch einige sehr vage Aussagen wie „*Ja, irgendwas war da. Ja, aber ich kann mich nicht weit erinnern.*“¹⁵², oder „*Bei mir klingelt da ein bisschen was, aber jetzt nicht so viel*“¹⁵³. Hier fällt ferner auf, dass es auch Studierende geisteswissenschaftlicher Fächer sind (bei denen eine verstärkte Wahrnehmung bezüglich solcher Themen hätte vermutet werden können), die den Anschlag nicht einordnen können. Interviewteilnehmerin 4, die Geschichte studiert und im Interviewgespräch angibt, an Themen wie Rassismus und Feminismus interessiert zu sein und sich diesbezüglich auch zu engagieren, antwortet auf die Frage nach ihrer Wahrnehmung des Anschlags mit: „*Das war sicherlich Thema, ja. Aber daran erinner ich mich jetzt ehrlich gesagt auch gar nicht mehr so genau*“¹⁵⁴. Zum Teil wird die geringe Wahrnehmung des Anschlags auch gerechtfertigt, bspw. indem auf ein generelles Desinteresse und einen geringen Medienkonsum oder auf eine stressige Studienphase, in der man keine Zeit gehabt habe, verwiesen wird:

(42) B: „*Das habe ich, glaube ich, gar nicht so wirklich mitbekommen. Vielleicht war es während meiner Masterarbeit. Da war ich sechs Monate quasi völlig vom Weltgeschehen abgeschlossen/aber/*“ (**Interview 23, Absatz 61**)

Interviewteilnehmerin 23 verwechselt zuvor in der Belegstelle bereits den Anschlag von Halle fälschlicherweise mit jenem in Hanau, welcher wenige Monate später nach dem in Halle im Februar 2020 stattfand. Die Verwechslung beider Anschläge tritt im Korpus auffällig oft auf, wie auch in (43):

(43) B: „*Ja, das Einzige, was ich jetzt, ich glaube, deswegen hatte ich das damit verwechselt, es gab ja in Hanau auch ein -, aber das war ja, glaube ich, etwas anderes, das hat ja eher mit Muslimischen (...) zu tun. Bin ich mir aber gerade nicht mehr so ganz sicher, ja. Mal nachschauen.*“ (**Interview 28, Absatz 41**)

152 Interview 5, Absatz 76.

153 Interview 26, Absatz 45.

154 Interview 4, Absatz 90.

Interviewteilnehmerin 28 äußert in (43) von sich aus Verwirrung und dass sie beide Vorfälle wohl verwechselt.¹⁵⁵ Sie deutet mit „Muslimischen“ auch einen der wesentlichen Unterschiede zum Anschlag von Halle an. Während der Anschlag von Hanau rassistisch motiviert war und der Attentäter neun Menschen mit Migrationshintergrund ermordete, handelte es sich beim Anschlag von Halle um den Versuch eines Massenmordes an Juden. Der Täter von Halle wählte Datum (den höchsten jüdischen Feiertag Jom Kippur) und Ort (die Synagoge von Halle) bewusst aus, um Juden zu ermorden. Beide Fälle weisen zwar wichtige und an anderer Stelle analysewürdige Parallelen auf, was bspw. die Radikalisierungsgeschichte und rechtsradikale Gesinnung des Täters angeht, können und müssen aber klar anhand ihrer rassistischen Motivation (Hanau) und der antisemitischen Motivation (Halle) unterschieden werden. Forscher betonen stets, dass Antisemitismus eben nicht unzulässig unter Fremdenfeindlichkeit subsummiert werden sollte (vgl. bspw. Bernstein/Rensmann/Schwarz-Friesel 2021), sondern als „unikales, religions-, kultur- und geistesgeschichtliches Phänomen“ (Schwarz-Friesel 2020c: 249) zu verstehen ist. Dass dies einem Großteil der befragten Studierenden nicht bewusst ist, wird besonders an den Äußerungen einiger Interviewteilnehmer deutlich, die aussagen, dass sie sich der antisemitischen Motivation des Anschlags von Halle nicht direkt bewusst waren. So stellt eine der Interviewpartnerinnen, die zudem eine Bekannte in Halle hat, mit der sie aufgrund des Anschlags korrespondiert hatte, fest: „Aber irgendwie ist es mir nicht so im Gedächtnis geblieben, dass das antisemitisch war, eigentlich (verwundert)¹⁵⁶ Auch eine andere Befragte stellt mit dem Verweis auf Halle und Hanau fest: „ich habe es nicht auf ein anderes Podest gestellt“¹⁵⁷. Eine weitere Interviewteilnehmerin äußert sich zunächst widersprüchlich:

(44) B: „Also ja, ich habe das mitbekommen, aber ich habe das nicht so direkt-. Also natürlich als antisemitisch, wie auch immer. Aber ich habe das nicht gesondert wahrgenommen, weil es ja einfach im Moment so viele Probleme gibt mit Ausländerfeindlichkeit und so weiter. Dass ich das jetzt nicht spezifiziert habe. Also so wie, also in Hanau hat ja auch einer einfach also so, zum Beispiel.“ (*Interview 18, Absatz 88*)

155 Ähnlich auch bei Interviewteilnehmern 13 und 23. Interviewteilnehmerin 23 rechtfertigt in Interview 23, Absatz 59 ihre Verwechslung, indem sie darauf verweist, dass beide Städte ähnlich klängen: „Ah, Hanau und Halle, ja, das klingt so ähnlich.“

156 Interview 11, Absatz 114.

157 Interview 15, Absatz 81.

In (44) widerspricht sich Interviewteilnehmerin 18 zunächst, indem sie den Anschlag von Halle „*natürlich als antisemitisch*“ bezeichnet, daran anschließend aber festhält, dass sie ihn nicht „*gesondert wahrgenommen*“ habe. Sie stellt den Anschlag vielmehr in eine Reihe mit anderen Anschlägen wie jenem von Hanau und betont die zurzeit vielen Probleme mit „*Ausländerfeindlichkeit*“. Neben der so erfolgten Subsummierung von Antisemitismus werden durch die erfolgte Gleichstellung von Antisemitismus und Ausländerfeindlichkeit deutsche Juden als Ausländer aus- bzw. abgegrenzt (siehe auch später Kap. 5.3.6.5).¹⁵⁸ Generell wird im Korpus an verschiedenen Stellen (besonders im Kontext des Anschlags von Halle) deutlich, dass Antisemitismus von den Studierenden mehrheitlich nicht als ein eigenes, unikales Phänomen angesehen wird, welchem gesonderte Beachtung zusteht.

Die Korpusdaten verdeutlichen ferner, wie problematische Einstellungen und Verhaltensweisen bezüglich des Anschlags von Halle auch außerhalb der Gruppe der Studierenden virulent sind. So berichtet bspw. eine Befragte von einem jüdischen Mitschüler ihres Bruders, der gerne im Unterricht über den Anschlag gesprochen hätte, während ein Lehrer dies jedoch verweigert habe.¹⁵⁹

Einige Interviewteilnehmer trennen wiederum bewusst Antisemitismus von Rassismus, führen in diesem Kontext dann aber eine Rangfolge ein, indem sie Rassismus als drängenderes oder wie in (45) präserteres Problem darstellen:

(45) B: „*Ja, also ich finde halt, wenn (...) in Deutschland waren halt mehr Anschläge zum Beispiel/der war mehr das Thema IS oder gerade aus dem Raum. (...) Also Rassismus war finde ich präsenter einfach als jetzt Antisemitismus. Aber klar schockt mich das, wenn sowas passiert. Aber egal, welche (...) Gruppe genau da diskriminiert wird.*“ (**Interview 1, Absatz 62**)

Wie in (45) oder auch zuvor (44) wird im Korpus mehrfach auf die Frequenz und Anzahl verschiedener Anschläge verwiesen und dies argumentativ genutzt, um die eigene Nichtinformiertheit bezüglich des Anschlags einiger Befragten zu rechtfertigen. An zahlreichen Stellen werden dabei

158 Interessanterweise gilt dies in diesem Falle auch für die Opfer des Anschlags von Hanau, die zum Großteil deutsche Bürger mit Migrationshintergrund waren.

159 Interview 2, Absatz 85. Dies deckt sich mit Erkenntnissen aus der Schul- und Lehrkräfteforschung zu Antisemitismus, die feststellt, dass Lehrkräfte es mitunter meiden, Antisemitismus im Unterricht zu adressieren (vgl. Bernstein/Diddens 2022: 29 ff., Wolf 2021: 255 ff.)

Gleichgültigkeit, Abgestumpftheit und Resignation gegenüber solchen Vorfällen deutlich. So stellt eine Interviewteilnehmerin bspw. bezüglich ihrer Verwechslung der Anschläge von Halle und Hanau fest:

(46) B: „*Und das habe ich auf die gleiche Stufe gestellt. Also, es hat mich nicht in dem Sinne berührt, weil ich gesagt habe, es ist schon abgeklungen so, wie weit man davon so medial so vollgespamt wird und dadurch keinen eigenen Zug dazu hat. Das klingt richtig kalt und hart. Es hat mich nicht berührt, weil es ist für mich das, was ich erwarte auch. Ich weiß, dass es halt so hier in Deutschland ist und dass bestimmte Randgruppen immer verfolgt werden.*“ (**Interview 15, Absatz 83**)

In (46) wird bei Interviewteilnehmerin 15 eine Überdrussmentalität bezüglich terroristischer Ereignisse wie dem Anschlag von Halle sehr deutlich.¹⁶⁰ Die Befragte äußert, dass sie das Empathievermögen und Mitgefühl („*es hat mich nicht berührt*“) gegenüber solchen Vorfällen verloren habe. Gleichzeitig ist sie sich bewusst, dass dies *kalt und hart* sei. Interviewteilnehmerin 15 begründet dies auch, indem sie das „*Vollspamen*“ durch die Medien anführt, wodurch man „*keinen eigenen Bezug*“ mehr zu solchen Vorfällen habe. Auch zuvor im Interviewgespräch äußert sie bereits, dass die Medien den Anschlag von Halle „*lange breitgetreten*“ hätten. Auch andere, wie Interviewteilnehmerin 2, beklagen, die Medien hätten den Anschlag „*extrem hochgepusht*“. Eine Zeit würde nur darüber berichtet werden und eine Woche später *interessiere das „gefühlt niemanden“*¹⁶¹. Interviewteilnehmer 30 wiederum beschreibt eine Normalisierung in seiner Wahrnehmung, wenn er feststellt, er hätte den Anschlag „*wie jedes andere Attentat*“ erlebt. Es ist zu konstatieren, dass diese Interviewteilnehmer zwar durch die mediale Berichterstattung (in Grundzügen) über den Anschlag informiert sind; die Art und Weise der Berichterstattung hat bei ihnen jedoch nicht zu einer Sensibilisierung oder gesteigerten Empathiefähigkeit, sondern vielmehr zu einer Abstumpfung geführt und langfristig Ablehnung erzeugt.

Belegstelle (46) verdeutlicht damit die Wichtigkeit einer medial-sinnvollen und gleichzeitig angemessenen Gedenk- und Erinnerungskultur nach terroristischen Ereignissen.¹⁶² In Forschung und Gesellschaft wird seit langem darüber diskutiert, wie eine solche aussehen sollte, genauso wie

160 Ähnlich auch in Interview 30, Absatz 59 oder Interview 2, Absatz 129.

161 Interview 2, Absatz 83.

162 Zur Rolle von Medien und zum Medienkonsum der Befragten, siehe auch ausführlich Kapitel 5.5.

immer wieder vor „Übermüdungserscheinungen“ und Formen von Überdrussmentalität diesbezüglich gewarnt wird. Auf Basis des Korpus lassen sich diese Warnungen mit Blick auf deutlich werdende Empathielosigkeit, Normalisierungstendenzen und auch Resignation bezüglich terroristischer Anschläge wie jenem von Halle unterstreichen. Die Medien haben hier die besonders herausfordernde Aufgabe, Ausprägungen von Überdrussmentalität und Abstumpfung wie in (46) nach Möglichkeit zu verhindern oder ihnen vorzubeugen. Eine umfassende Lösung, die auch den individuellen Bedürfnissen und Neigungen bezüglich Erinnerung und Gedenken entspricht, ist schwer erreichbar. Dass es hier jedoch verschiedene Möglichkeiten gibt, wird im Korpus anhand einiger Äußerungen von Interviewteilnehmern bezüglich der eingangs beschriebenen unterschiedlichen Formate, mit denen über den Anschlag berichtet oder später der Opfer gedacht wurde, deutlich. So nennt eine Befragte den Anschlag von Halle als erste Assoziation und berichtet von einem Podcast, durch den sie erst vertiefte Kenntnisse über den Anschlag bekommen hat:

(47): B: „*Wenn ich was über die Juden oder Judentum höre, denke ich an den Anschlag in Halle. Gerade aktuell einfach als erstes, weil ich das damals gar nicht so richtig mitbekommen habe, dass dort überhaupt ein Anschlag in der Synagoge war und als es dann groß wurde, hat man auch verschiedenste Medienberichte wieder gehört und ich habe mir einen Podcast angehört von, darf ich Namen nennen? (I: Ja klar.) Thilo Mischke und der hat sich mit einer unterhalten, die dort jeden Tag in so eine Gruppe geht. Und da war ja so ein besonderer Feiertag von denen, wo sie den Toten, glaube ich, gedenken und verstorbenen Familienmitglieder oder irgendwie so ähnlich, und sie hat in diesem Podcast, wo ich auch Tränen bekommen habe, erzählt, wie sie diesen Anschlag halt erlebt hat. (...)*“ **(Interview 27, Absatz 15)**

In (47) wird deutlich, dass alternative und besonders authentische Formen der Berichterstattung und Aufarbeitung, wie in diesem Fall über das Format eines Podcast über die Betroffenenperspektive, zu einem vertieften Wissen („*Anschlag in der Synagoge, besonderer Feiertag*“) und zur verstärkten Empathie mit den Opfern führen („*wo ich auch Tränen bekommen habe*“). Bei einer anderen Befragten wird die Wichtigkeit der sozialen Medien deutlich. Sie berichtet davon, wie sie über Instagram von Gedenkaktionen

und Gedenktagen erfährt.¹⁶³ Die Wichtigkeit der Aufarbeitung, auch Jahre nach einem Anschlag, gerade auch unter Einbezug verschiedenster Formate und Medien, kann damit auf Basis des Korpus betont werden.

Insgesamt ist bezüglich des Anschlags von Halle festzuhalten, dass nur ein kleiner Teil der Studierenden diesen wahrgenommen und als antisemitisch eingeordnet hat, was angesichts der Berichterstattung und der Tatsache, dass es sich bei den interviewten um Studierende (oftmals geisteswissenschaftlicher Fächer) handelt, in seiner Deutlichkeit überrascht. Diese mangelhafte Wahrnehmung des Anschlags, die fälschlichen Subsummierungen, unzulässigen Relativierungen sowie die deutlich werdende Gleichgültigkeit und Resignation unter den Interviewteilnehmern reihen sich dabei in das bereits zuvor im Kapitel dargestellte Wahrnehmungs- und Akzeptanzproblem von Antisemitismus unter Studierenden ein.

5.1.8.8 Nennung und Wahrnehmung anderer antisemitischer Vorfälle

Im Textkorpus finden auch weitere antisemitische Vorfälle Nennung, die Rückschlüsse auf die Wahrnehmung von Antisemitismus unter Studierenden zulassen. So erinnern sich einige Befragte neben dem Anschlag von Halle an andere, explizit von ihnen als antisemitisch bezeichnete Anschläge oder Vorfälle, bspw. in Berlin, Ulm oder Lübeck.¹⁶⁴ Die Studierenden haben davon meist gehört, da sie selbst einen Bezug (meist durch Herkunft) zu der entsprechenden Stadt haben. Auch hier finden sich ähnlich wie in (44) mit der Verwechslung von Halle und Hanau Aussagen, die verdeutlichen, dass sich viele Interviewteilnehmer nicht bewusst sind, ob und wann eine explizit antisemitische Motivation einem Anschlag zugrunde liegt. So werden bspw. auch Anschläge wie jener auf dem Berliner Weihnachtsmarkt am Breitscheidplatz 2016 genannt. Genauso zeigen einige Interviewteilnehmende vertieftes Detailwissen, bspw. wenn im Kontext antisemitischer Anschläge jener auf Charlie Hebdo genannt wird, bei dem die Attentäter auch einen koscheren Supermarkt angriffen, um dort Juden zu töten.¹⁶⁵ Neben

163 Interview 4, Absatz 92.

164 Siehe Interview 12, 15 und 16.

165 Derselbe Interviewteilnehmer 24 berichtet in Interview 24, Absatz 49 auch, wie ihm bei der Lektüre von Goethes Faust verschiedene antisemitische Stereotype aufgefallen sind. Eine solche Sensibilisierung, einhergehend mit Detail- und Fachwissen, findet sich nur in einem Bruchteil der Interviewgespräche.

Anschlägen berichten einige Befragte von der ihnen bekannten Problematik des Tragens jüdischer Symbole, wie Kippa oder Davidsternkette. Zwei Interviewteilnehmer erinnern sich vage an antisemitische Vorfälle bei Demonstrationen und damit Diskussionen um Flaggenvorhänge während des Al-Quds-Marsches in Berlin.¹⁶⁶ Wie bereits zuvor dargestellt, werden von wenigen auch die Covid-Demonstrationen genannt, bei denen es zur Tradierung antisemitischer Stereotype kam. Es finden sich weitere Einzelnenungen, die (meist unsicher) angeschnitten werden, wie die Bedrohungen eines jüdischen Schülers in Berlin oder die Debatte um die Echoverleihung an die Rapper Farid Bang und Kollegah.¹⁶⁷ Es wird im Korpus deutlich, dass diejenigen, die durch das Erleben und die Erzählungen von Bekannten einen persönlichen Bezug zu Antisemitismus haben, solche Vorfälle recht detailreich wiedergeben können, z. B. Interviewteilnehmer 7:

(48) B: „Ich habe gehört von einer Freundin von meiner Freundin, dass ihr Freund einmal durch die Straßen gelaufen ist, weil er sich mit einem anderen so eine Wette abgeschlossen hat. Der hat gesagt, das stimmt ja gar nicht, dass die Juden hier so angegriffen werden. Er soll sich eine Kippa aufgesetzt haben und durch die Straßen gelaufen sein, um das zu testen. Er wurde tatsächlich verprügelt.“ **(Interview 7, Absatz 66)**

Erzählungen wie in (48)¹⁶⁸ werden, ähnlich wie zuvor in (41), von Befragten angeführt, um aufzuzeigen, dass Antisemitismus ein gegenwärtiges, virulentes und ernstzunehmendes Problem darstellt. In den Belegstellen zeigen sich die Interviewteilnehmer schockiert, entsetzt, überrascht und mitunter auch resigniert ob der jeweils geschilderten Begebenheit. In (48) wird dies durch den letzten Satz „Er wurde tatsächlich verprügelt“ deutlich. Das Erfahren über Antisemitismus durch authentische Berichte wie in (48) scheint damit die Sensibilisierung und Betroffenheit zu erhöhen.

Wovon mehrere Interviewteilnehmer berichten, sind antisemitische Witze, die sie entweder selbst, in ihrem sozialen Umfeld oder früher in der

166 Siehe Interview 2 und 14.

167 Diese Nennungen sollten jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass ein großer Teil der Interviewteilnehmer keine besondere Wahrnehmung von Antisemitismus hat und nicht über spezifische Vorfälle berichten kann.

168 Hier ist auffällig, dass die von Interviewteilnehmer 7 erzählte Geschichte in Grundzügen einem Vorfall in Berlin von 2018 ähnelt. Ein israelischer Araber trug als „Experiment“ eine Kippa, um zu zeigen, dass dies ungefährlich sei, und wurde anschließend antisemitisch angegriffen (vgl. Deutsche Welle 2018).

Schule gehört haben.¹⁶⁹ Einige erzählen dabei, wie üblich dies in der Schule war, oder wie neuerdings auch antisemitische Memes geteilt werden. Diese Beschreibung der Befragten deckt sich damit mit Forschungsergebnissen, wonach antisemitische Witze an Schulen ein präsentes Problem darstellen (vgl. Bernstein 2018: 67 ff., Wolf 2021: 85 ff.). Bei den Interviewteilnehmern klingt hierbei jedoch ein Unrechtsbewusstsein im Sinne einer negativen Bewertung durch. So erzählt Interviewteilnehmerin 11, wie sie auf einen antisemitischen Witz ihres Bruders mit „Hä, was geht bei dir?“¹⁷⁰ reagiert habe. Ähnlich wie bei Interviewteilnehmerin 11 finden sich im Korpus weitere Belegstellen, in denen Befragte über Antisemitismus im Familien- oder Freundeskreis berichten. So berichtet Interviewteilnehmerin 10, wie antisemitische Stereotype von ihrem Großvater¹⁷¹ auf ihren Vater weitergegeben und weitererzählt wurden:

(49) B: „*Da fällt mir sowas ein/Also mein (...) mein Opa, der hat auch noch halt so ein bisschen von der nationalsozialistischen Herrschaft und so miterlebt und der hat da auch meinem Vater irgendwie mal sowas erzählt, dass die Juden da im Dorf alle so reich waren oder sowas. Dann hat mein Vater das halt so uns erzählt. Oder ich weiß gar nicht mehr genau, wie es war. Aber irgendwie halt, dass mein Vater da auch schon noch so Vorurteile dann hatte und so und das halt einfach so geglaubt hat dann eigentlich. Wo man schon ganz eindeutig halt diese Vorurteile bemerkt hat.“*

I: „*Habt ihr dann drüber gesprochen oder irgendwas? Oder wie habt ihr dann/“*

B: „*Ja, da hat meine Schwester dann halt sowas gesagt mit äh, dass sie das nicht okay findet und so.“ (Interview 10, Absatz 56)*

Anhand von (41) wird dabei deutlich, wie antisemitische Stereotype über Generationen weitergegeben werden und sich manifestieren. Positiverweise wird jedoch auch der Effekt von Schulbildung und steigender Sensibilisierung deutlich, indem Interviewteilnehmerin 10 klar benennt, dass ihr Vater Vorurteile habe und sie dessen Verhalten insgesamt negativ bewerte. Auch dass die Schwester von Interviewteilnehmerin 10 dem Vater gegenüber ihre Ablehnung geäußert hat, ist hervorzuheben.

169 Vgl. bspw. Interview 25, Absatz 41.

170 Interview 11, Absatz 38.

171 Siehe auch ähnlich in Interview 25, Absatz 47.

Aufgrund der Diversität der interviewten Studierenden bietet der Korpus einen Blick in das Vorkommen von Antisemitismus in einer größeren Bandbreite der Gesellschaft und ist nicht auf die Studierendenschaft beschränkt. So haben die Interviewteilnehmer unterschiedlichste Hintergründe und verschiedene Sozialisationen durchlaufen und entsprechend in verschiedenen Milieus und Situationen Antisemitismus wahrnehmen können. So erzählt ein älterer Interviewteilnehmer von seiner Zeit bei der Bundeswehr und wie er dort Antisemitismus in Form von ‚Traditionspflege‘, die in einigen Aspekten auf die Wehrmachtszeit ausgerichtet sei, erlebt habe. In diesem Kontext spricht er auch die verschiedenen antisemitischen Vorfälle beim Kommando Spezialkräfte in Calw an.¹⁷² Eine andere Befragte berichtet, wie ihre Mutter, die im Kindergarten arbeitet, ihr von vorkommendem Antisemitismus bei Kindern mit Fluchtgeschichte erzählt hat. Eine andere Interviewteilnehmerin wiederum beschreibt, wie der jüdische Schulleiter einer Schule, die sie kennt, aufgrund seiner jüdischen Herkunft diskriminiert und körperlich angegriffen wurde. Anhand der Korpusdaten kann damit ganz klar der Befund, wonach Antisemitismus nach wie vor als ein gesamtgesellschaftliches Phänomen zu betrachten ist, unterstrichen werden.

5.1.9 Zwischenfazit

In Kapitel 5.1 wurden verschiedene Aspekte bezüglich des Wissenstandes der Interviewteilnehmer zum Judentum und über Juden analysiert. Hierbei wurde deutlich, dass bei einem Gros der Befragten hier vor allem starkes Unwissen herrscht. Vorhandenes Wissen beschränkt sich meist auf Grundlagen, die in der Schule erworben wurden. Die Analyse hat hier gezeigt, dass persönlicher Kontakt und Begegnung, der Besuch von Synagogen, Sichtbarkeit im Stadtbild oder auch Formate wie Podcasts und Serien nicht nur das Wissen über, sondern auch das Interesse am Judentum fördern. In den meisten Fällen wird Wissen zum Judentum durch die NS-Zeit und den Holocaust dominiert bzw. darauf reduziert. Im Korpus ist hier zudem eine hohe Emotionalisierung kennzeichnend. Zum Teil wurden auch klare Zerrbilder deutlich, bspw. wenn das Bild vom Judentum klar durch Ultra-

¹⁷² Bei der Eliteeinheit der Bundeswehr wurden in den letzten Jahren verschiedene Fälle von Antisemitismus publik. Ehemalige Kommandosoldaten engagierten sich ferner in Querdenker- und Reichsbürgerkreisen (vgl. Pindur 2021).

orthodoxe dominiert wird. Das meiste Wissen konnten die Interviewpartner im Kontext der Frage nach bekannten Vorurteilen und Stereotypen aufweisen. Hier wurden zahlreiche klassische Stereotype benannt und zum Teil detailliert ausgeführt. Moderne Formvarianten fanden praktisch keine Nennung. Gleichzeitig wurden von einigen Befragten auch klassische Stereotype tradiert, wobei durch die Verbalisierung deutlich wurde, dass ihnen diese nicht nur bekannt sind, sondern sie diese auch teilen bzw. als zutreffend einschätzen. So finden sich im Korpus bspw. das Stereotyp der VERSCHWÖRUNG oder das von JUDEN ALS GELDMENSCHEN. Hiermit wird bereits an dieser Stelle der Forschungsarbeit deutlich, dass auch unter Studierenden antisemitische Einstellungen vorherrschen, die mittels der gewählten Methodik messbar und nachweisbar sind. Hervorzuheben ist, dass es sich hierbei um klassische Stereotype handelt, welche eigentlich am stärksten vom Effekt der sozialen Erwünschtheit betroffen sind und dennoch offen von einigen Befragten kommuniziert wurden.

Außerdem lässt sich bei zahlreichen Studierenden ein mitunter deutliches Wahrnehmungsproblem und eingeschränktes Problembewusstsein hinsichtlich Antisemitismus konstatieren. Zum Teil ist den Befragten nicht bekannt, was Antisemitismus ist; mehrfach wird er fälschlich unter andere Phänomene wie Rassismus und Ausländerfeindlichkeit subsummiert oder durch den Vergleich zu diesen relativiert. Einige verneinen auch, dass es Antisemitismus gibt, oder sehen ihn als ein Problem der Vergangenheit. Auffällig ist ferner, dass Anschläge wie der von Halle nur von einem Teil der Interviewteilnehmer als antisemitisch klassifiziert werden bzw. ihnen überhaupt bekannt sind. Diese Uninformiertheit vieler wurde besonders durch die Nacherhebung in Hamburg deutlich, bei der alle drei zusätzlich Befragten nichts von dem wenige Tage zuvor und nur wenige Kilometer entfernt stattgefundenen antisemitischen Anschlag mitbekommen hatten.¹⁷³ Die Uninformiertheit einiger Interviewteilnehmer ist insofern verwunderlich, als dass es gerade Studierende (besonders geistes- und sozialwissenschaftlicher Fächer) sein sollten, die eine gewisse Informiertheit an den Tag legen, da eine solche in ihrem Studium und/oder privat zumindest eine

173 Durch die geringe Anzahl von drei durchgeführten Interviewgesprächen für die Nacherhebung sind keine repräsentativen Aussagen möglich. Die Nacherhebung in Hamburg ist daher eher als ‚Schlaglicht‘ zu verstehen, auf dessen Basis erste vorläufige Hypothesen aufgestellt werden können. Um hier aussagekräftige und empirisch valide Aussagen treffen zu können, wäre ein langfristiges Monitoring notwendig.

entsprechende Rolle spielen sollte.¹⁷⁴ Hier war auch auffällig, dass einige Befragte sehr selbstbewusst aufraten und sich informiert gaben, was dann wiederum in deutlichem Widerspruch zu später geäußertem Wissen und auftretenden Wissens- und Informationslücken stand. Dies deckt sich mit Ergebnissen der empirischen Antisemitismusforschung, denen zufolge es gerade Gebildete sind, bei denen mit Blick auf Antisemitismus eine „offensive Selbsterhöhung“ (Reinharz/Schwarz-Friesel 2013: 351 ff.) charakteristisch ist. Deutlich wurde ferner, dass die Schutzmaßnahmen vor jüdischen Einrichtungen von vielen Interviewteilnehmern wahrgenommen und oft von ihnen aus thematisiert werden. Hier lassen sich jene Befragten ausmachen, welche diesen Schutz teilweise nicht nachvollziehen können, ihn als überzogen einschätzen und aussagen, alle Gruppen bzw. in diesem Falle religiösen Einrichtungen sollten gleichermaßen geschützt werden und diese Maßnahmen würden auf sie abschreckend wirken. An dieser Stelle wird aber die große Heterogenität des Korpus deutlich. So führen einige Interviewteilnehmer die Schutzmaßnahmen wie auch den Anschlag von Halle argumentativ an, um aufzuzeigen, dass diese eben notwendig seien. Bei diesen Interviewteilnehmern lässt sich meist ein klares Problembewusstsein für Antisemitismus konstatieren: Sie benennen Antisemitismus eindeutig als drängendes Problem, haben antisemitische Anschläge wie bspw. jenen von Halle verfolgt und bringen Juden Verständnis und Mitgefühl entgegen. Mitunter wird auch eine tiefergreifende Detailkenntnis deutlich, bspw. wenn auf die lange Historie der Judenfeindschaft verwiesen wird.

5.2 Überdrussmentalität und Schlussstrichforderung: Haltungen zu deutscher Geschichte und Verantwortung

Nachdem in 5.1 Aspekte der Wahrnehmung von Judentum, Juden sowie Antisemitismus fokussiert wurden, werden in diesem Teil die Einstellungen der Interviewteilnehmer zur deutschen Geschichte und deutschen Verantwortung analysiert. Ziel des zugrunde liegenden Hauptfrageblocks war es, mögliche Ausprägungsformen des Post-Holocaust-Antisemitismus zu erfassen. Dieser kennzeichnet sich insbesondere durch die Überdruss- und Schlussstrichmentalität, weswegen gerade hierauf ein Fokus gelegt und geschaut wurde, ob und wie Studierende sich in Richtung einer solchen

¹⁷⁴ In diesem Zusammenhang traten im Korpus einige interessante Hinweise auf den Medienkonsum der Interviewteilnehmer zutage (vgl. Kap. 5.5).

Denkart äußern. Die in diesem Zusammenhang im Korpus auftretenden Motive und Auffälligkeiten, wie auch bekannte Textstrategien und Argumentationsmuster, werden im Folgenden dargestellt.

5.2.1 Betonung von vergangener Zeitspanne und (persönlicher) Nichtinvolviertheit

Im Kontext einer codierten Überdrussmentalität verweisen die Interviewteilnehmer argumentativ am häufigsten auf die aus ihrer Sicht lange vergangene Zeitspanne und ihre persönliche Nichtinvolviertheit. Bspw. betont eine Interviewteilnehmerin: „*Also das ist schon eine Geschichte, die ist jahrelang her, viele Menschen sind dabei gestorben, man kann es langsam echt mal ruhen lassen, es ist nicht mehr dieselbe Zeit, ja.*“¹⁷⁵ Ein anderer Interviewteilnehmer äußert in (50) explizit seinen Eindruck, dass Deutschland der Holocaust von internationaler Seite vorgeworfen werde; es wird deutlich, wie dies bei ihm ein Ungerechtigkeitsgefühl auslöst:

(50) I: „*Hast du den Eindruck, dass uns das immer noch vorgeworfen wird?*“

B: „*Ja, leider. International, glaube ich, wird uns vorgeworfen, dass wir da, ja weiß ich nicht, diese Taten begangen zu haben. Was ja schon teilweise über 60 Jahre (zögert) fast, mehr als das. 70.*“

I: „*Mehr sogar.*“

B: „*Also ich habe die Taten damals nicht begangen. Meine Oma und Opa sind Sudetendeutsche, die sind ja eh geflüchtet dann quasi nach Deutschland. Man weiß, okay, also da ist was passiert und es ist halt auch eine Art von Minderheit. Man muss dann einfach sagen, okay, wir wissen es. Wir tun vieles in der Bevölkerung, um das halt nicht zu wiederholen. Deswegen ist das immer wichtig, auch für die Amtsträger wichtig, da Aufklärung zu betreiben. Also ich würde, will ich mir nicht aufsetzen lassen, weil ich habe das nicht gemacht.*“ (**Interview 8, Absatz 90**)

Interviewteilnehmer 8 stützt das von ihm empfundene Unrechtsgefühl auf zwei aufeinander aufbauende Argumente: Zunächst verweist er auf die lange Zeitspanne (welche er falsch beziffert), die seit der NS-Zeit vergan-

175 Interview 28, Absatz 23.

gen sei, um dann darauf aufbauend zu betonen, dass er selbst „*die Taten damals nicht begangen*“ habe und entsprechend nicht dafür verantwortlich sei. Bei der Bezifferung der Zeitspanne nutzt er zudem die Formulierung „*ja schon*“, was den relativierenden und rechtfertigenden Charakter seiner Aussage zusätzlich verstärkt. Das in (50) auftretende Argumentationsmuster, mit Verweis auf die vergangene Zeitspanne Verantwortung abzuweisen, indem die eigene Nichtinvolviertheit betont wird, findet sich im Korpus mehrmals.¹⁷⁶

Häufig werden im Korpus zur Festigung der Argumentation, wie aus der Forschungsliteratur bekannt, explizit biografische Auskünfte genannt, um die eigene Argumentation in diesem Zusammenhang zu stärken (vgl. Reinharz/Schwarz-Friesel 2013: 360 f.). So verweist der Interviewteilnehmer in (50) explizit auf die eigene familiäre Fluchtgeschichte seiner Großeltern aus dem Sudetenland. Hier ist interessant, dass der Befragte mit der Abweisung der persönlichen Verantwortung für die deutsche Geschichte und der eigenen Familiengeschichte zwei Dinge miteinander verbindet, die eigentlich nicht in Beziehung zueinanderstehen. So ist nicht ersichtlich, welcher kausale Zusammenhang zwischen persönlicher, familiärer Fluchtgeschichte und der persönlichen Involviertheit des Befragten in der NS-Zeit bestehen sollte. Vielmehr erfolgt hier, durch das Anbringen der eigenen Familiengeschichte, ein Vergleichen bzw. Aufrechnen von Leid und damit die Anwendung einer Relativierungsstrategie (vgl. Reinharz/Schwarz-Friesel 2013: 383 ff.). Solche Relativierungen sind in zahlreichen weiteren Belegstellen zu finden. So verweisen andere Befragte im Kontext der eigenen Nichtinvolviertheit während der NS-Zeit bspw. auf ihre eigene Religionszugehörigkeit (Interview 20) oder ihren eigenen Migrationshintergrund (Interview 9).

Die (zum Teil beinahe obsessive) Betonung der eigenen Nichtinvolviertheit während der NS-Zeit ist im Korpus mehrmals auffällig. So ist es selbst-erklärend, dass von den Interviewten niemand selbst zur NS-Zeit gelebt hat; genauso macht sie niemand ernsthaft persönlich für die Verbrechen während der NS-Zeit verantwortlich. Den Interviewteilnehmern scheint dieser selbstverständliche Umstand dennoch so wichtig zu sein, dass sie sich genötigt sehen, ihn häufig anzuführen und oftmals auch (wie in (50)) mehrfach zu wiederholen. Interessant ist dabei, dass die Interviewteilnehmer im selben Kontext die Wichtigkeit von Erinnerungskultur und Gedenken hervorheben. In (50) rechtfertigt sich der Befragte sogar, indem er

176 Siehe auch zuvor bspw. in Belegstelle (3) oder in Interview 9, Absatz 119: „*das X-Fache seines eigenen Alters*“.

betont: „*Wir tun vieles in der Bevölkerung, um das halt nicht zu wiederholen*“. Andere Interviewteilnehmer berichten von persönlichem Engagement und wie sie selbst gedenken. Diese Darstellung entspricht der von der Forschung als irrtümlich entlarvten Konzeptualisierung, dass es nach 1945 eine ausführliche und vollumfängliche Aufarbeitung und Vergangenheitsbewältigung gegeben habe (vgl. Reinhartz/Schwarz-Friesel 2013: 283). Dass dies imaginiert und nie ausreichend geschehen ist, wurde in verschiedenen Studien gezeigt (Kämper 2007 und 2005, Wolgast 2001).

Im vorliegenden Textkorpus ist auffällig, dass eine positive Darstellung und Hervorhebung der Erinnerungskultur selten einfach nur für sich stehen, sondern meist im Zusammenhang von einem oder mehreren der geschilderten Argumentationsmuster der Relativierung, Vermeidung oder Rechtfertigung begleitet werden. Auf der einen Seite wird die Bedeutung und Relevanz von Erinnerungskultur sowie eines ‚Nie wieder‘ wie eine Art ‚Monstranz‘ vor sich hergetragen. Auf der anderen Seite wird gleichzeitig eine Distanz aufgebaut und Verantwortung von sich geschoben. Dass Fragen und Thematiken rund um die Erinnerungskultur eine gesamtgesellschaftliche und nationale Aufgabe sind und in Verantwortung aller (gerade auch der nachfolgenden Generationen) liegen, wird von den Befragten dabei häufig ausgeblendet bzw. nicht verbalisiert. Die Erinnerungskultur wird auch von vielen Studierenden vielmehr als überholt und störend empfunden und lässt sich wie in der Forschung als „lästige Bürde“ (Reinhartz/Schwarz-Friesel 2013: 282) beschreiben. Es entsteht der Eindruck, dass sich einige Interviewteilnehmer auf der ‚Anklagebank‘ bzw. einem Rechtfertigungsdruck ausgesetzt sehen, weswegen sie auf der anderen Seite die selbstverständliche persönliche Nichtinvolviertheit hervorheben oder auf die zurückliegende Zeitspanne und eigene biografische Angaben verweisen. Damit erhöhen sie die eigene Position und kaschieren den Rechtfertigungsdruck sowie die empfundene Ungerechtigkeit. Gleichzeitig wird die Bedeutung der zunächst hervorgehobenen Erinnerungskultur geschwächt und relativiert. Der Aufbau eines positiven Selbstbildes wird dabei in der Forschung als Kennzeichen von Legitimierungsstrategien beschrieben (vgl. Reinhartz/Schwarz-Friesel 2013: 351).

Eine andere Interviewteilnehmerin wiederum argumentiert mit der lang vergangenen Zeitspanne, indem sie ihr Verständnis über noch stattfindende NS-Täterprozesse äußert:

(51) B: „*(...) und dann auch immer noch diese Schuldfrage und ja, also ich finde es einfach spannend, sich selber damit zu befassen und deswegen*

befasse ich mich auch, oder wir uns zu Hause auch damit, weil es einfach auch schade ist, dass viele immer sagen: Ja, also die sind alle schuld. Zum Beispiel kam letztens in den Nachrichten in Belgien, in Schleswig-Holstein wird jetzt eine 97-jährige Frau verurteilt und lebenslänglich in das Gefängnis gesteckt, weil sie die Sekretärin in einem KZ war. Ich kann verstehen, dass wir noch solche Prozesse führen und es ist auch richtig, Leute, die daran beteiligt waren, wenn es möglich um schlimme Sachen ging, dass man die quasi noch versucht zu verurteilen. Aber sagen wir doch mal, eine 97-jährige Frau, die hat ihr ganzes Leben nichts mehr gemacht. Die hat richtig wahrscheinlich alles bereut, was sie damals gemacht hat, weil sie ihren Job vielleicht machen musste. Man weiß es nicht genau. Aber wenn man sich mal vorstellt, sie soll jetzt lebenslänglich in das Gefängnis nach 75 Jahren. Ich weiß nicht, ob man so was noch machen muss und ob wir nicht an anderer Stelle diese Kraft lieber investieren anstatt in so einem Gerichtsprozess von einer 97-jährigen Sekretärin, die wahrscheinlich nicht mal was dafür konnte, man weiß es nicht. Aber oft haben die Leute ja auch den Job machen müssen oder die Tätigkeit ausführen müssen, weil sie es mussten. (...)“ (Interview 27, Absatz 35)

Zunächst wird in (51) eine ausgeprägte Überdrussmentalität deutlich. Mit der Aussage „*immer noch diese Schuldfrage*“ deutet die Befragte an, dass dies eigentlich doch endlich abgeschlossen sein müsse.¹⁷⁷ Gleichzeitig äußert sie ihr Bedauern und Unverständnis dafür, dass ihrer Wahrnehmung nach allen Deutschen, die damals gelebt haben, der Holocaust bzw. die NS-Zeit kollektiv vorgeworfen werde. Von welcher Seite dieser Vorwurf kommt, bleibt dabei unklar. Sie behauptet lediglich, „*viele*“ würden dies immer sagen. Interessant ist das von der Interviewteilnehmerin anschließend angeführte und ausgeführte Beispiel eines NS-Täter-Prozesses sowie ihre diesbezügliche Argumentationsweise. Ähnlich wie andere Befragte wird auch hier zunächst eine Einsicht formuliert und in diesem Falle die Wichtigkeit von NS-Täter-Prozessen anerkannt. Dies geschieht dabei jedoch in Form einer Ja-Aber-Konstruktion: Direkt im Anschluss an die formulierte Einsicht, dass solche Prozesse wichtig seien, wird dies argumentativ mit dem angeführten Beispiel des Prozesses um eine 97-jährige KZ-Sekretärin und die lang vergangene Zeitspanne relativiert. Diese Frau, so die Inter-

¹⁷⁷ Ein weiterer Interviewteilnehmer formuliert dies ähnlich mit dem Blick in die Zukunft: „*Noch kann man es rechtfertigen, dass es auch auf den Tisch kommt*“ (Interview 9, Absatz 125). Dies impliziert, dass es in (naher Zukunft) nicht mehr gerechtfertigt sein werde, die NS-Zeit und den Holocaust derart zu thematisieren.

viewteilnehmerin, habe „*ihr ganzes Leben nichts mehr gemacht*“ und „*wahrscheinlich alles bereut, was sie damals gemacht hat*“. Es wird angeführt, dass sie „*wahrscheinlich nicht mal was dafürkonnte*“ und vermutlich gezwungen war, die Tätigkeit auszuführen, also gar keine andere Wahl gehabt habe. Dass die Befragte hier Vermutungen über eine angebliche Nichtinvolviertheit der Angeklagten aufstellt und sich auch bewusst ist, dass sie diese Behauptung nicht mit Fakten absichern kann, wird durch die zweifache Verwendung des Wortes „*wahrscheinlich*“ deutlich. Die zuvorderst erfolgte Anerkennung der Wichtigkeit von NS-Täter-Prozessen wird durch diese Argumentation abgeschwächt und dient zur Entlastung bzw. zur Aufrechterhaltung des positiven Weltbildes der Interviewteilnehmerin. Zugleich wird durch die Anerkennung von Leid und die anschließend indirekt formulierte Schlussstrichforderung eine klassische Relativierungsstrategie genutzt.

Zu betonen ist ferner, dass die Befragte ihr Unverständnis darüber äußert, eine 97-jährige Person nach über 75 Jahren noch vor Gericht zu stellen, aber nicht die Tatsache bemängelt, dass es erst nach 75 Jahren zu einer Anklage und einer juristischen Aufarbeitung kam. Ferner ist auf die von der Interviewteilnehmerin verbalisierte Vorverurteilung hinzuweisen: Die Befragte behauptet, dass die Angeklagte „*verurteilt und lebenslänglich in das Gefängnis gesteckt*“ werde, obwohl zum Zeitpunkt des Interviews (Oktober 2021), das Verfahren des Falls, auf den sie sich aller Wahrscheinlichkeit nach bezieht, gerade erst begonnen hatte.¹⁷⁸ So sind weder eine mögliche Verurteilung noch eine lebenslange Haft sicher, werden aber von der Interviewteilnehmerin so verbalisiert, als seien diese bereits gesetzt. Auffällig ist in (51) außerdem, dass von der Befragten an keiner Stelle die Opferperspektive einbezogen oder diesbezüglich Empathie geäußert wird. Dass die Prozesse um NS-Verbrechen und die Anerkennung von Unrecht auch eine entscheidende Rolle für Überlebende, Betroffene oder Nachfahren haben, wie auch eine starke symbolische Funktion für den Umgang Deutschlands mit seiner Vergangenheit, wird von der Interviewteilnehmerin nicht verbalisiert.

An dieser Stelle ist eine Detailanalyse, gerade auch des von ihr geschilderten Falls, interessant. Die Befragte bezieht sich in (51) sehr wahrscheinlich auf den Prozess um Irmgard F., die zum Zeitpunkt des Interviewge-

178 Das Verfahren ist nach wie vor nicht abgeschlossen. Im September 2022 sagte eine Juristin, die zu dem Fall vorermittelte, aus und betonte, dass die späte Anklage ein „juristisches, politisches und gesellschaftliches Versagen“ sei (vgl. NDR 2022b).

sprächs (Oktober 2021) der Beihilfe zum Mord in über 11 000 Fällen vor dem Landgericht Itzehoe angeklagt war.¹⁷⁹ Die Angeklagte hatte zwischen 1943 und 1945 im KZ-Stutthof als Sekretärin und Stenotypistin gearbeitet. Für überregionales Aufsehen sorgte der Fall im September 2021, als die Angeklagte nicht zum vorgesehenen Prozessbeginn erschien, dieses zuvor in einem Brief ankündigte und anschließend in Untersuchungshaft kam (vgl. NDR 2022). In (51) benennt die Interviewteilnehmerin sicher einige konkrete Details des Falls, wie bspw. das genaue Alter der Angeklagten oder dass der Fall in Schleswig-Holstein verhandelt wird. Gleichzeitig führt sie aber auch vage Behauptungen aus, wie oben angeführt, dass die Angeklagte „*alles bereut*“, nichts „*dafür konnte*“, oder gezwungen war, im KZ zu arbeiten. Mit genauerem Blick auf den Fall lässt sich festhalten, dass wenig für diese von ihr angestellten Vermutungen spricht bzw. sich diese sogar eindeutig widerlegen lassen (auch die im Dezember 2022 zunächst stattgefundene Verurteilung unterstreicht dies). So hatte die Angeklagte im Prozess alles andere als Reue oder Einsicht gezeigt. Sie ließ im Gegenteil durch ihren Anwalt bestreiten, „persönlich eine strafrechtliche Schuld auf sich geladen zu haben“ (zit. nach Jüttner 2021a). Die eingeleiteten Ermittlungen soll sie als „lächerlich“ bezeichnet und von einem „reinen Gewissen“ gesprochen haben (zit. nach Jüttner 2022). Genauso soll sie in dem Brief, den sie vor Prozessbeginn an den Richter schickte und ihr Fehlen ankündigte, ihr Unverständnis geäußert haben, jetzt zur Verantwortung gezogen zu werden, worüber ausführlich in verschiedenen Medien berichtet wurde (Jüttner 2021a, Jüttner 2021b). Auch die von Interviewteilnehmerin 27 aufgestellten Behauptungen, dass die Angeklagte „*nichts dafür konnte*“ oder keine Wahl hatte, lassen deutliche Zweifel zu. So kamen im Prozessverlauf zahlreiche Zeugen und Sachverständige zu Wort, welche über die Verbrechen im Lager berichteten oder schilderten, dass das Wissen darüber auch bei den Bediensteten weit verbreitet war. Der Historiker Stefan Hördler betont in einer Stellungnahme, dass es die „*freie Entscheidung*“ der Angeklagten war, im Lager zu arbeiten, und sie jederzeit hätte gehen können (vgl. NDR 2022).

Mit Blick auf (51) ist es daher besonders interessant und hervorzuheben, dass die Interviewteilnehmerin auf der einen Seite über konkretes Fakten-

¹⁷⁹ Irmgard F. wurde im Dezember 2022 der Beihilfe zum Mord in Tausenden Fällen schuldig gesprochen und zu einer Jugendstrafe von zwei Jahren auf Bewährung verurteilt (vgl. Der Spiegel 2022). Das Urteil wurde aber nicht rechtskräftig und der Bundesgerichtshof in Leipzig wird im Sommer 2024 über den Fall verhandeln.

wissen verfügt, welches sie über den Konsum von Medien („Nachrichten“) erlangt hat. Gleichzeitig stellt sie im selben Zusammenhang auch Falschbehauptungen auf. Diese hat sie sehr wahrscheinlich nicht aus den Medien erhalten, sondern sie entspringen ihrer eigenen Gedanken- und Gefühlswelt. Das wird auch im weiteren Gesprächsverlauf zusätzlich verdeutlicht. Dort begründet und rechtfertigt sie ihre Aussagen, indem sie auf Soldaten verweist, die keine andere Wahl gehabt hätten, Verbrechen zu begehen, da sie sonst selbst ermordet worden wären:

(52) B: „*(...) Und wenn es auch keine anderen Möglichkeiten gab als Soldat zum Beispiel und du hast das bekommen, die Ansage bekommen, du musst jetzt diesen oder diese erschießen oder dies und das tun, du hast es nicht getan und wusstest, du stirbst dann. Also man kann sich das halt gar nicht vorstellen. (...)*“ **(Interview 27, Absatz 35)**

Die Befragte argumentiert hier mit der geläufigen Behauptung, deutsche Soldaten seien generell gezwungen worden, Kriegsverbrechen zu begehen oder in Konzentrationslagern zu arbeiten, und hätten „keine Wahl gehabt“, da sie sonst selbst getötet worden wären. Der sogenannte „Befehlsnotstand“ ist in der Öffentlichkeit wie auch in der Forschung vielfach diskutiert und widerlegt worden (siehe z. B. Hinrichsen 1971, Kellerhoff 2014). Zahlreiche Beispiele zeigen, dass es in den meisten Fällen möglich war, entsprechende Befehle wie Erschießungen nicht auszuführen und man sich keinen (oder höchstens vernachlässigbaren Konsequenzen wie Versetzungen) ausgesetzt sah (vgl. z. B. Kellerhoff 2014, Stegelmann 2013, Wette 2013). Motive für begangene Verbrechen oder die Beteiligung waren in der Regel andere, die nichts mit Zwang zu tun hatten, mitunter das soziale Bestehen vor Kameraden und Vorgesetzten oder der Wunsch, ‚gute‘ Soldaten zu sein, die ihre Pflicht erfüllen (vgl. Römer 2012). In verschiedenen NS-Prozessen beriefen sich dennoch zahlreiche Angeklagte stets auf das Argument des Befehlsnotstands, um ihre individuelle Schuld abzulehnen.¹⁸⁰ Die Rechtsprechung hat in diesen Fällen, wie im Prozess um John Demjanjuk, klargestellt, man hätte nicht „Teil der Vernichtungsmaschinerie“ (Der Spiegel 2011) werden und sich nicht an offensichtlichen Verbrechen beteiligen müssen, sondern sich vielmehr um eine Flucht bemühen sollen (Der Spiegel 2011). Bereits im Eichmann-Prozess hatte sich das Gericht in seinem Urteil auf die innere Überzeugung Eichmanns bezogen (vgl. Kellerhoff 2021).

¹⁸⁰ So bezog sich Adolf Eichmann 1961 in seiner Verteidigung auf dasselbe Argument, wie auch der 2011 verurteilte John Demjanjuk (vgl. Der Spiegel 2011).

Die von Interviewteilnehmerin 27 getätigte Aussage bzw. der indirekte Verweis auf den Befehlsnotstand ist als eine Rechtfertigungs- bzw. Legitimierungsstrategie zu sehen. Sie zeigt damit, dass dieser in der Bevölkerung verbreitete Mythos auch im studentischen Milieu verankert ist. Die Aussagen von Interviewteilnehmerin 27 lassen zudem keine Schlüsse darauf zu, dass sie sich einer möglichen Brisanz oder Umstrittenheit ihrer Argumentation bewusst wäre. Die gelieferte Argumentation scheint vielmehr in ihr Weltbild zu passen bzw. eine für sie stimmige Erklärung für die Beteiligung so vieler Menschen an den NS-Verbrechen zu liefern und zu rechtfertigen. Auch deutet nichts darauf hin, dass sie ihre Haltung und Argumentation einmal in Gesprächen oder Diskussionen in ihrem sozialen Umfeld (bspw. mit Kommilitonen) habe verteidigen müssen. Zu betonen ist dabei das bei der Befragten durchaus ausgeprägte Interesse an deutscher und speziell an NS-Geschichte. So berichtet sie zuvor über Besuche verschiedener ehemaliger Konzentrationslager sowie von Plänen, im folgenden Jahr ein weiteres zu besuchen. Dies zeigt, dass Motive der Schuld- und Vergangenheitsabwehr nicht auf Studierende beschränkt sind, die kein Interesse an Geschichte oder eine ausgeprägte Erinnerungsabwehr vorweisen.

Der Verweis auf die lang vergangene Zeitspanne wird auch als Argument oder Grund genutzt, weshalb einige Interviewteilnehmer angeben, kein oder wenig Interesse an Themen rund um den NS zu haben. So hält ein Interviewteilnehmer fest:

(53) B: „(...) weil so mehr Jahre vergehen, umso weniger beschäftige ich mich, weil es ist die Geschichte. Es waren jetzt 80 Jahre. Wo ich kleiner war, sage ich mal vor zehn Jahren oder zwanzig Jahren, da hat mich das Thema mehr interessiert. Weil die Zeitspanne nicht groß war.“ (Interview 5, Absatz 84)

Andere Interviewteilnehmer geben in diesem Kontext an, generell kein Interesse an Geschichte zu haben und sich auch privat nicht mit diesen Themen zu beschäftigen.

5.2.2 Re-Fokussierung auf Positiveres

Von Interviewteilnehmern im Korpus auch öfter formuliert ist der Wunsch, sich lieber mit Positivem zu beschäftigen als mit Negativem bzw. als mit aufwühlend und schmerhaft empfundenen Themen, wie jenen zur NS-

Zeit oder dem Holocaust. So stellt eine Interviewteilnehmerin fest: „*dass die Menschen sich eher mit Sachen beschäftigen wollen, die positiv sind. Ich meine, es gibt so viele negative Sachen auf der Welt*“¹⁸¹. Hier ist der geäußerte Eindruck der Befragten zu betonen, wonach nicht nur die deutsche Geschichte, sondern eben auch die Erinnerung daran als etwas Negatives wahrgenommen werde. Wenig später im Interviewgespräch liefert sie auch eine Begründung für die geäußerte Überdrussmentalität: „*Man geht, glaube ich, auch davon aus, dass so eine Zeit nicht mehr kommen wird und man möchte das Ganze, glaube ich, einfach nur noch vergessen*“¹⁸². Die Interviewteilnehmerin beschreibt damit die aus der Literatur bekannte „Übersättigungsthese“ (vgl. Mitnik/Lauss/Hofmann-Reiter 2021) bezüglich der Erinnerung an die NS-Zeit. Ferner wird eine (naive und erschreckende) Selbstsicherheit deutlich, wenn ausgeschlossen wird, dass keine hundert Jahre nach dem Holocaust so etwas nicht wieder geschehen könne, gerade vor dem Hintergrund der andauernden Konstanz antisemitischer Vorfälle in der Nachkriegszeit (vgl. Steinke 2020). Sie beschreibt damit den Zustand, dass sich auf der vorhandenen Erinnerungskultur ausgeruht wird und kein Anlass darin gesehen wird, diese weiterzuführen bzw. sogar zu vertiefen. Zudem legt sie eine offensichtliche Ignoranz gegenüber dem grundlegendsten Zweck der Erinnerungskultur, nämlich dem Nichtvergessen (eben um einer Wiederholung entgegenzuwirken), zu Tage. Da die Interviewteilnehmerin von „*Menschen ihrer Generation*“ und aus ihrem persönlichen Umfeld spricht, wird an dieser Stelle erneut die Funktion des Interviews als ‚Fenster in die Blase‘ besonders deutlich. Basierend auf dem (subjektiven) Bericht der Befragten lassen sich Einblicke nicht nur in ihre persönlichen Denk- und Gefühlsstrukturen, sondern auch in die ihres Umfeldes erlangen und die in ihrer Generation ausgeprägte Überdrussmentalität beschreiben.

Im Kontext der geforderten Fokusverschiebung auf allgemein positiv anstatt auf negativ wahrgenommene Themen wird von Befragten auch der Wunsch artikuliert, gerade die positiven Aspekte in Bezug auf Deutschland und seine Geschichte hervorzuheben. So stellt die zuvor zitierte Interviewpartnerin wenig später im Gespräch hierfür beispielhaft fest:

(54) B: „*(...) Ich finde es aber ein bisschen schade, dass Deutschland oder generell, dass dieser Geschichtsunterricht irgendwie so dargestellt wird, als wenn Deutschland halt so nur Fehler gemacht hat und Deutschland jetzt so das böse Land ist, und Deutschland hat alles Schlimme gemacht und ja*

181 Interview 28, Absatz 79.

182 Ebd. Interview 28, Absatz 79.

so dieses -, ich meine, wenn man sich mal umhört und die Leute mal so fragt: „Sind Sie stolz auf Deutschland?“ Ich glaube nicht, dass viele sagen würden: „Ja, total.“ Und dann mit einer Deutschlandflagge herumrennen würden, glaube ich halt nicht. Und ich finde das ein bisschen schade, dass dieser Nationalstolz nicht wirklich da ist. (...). Und das ist halt eigentlich schade, weil Deutschland ist ja auch eigentlich ein tolles Land, wenn man mal so auf die Menschen schaut. Wir haben ein supergroßes Knowhow, wir sind super Exporteure, wir haben ein hohes Wissen, wir nehmen das ernst, was wir tun. Also wir werden ja recht gelobt von vielen Ländern und die Deutschen selber sehen das halt teilweise gar nicht so. Und ich denke, es wäre vielleicht auch mal ganz schön, den Kindern auch in der Schule vielleicht mal beizubringen, okay, es gab den Krieg, ja, es wurde halt Scheiße gebaut, sage ich mal auf gut Deutsch. Aber trotzdem gab es auch viele schöne Dinge in Deutschland und vieles, was wir auch geschafft haben, was wir gemacht haben. Und ich finde, da sollte auch nochmal ein bisschen mehr fokussiert werden.“ (Interview 28, Absatz 67)

In (54) bemängelt die Befragte die ihrer Meinung nach spürbare Reduzierung Deutschlands auf „*das böse Land*“, welches „*alles Schlimme*“ gemacht und „*Scheiße gebaut*“ habe. Sie geht dabei nicht genauer ins Detail bzw. benennt Holocaust und NS-Zeit nicht, was erneut die zuvor in anderen Belegstellen gezeigte Zurückhaltung, NS-Verbrechen konkret zu benennen, verdeutlicht. Indirekt erkennt sie mit diesen Äußerungen die Verbrechen der NS-Zeit an und bewertet diese auch negativ („*böse*“, „*schlimm*“, „*scheiße*“). Die Verwendung von Formulierungen wie „*scheiße gebaut*“ ist jedoch angesichts des Holocaust stark abschwächend und verharmlosend (siehe folgendes Kap. 5.2.3). Diese verbalisierte Einsicht und negative Bewertung dienen in der Argumentation der Interviewteilnehmerin jedoch dazu, anschließend die Forderung aufzustellen, die positiven Dinge in Deutschland mehr voranzustellen. Indirekt wird so ein Schlussstrich, oder zumindest eine Einschränkung, der Erinnerungskultur gefordert, was argumentativ eine klassische Relativierungsstrategie darstellt (vgl. Reinhartz/Schwarz-Friesel 2013: 353 ff.). Mittels zahlreicher positiver Attribute in Bezug auf Deutschland („*tolles Land*“, „*supergroßes Knowhow*“, „*super Exporteure*“, „*hohes Wissen*“) wird zudem ein positives Selbstbild aufgebaut, um die geforderte Einschränkung der Erinnerungskultur zu legitimieren (vgl. Reinhartz/Schwarz-

Friesel 2013: 351 ff.).¹⁸³ Durch die deutliche Nutzung von Ja-Aber-Konstruktionen¹⁸⁴, das Sprechen im Namen der Mehrheit („*wenn man sich mal umhört und die Leute mal so fragt*“) und den Verweis auf Andere („*wir werden ja recht gelobt von vielen Ländern*“), werden zudem klassische Kennzeichen von Vermeidungs- und Rechtfertigungsstrategien verwendet. In Belegstelle (25) finden sich somit insgesamt, bis auf die Strategie der Ab- und Ausgrenzung, alle kommunikativen Strategien und argumentativen Muster, die für den Gebildeten Antisemitismus typisch sind.

In (54) fällt zudem auf, dass die Erinnerungskultur von der Befragten per se als etwas Negatives wahrgenommen wird. Die Interviewteilnehmerin nennt keine positiven Aspekte bzw. Wertschätzung dafür, dass sich allgemein mit der NS-Vergangenheit auseinandergesetzt wird. Dies wiederum verdeutlicht die aus der Forschung bekannte Erkenntnis, dass die Erinnerungskultur als „lästige Bürde“ (Reinharz/Schwarz-Friesel 2013: 283) empfunden wird. Zusätzlich ist in (54) das von der Interviewteilnehmerin geäußerte Bedauern über das Fehlen eines deutschen Nationalstolzes hervorzuheben, welches so oder ähnlich auch von anderen Interviewteilnehmern geäußert wird. Dieses geäußerte Bedauern ist dabei argumentativ meist an verschiedene Motive der Schuldabwehr – darunter ein Verweis auf die zeitliche Distanz und persönliche Nichtinvolviertheit oder wie in (54) ein Betonen positiver Aspekte in Bezug auf Deutschland – gekoppelt (siehe hierzu auch Bergmann 2006 und Rensmann 2004). Bei der Äußerung des Bedauerns eines Mangels an Nationalstolz oder nationalem Selbstbewusstsein klingt dabei eine Art Minderwertigkeitskomplex der Interviewteilnehmer an. Trotz all der eigentlich positiven Dinge und all dem, was Deutschland geleistet habe – was auch von anderen Ländern anerkannt werde (siehe beispielhaft (54)) – klingt es so, als würde Deutschland aufgrund der Erinnerungskultur ‚ausgebremst‘ und könne sein Potential nicht richtig ausschöpfen.

Der Wunsch nach einer Re-Fokussierung auf Positives wird in Interview 28 ein weiteres Mal gefordert, allerdings in (55) unter Zuhilfenahme eines anderen Arguments:

183 In anderen Interviews, wie Interview 27, Absatz 39 wird hier mit der Wahrnehmung in anderen Ländern argumentiert. Länder wie Polen oder Belgien gingen nicht so befangen an „*diese Schuldsache*“ heran und sprechen nicht nur im „*Negativen*“ über Deutschland.

184 Die Ja-Aber Konstruktion wird besonders an den Formulierungen „*das ist ja eigentlich schade, weil Deutschland ist ja auch eigentlich ein tolles Land*“ und „*Aber trotzdem gab es auch viele schöne Dinge in Deutschland*“ deutlich.

(55) B: „(...) Ich finde auch, es ist eine Zeit, die sollte natürlich nicht vergessen werden, also ist ja klar. Ich meine, es ist passiert, es ist immer noch eine sehr heftige Zeit gewesen. Aber ich hoffe, dass sich das Ganze irgendwie noch, sage ich mal, noch positiver entwickeln wird, dass vielleicht irgendwann gar keine Ethnie oder irgendeine Versammlung ausgeschlossen wird oder sonst irgendwas. Ich finde sowieso, Kriege sind absolut sinnlos, weil Krieg ist ja immer gleich. Es ist immer dasselbe, deswegen ja, ich glaube, man möchte gerade dieses Positive hervorziehen, weil es einfach sowieso alles schon schrecklich genug ist, ja.“ (**Interview 28, Absatz 83**)

Wie in (54) und zuvor (50) wird auch in (55) zunächst die Wichtigkeit von Erinnerungskultur und eines Nichtvergessens betont. Ebenfalls werden die Verbrechen der NS-Zeit indirekt anerkannt (wenn auch mit der verharmlosenden Umschreibung, es sei eine „sehr heftige Zeit gewesen“). Es schließt sich jedoch unmittelbar der indirekte Hinweis an, dass sich dies nun nicht mehr ändern lasse („es ist passiert“). Genauso drückt die Interviewteilnehmerin die unklare Hoffnung nach einer positiveren Entwicklung aus, da „alles schon schrecklich genug“ sei. Argumentativ verallgemeinert sie, indem der Zweite Weltkrieg (und damit auch die Verbrechen der NS-Zeit) in eine Reihe mit allen Kriegen gestellt wird, welche alle *gleich, dasselbe* und *absolut sinnlos* seien. Mit dem Argument „alle Kriege waren schlecht“ klingt der Wunsch nach einer ‚Normalisierung‘ in dem Sinne an, dass dem Zweiten Weltkrieg, der NS-Zeit und auch dem Holocaust keine gesonderte Rolle in der Erinnerungskultur zugeschrieben werden sollte. Durch diese Gleichsetzung werden die NS-Verbrechen und die Singularität des Holocaust herabgesetzt und relativiert.

Das Motiv der Re-Fokussierung findet sich auch in der Forderung, die Erinnerungskultur nicht so sehr auf die Verfolgung und Ermordung der Juden zu konzentrieren, sondern andere während der NS-Zeit verfolgte Gruppen stärker zu berücksichtigen.

(56) I: „Würdest du sagen, dass da die NS-Zeit zu viel Thema ist?“

B: „Naja, was heißt zu viel? Es ist-, so ist das ja halt in-, es liegt ja erschreckenderweise ja nicht weit weg. Es ist ja auch unsere Geschichte. Also, unsere Taten, unsere Schuld. Ich finde nur, dass man immer, so das Judentum immer über alles andere klammert, wobei ja andere Bevölkerungsgruppen ja auch sehr großes Leid davongetragen haben. Sinti und Roma, Homosexuelle, geistig-, also geistig Kranke, Gestörte, Behinderte, was man dazu sagen soll oder darf, und andere Gruppen, politisch Verfolg-

5 Ergebnisse der Interviewstudie

te, dass die immer eben so überschwappt werden. Klar, weil die Zahl des Judentum, die Verfolgung des Judentums war ja das-, der große Punkt in der NS-Ideologie. Aber die waren ja nicht die einzigen Opfer. Und da finde ich, da sollte man auch mehr Aufklärungen hinsichtlich der anderen Gruppen betreiben.“ (Interview 25, Absatz 29)

In (56) werden die NS-Verbrechen explizit als „*unsere Geschichte*“, „*unsere Taten*“ und „*unsere Schuld*“ anerkannt. Gleichzeitig wird durch das Aufrechnen von Leid eine Relativierungsstrategie benutzt (vgl. Reinhartz/Schwarz-Friesel 2013: 388). Durch die Behauptungen, die Vernichtung der Juden würde „*immer über alles andere*“ gesetzt, weitere verfolgte Gruppen würden „*überschwappt*“ und die Juden seien „*nicht die einzigen Opfer*“ gewesen, impliziert der Interviewteilnehmer eine existierende Opferkonkurrenz sowie eine Rangfolge im Gedenken. Seiner Wahrnehmung nach erhalten andere verfolgte Bevölkerungsgruppen im Vergleich zum Judentum zu wenig Aufmerksamkeit bzw. die Verfolgung der Juden zu viel. Paradoxerweise erkennt er jedoch die Verfolgung des Judentums als „*den großen Punkt in der NS-Ideologie*“ an und betont dabei auch, dass die Juden die zahlenmäßig größte verfolgte Gruppe waren. Das daraus wiederum eine „besondere Stellung“ des Judentums in der Erinnerungskultur resultiert, sowie die Tatsache, dass das Gedenken gegenüber verschiedenen Opfergruppen parallel erfolgen kann (und es auch tut), schließt er daraus jedoch nicht. In (56) werden so durch den Wunsch der „Gleichstellung“ der Erinnerung Singularität, Bedeutung sowie die Stellung des Holocaust in der deutschen Erinnerungskultur in Frage gestellt.

Es ist festzuhalten, dass das Motiv der Re-Fokussierung im Textkorpus in zwei Ausprägungsformen auftritt. In der ersten Ausprägungsform wird die Besinnung bzw. Fokussierung auf Positives statt auf Negatives gefordert. Argumentiert wird hier mit den Leistungen Deutschlands, die in den Vordergrund gestellt werden sollten, oder mit einer Gleichstellung der NS-Zeit und des Zweiten Weltkriegs mit anderen Kriegen. In der zweiten Ausprägungsform wird gefordert, die Stellung der Verfolgung der Juden in der Erinnerungskultur mit derer anderer Gruppen anzugeleichen.

5.2.3 Verschweigen, Umschreiben, Verharmlosen und Verdrängen

Wie zuvor in Belegstelle (52) werden der Holocaust und die NS-Verbrechen von einigen Interviewteilnehmern nicht genannt, sondern lieber umschrie-

ben oder gar verschwiegen. Bspw. wird in einer Belegstelle der Holocaust erst auf Nachfrage als Ursache dafür angegeben, dass es weniger Juden gibt („jetzt sind die alle weg“).¹⁸⁵ Im gesamten Textkorpus ist die Verwendung von verharmlosenden Umschreibungen, die als Indiz für eine vorhandene Überdrussmentalität gewertet werden können, auffällig. So vermeiden es Interviewteilnehmer auffällig oft, den Holocaust oder die Verbrechen der NS-Zeit konkret zu benennen; sie verwenden stattdessen Bezeichnungen wie „diese Taten“¹⁸⁶, „schlimme Sachen“¹⁸⁷, oder bleiben bei der Beschreibung der NS-Zeit allgemein bei „Vergangenheit“¹⁸⁸. Genauso finden sich verharmlosende Be- und Umschreibungen wie „da ist was passiert“¹⁸⁹ oder es sei eine „sehr heftige Zeit“¹⁹⁰ gewesen. Im Kontext von Erinnerung und Gedenken werden von Befragten zudem teils Formulierungen wie „diese Nationalsozialismussache“¹⁹¹ oder „Schuldsache“¹⁹² verwendet. Es ist zu betonen, dass die Beschreibung der NS-Verbrechen stets vage bleibt. Sprachlich werden im Textkorpus im Kontext von NS-Zeit und Erinnerungskultur zudem unbewusst weitere Verharmlosungen durch die Interviewteilnehmer tradiert. So beschreibt bspw. eine Interviewteilnehmerin, wie in Hamburg im November den Opfern der NS-Zeit gedacht wird.

(57) **B:** „Dann gab es ja die Nacht der Lichter irgendwie, wofür auch hier auf dem Platz wo ja früher die Synagoge stand, (vier Sekunden) die abgebrannt ist. Ich glaube im November ist das immer. Auch hier in ganz Hamburg werden an diese Stolpersteine Lichter gestellt. Mich hat das sehr berührt. Ich habe mir das auch angeguckt.“ (**Interview 1, Absatz 40**)

In (57) ist die Verwendung des neutralen Wortes *abgebrannt* zur Beschreibung der Zerstörung der Hamburger Synagoge hervorzuheben. Das Verb ‚abbrennen‘ beschreibt dabei zwar die Zerstörung durch Feuer, nicht jedoch, dass dieses intentional und gewaltsam gelegt wurde, was bspw. durch das Wort ‚niederbrennen‘ möglich gewesen wäre. Hier ist auch die Pause (mehrere Sekunden) im Sprechfluss der Interviewteilnehmerin vor der Verwendung des Wortes interessant. Die Befragte überlegt und wählt dann

185 Interview 5, Absatz 60.

186 Belegstelle (50), Interview 8, Absatz 90.

187 Belegstelle (51), Interview 27, Absatz 35 oder auch Interview 28, Absatz 67.

188 Belegstelle (11) Interview 19, Absatz 33.

189 Belegstelle (50), Interview 8, Absatz 90.

190 Belegstelle (55), Interview 28, Absatz 83.

191 Interview 10, Absatz 52.

192 Interview 27, Absatz 39.

eine eher verharmlose Beschreibung für die Zerstörung der Synagoge. Mit Blick auf vorhandenes Wissen der Interviewteilnehmer zur NS-Zeit ist in (57) ferner die von der Interviewteilnehmerin nicht verbalisierte Transferleistung zu den Novemberpogromen am 9./10. November 1938 festzustellen. So erinnert sie sich daran, dass immer im November mit angezündeten Lichtern gedacht wird. Der Gedanke, dass dies anlässlich der Jährung der Novemberpogrome am 9. November stattfindet, wird nicht verbalisiert. Wie in anderen Interviewgesprächen ist hier festzustellen, dass die Befragte Gedenken und Erinnerungskultur positiv hervorhebt und betont, dass sie dies emotional berühre.

Bei der Verwendung von Formulierungen wie in (57) ist die Unbewusstheit hervorzuheben, mit denen Interviewteilnehmer diese äußern. So werden verharmlosende und umschreibende Ausdrücke unreflektiert und unbekümmert genutzt, oft im Kontext von Aussagen wie in (57), wo eigentlich eigenes Engagement und die Wichtigkeit von Erinnerungskultur betont wird. Die Wichtigkeit dieser wird zwar hervorgehoben und auch eine empfundene Schuld und Scham ist in einigen Aussagen spürbar. Beides steht dann aber oftmals im Gegensatz zu den verwendeten verharmlosenden Ausdrücken. Die Befragten haben zum Teil eine Distanz zwischen sich und den Verbrechen der NS-Zeit aufgebaut, was dazu führt, dass Verbrechen wie der Holocaust nicht konkret verbalisiert und verdrängt werden. Es verstärkt sich der Eindruck, dass eine sinnvolle und tiefgreifende Aufarbeitung der Vergangenheit auch unter vielen Studierenden nicht stattgefunden hat.

Diese Distanz, die bei einigen Interviewteilnehmern spürbar ist, wird darüber hinaus durch die Nutzung von flapsigen und umgangssprachlichen Ausdrücken verstärkt. So umschreibt etwa Interviewteilnehmerin 4 den Nationalsozialismus ironisch, indem sie festhält: „*da war mal irgendwas, war nicht so cool*“⁹³, oder zuvor Interviewteilnehmerin 28 in (52), die sagt, Deutschland habe „*scheiße gebaut*“. In einer Passage in Interview 5 werden Umgangssprache und Flapsigkeit besonders deutlich:

(58) B: „*(...) Aber mit dem Nazitum verbinde ich immer so ein bisschen so Schrecken, so ein Schritt zurück so weit. Das war schon hart so, (...). Was soll ich sagen (...). Ich glaube man war nicht so frei wie jetzt, wie in der Demokratie. Man musste dann so machen wie sie sollten. Wenn nicht, dann gab es (...). Ich glaube entweder oder. Wenn du denen nicht gepasst hast, die Nase, dann (unv.). Ja, war doof.*“ **(Interview 5, Absatz 82)**

193 Belegstelle (98), Interview 4, Absatz 98.

5.2.4 Argumentationsmuster zur Rechtfertigung und Vorwurfsgefühle

Bereits in den vorhergehenden Kapiteln wurde deutlich, dass zahlreiche Befragte im Gesprächsverlauf Rechtfertigungs- und Vorwurfsgefühle wie in (51) „*immer noch diese Schuldfrage oder (54) als wenn Deutschland jetzt nur Fehler gemacht*“ hat verbalisieren. Interviewteilnehmer äußern dabei das Empfinden, dass den Deutschen ihre Vergangenheit immer noch vorgeworfen werde. So antworten viele Interviewteilnehmer auf die Frage, ob sie den Eindruck haben, den Deutschen würde der Holocaust immer noch vorgeworfen, bspw. mit „*Ja, leider*“¹⁹⁴, „*Ja, auf jeden Fall*“¹⁹⁵, oder „*Ja, das denke ich schon*“¹⁹⁶. Es findet sich dabei auch mehrfach das aus der Forschung bekannte Motiv des „erhobenen Zeigefingers“ (siehe spätere Belegstelle (60)), wenn auch nicht immer explizit formuliert. Im Textkorpus ist hier auffällig, dass die Interviewteilnehmer dieses subjektive Vorwurfsempfinden ihrerseits oft nicht mit Beispielen oder Fakten absichern können. Auf Nachfrage, woran sie dieses Gefühl bspw. festmachen, sagen sie etwa „*Ich kann es nicht an einer einzelnen Situation oder so festmachen*“¹⁹⁷. Eine Interviewteilnehmerin versucht, ihren Eindruck eines Vorwurfsgefühls argumentativ anhand der Flüchtlingskrise zu verdeutlichen. Sie schildert ihren Eindruck, die deutsche NS-Geschichte bzw. der Zweite Weltkrieg würden als „*Instrument*“ genutzt. Deutschland habe so viele Menschen aufgenommen, da dem Land ansonsten „*die Nazikeule entgegen geschwungen*“ wäre:

(59) B: „*Ich glaube, das ist auch ein-, ich bin nicht, sage ich mal, wirtschaftlich oder weltpolitisch so krass belesen. Aber viele Dinge kommen halt in Gesprächen auf, wo man denkt, dass Deutschland im Allgemeinen so als Instrument dafür benutzt wird, dass sie halt den Zweiten Weltkrieg sozusagen miterlebt haben. Dass man auch diese Flüchtlingskrise komplett falsch einfach mal damit erklärt hat, weil Deutschland auch diese Nazi-keule entgegen geschwungen bekommt, obwohl es einfach mal gar nicht damit zu tun hat. (...)*“ (**Interview 15, Absatz 89**)

In (59) ist auffällig, dass die Befragte ihre Schilderungen mit der Einschränkung einleitet, dass sie nicht „*wirtschaftlich oder weltpolitisch so krass belesen*“ sei. Sie gibt damit direkt eingangs zu, ihre anschließenden

194 Interview 8, Absatz 90.

195 Interview 28, Absatz 69.

196 Interview 1, Absatz 82.

197 Interview 6, Absatz 162.

Ausführungen nicht ausreichend mit Fakten oder Beispielen absichern zu können. Dieser selbstkritischen Aussage zu Beginn stehen dann im Anschluss verschiedene, von der Interviewteilnehmerin selbstsicher vorgebrachte Behauptungen, wie die „Nazikeule“ und der Vorwurf der Instrumentalisierung, gegenüber. Etwas später in ihren Ausführungen beschreibt die Befragte noch das Gefühl, „dass die Bundesländer auch einfach keinen Bock drauf haben, aber das machen, weil sie es machen müssen, weil sie sonst wieder als Nazis bezeichnet werden“¹⁹⁸. In dieser Passage klingt auch ein später in Belegstelle (60) detaillierter beschriebenes Gefühl der Ohnmacht und Hilflosigkeit an. Die Bundesländer, so die Interviewteilnehmerin, hätten gar keine Möglichkeit gehabt, anders zu handeln. Sie seien vielmehr gegen ihren Willen gezwungen worden, so viele Geflüchtete aufzunehmen, da sie sonst als Nazis bezeichnet worden wären.¹⁹⁹ Weitere Interviewteilnehmer beschreiben in diesem Zusammenhang auch, den Vorwurf und die Beleidigung „Nazi“ von „ausländischen Bürgern“²⁰⁰ bei Ticketkontrollen im Bus oder „afrikanischen Gruppen“²⁰¹ bei Diskussionen in S-Bahnen erlebt zu haben.

An einigen Stellen im Textkorpus werden Abwehrhaltungen von Befragten deutlich, indem diese auf die Verantwortung und Geschichte anderer Länder wie Österreich oder USA verweisen. Interviewteilnehmer betonen bspw. den Sklavenhandel in den USA, über den aus ihrer Sicht nicht so intensiv gesprochen werde wie über die deutsche Vergangenheit²⁰². Eine andere Interviewteilnehmerin kritisiert, dass sich andere europäische Länder wie Österreich aus der Verantwortung ziehen würden und die Verantwortung für die NS-Zeit immer vorwiegend bei Deutschland liege²⁰³. Mit dem Vorwurf, in anderen Ländern würde über die NS-Zeit, aber auch die eigene Geschichte „wahnsinnig undifferenziert“²⁰⁴ gelernt werden, fordert diese Befragte eine Fokusverschiebung (vgl. Kap 5.2.2). Ein weiterer Interviewteilnehmer beschreibt mögliche Vorwurfsgefühle anhand des Singens

198 Interview 15, Absatz 89.

199 Wie realitätsfern Behauptungen wie bspw. eine angebliche ‚Ohnmacht‘ oder ‚Handlungsunfähigkeit‘ der Bundesländer sind, wird schnell bei einem Blick auf die unzähligen Bund-Länder-Diskussionen im Jahr 2015 oder die eigenmächtig durchgeführten bayrischen Grenzschließungen deutlich.

200 Interview 28, Absatz 77.

201 Interview 5, Absatz 102.

202 Interview 1, Absatz 82.

203 Interview 4, Absatz 52.

204 Ebd. Interview 4, Absatz 52.

der deutschen Nationalhymne bei Fußballländerspielen. Er vermutet, dass die Spieler aufgrund der deutschen Vergangenheit die Nationalhymne nicht so laut mitsingen, wie es andere Länder tun, und bedauert dies: „*warum sollte man das nicht mitsingen können? Und laut. Und man kann ja auch schon stolz sein, dass man ein Deutscher ist*“²⁰⁵.

Anhand der angeführten Textstellen wird deutlich, dass unter Studierenden der Eindruck, die NS-Zeit werde den Deutschen immer noch vorgeworfen, durchaus verbreitet ist. Dass diese Auffassung in Deutschland und gerade auch unter jungen Menschen kursiert, wurde in Umfragen und Studien (bspw. Bertelsmann Stiftung 2022: 18, MEMO 2020: 23, MEMO 2022: 28 ff.) gezeigt. Im Korpus wird dies auch von einigen Befragten selbst erkannt und treffend verbalisiert, indem bspw. eine Interviewteilnehmerin festhält: „*Ich glaube das sehen die Deutschen eher selber so. Als dass es von außen wirklich so ist*“²⁰⁶. Ein anderer Interviewteilnehmer betont: „*Also es kann natürlich sein, dass Einzelne das immer noch als Vorwurf so deklarieren, aber ich glaube es ist eher das Problem, dass wir noch glauben, dass uns das noch vorgeworfen wird*“²⁰⁷.

5.2.5 Empfundene Allgegenwärtigkeit: Vorwurfs- und Rechtfertigungsgefühle in der Schule

Besonders häufig wird von den Interviewteilnehmern eine Überdrussmentalität im Kontext der Thematisierung der NS-Zeit während der Schulzeit verbalisiert. Auf die Frage, in welcher Form die NS-Zeit in der Schule behandelt wurde – bspw. ob diese ‚zu viel‘ behandelt worden sei – äußerten sich viele Befragte wie in (60):

(60) I: „*Würdest du sagen, dass gerade, wenn du jetzt Zweiter Weltkrieg sagst, der dir zuerst in den Sinn kommt, war das in der Schule zu viel Thema?*“

B: „*Ja. Ich fand es zu viel oder in dem Sinne zu viel, dass ich immer das Gefühl hatte, dass mit einem erhobenen Zeigefinger immer so (...). Ja, ich habe ja vorher dieses kollektive Schuldgefühl angesprochen. Ich fand in der Schule, genau in der Schule, ich weiß nicht, ob es sich inzwischen irgendwie anders entwickelt hat, aber dass sich das da fortsetzt. Dass es da sozusagen*

205 Interview 7, Absatz 94.

206 Interview 22, Absatz 67.

207 Interview 24, Absatz 69.

immer weiter und aufs Neue produziert wird. Ich finde das absolut wichtig, sich damit auseinanderzusetzen mit der Geschichte, aber irgendwie fand ich es immer eine komische Art sich damit auseinanderzusetzen. So als hätte man in der Schule als Schüler sich irgendwie dann immer schon entschuldigen müssen, oh Gott wie schlimm das war. Ja, es war schlimm, aber irgendwie fehlt da so ein, ich weiß nicht, eine aktive, eine konstruktive Auseinandersetzung damit. Man konnte immer nur ohnmächtig sagen, wie schlimm das war. (...)“ (Interview 6, Absatz 150)

Wie zuvor bereits in (50) wird auch in (60) die Empfindung eines Unrechtsgefühls ausgedrückt, wonach die NS-Zeit den Deutschen, besonders in der Schulzeit, nach wie vor vorgeworfen werde. Der Interviewteilnehmer verbildlicht dies mit der Metapher des „erhobenen Zeigefingers“ und beschreibt ein „kollektives Schulgefühl“, dass seiner Wahrnehmung nach in der Schule „immer weiter und aufs Neue“ reproduziert werde. Er beschreibt ferner das Gefühl als Schüler, sich „entschuldigen zu müssen“, und bemängelt eine „konstruktive Auseinandersetzung“ mit der NS-Zeit. Indirekt drückt er hierüber sein Missfallen aus und impliziert, dass dies so aufhören müsse. Auffällig ist ferner die vom Interviewteilnehmer gewählte Formulierung: „*Man konnte immer nur ohnmächtig sagen, wie schlimm das war*“. Das Gefühl der Ohnmacht drückt eine empfundene Hilflosigkeit und Alternativlosigkeit aus. Er beschreibt damit die Thematisierung und Beschäftigung mit der NS-Zeit in der Schulzeit als etwas, dem nicht entkommen werden konnte bzw. dem man hilflos (gegen seinen Willen) ausgeliefert war. Mit der verwendeten Formulierung „*immer nur*“ beschreibt er einen repetitiven Charakter. Gleichzeitig wird eine Art Sprechverbot impliziert, wonach andere Äußerungen oder abweichende Meinungen zum Thema nicht möglich gewesen seien. In (60) werden gleichermaßen, wie zuvor bereits anhand anderer Belegstellen beschrieben, die Wichtigkeit und Relevanz von Geschichte und Erinnerungskultur hervorgehoben. So betont der Interviewteilnehmer in (60), es sei „*absolut wichtig, sich damit auseinanderzusetzen*“. Der Befragte verwendet so eine Art „Vorwegnahme-Technik“. Im ersten Schritt werden die eigene Position und Argumentation erhöht, indem die Wichtigkeit von etwas sozial Erwünschtem (die deutsche Erinnerungskultur) positiv hervorgehoben wird. Diese Hervorhebung wird jedoch direkt in einem zweiten Schritt zunächst durch die Verwendung des Wortes „*aber*“ sowie die dann daran anschließenden Äußerungen und Argumentationen eingeschränkt bzw. relativiert. Ähnlich verhält es sich mit der verbalisierten Einsicht des Interviewteilnehmers „*Ja, es war schlimm*“.

Auf der einen Seite werden damit erfahrenes Leid und der Schrecken der NS-Zeit explizit anerkannt, auf der anderen Seite wird diese Anerkennung auch hier direkt durch die erneute Verwendung des Wortes „aber“ und die dann folgende Argumentation eingeschränkt.²⁰⁸

Andere Interviewteilnehmer beschreiben rückblickend, wie sie eine Überdrussmentalität in der Schulzeit bei sich selbst oder bei anderen wahrgenommen haben bzw. wahrnehmen. So erinnert sich eine Interviewteilnehmerin, dass sie in der Schule dachte, „jetzt soll ich das schon wieder machen“; sie hält fest, dass „das gefühlt sehr oft vorkam“²⁰⁹. Eine andere Befragte beschreibt ihren Eindruck von deutschen Jugendlichen wie folgt: Denen „hängt das Thema zum Hals raus“, es werde „durchgekaut“²¹⁰, man bekomme es überall gesagt und das Thema würde im Geschichtsunterricht „zehnmal durchgegangen“²¹¹, statt andere wichtige Themen, wie bspw. die Deutsche Teilung, adäquat zu thematisieren. Eine angehende Lehrerin in den Fächern Geschichte, Englisch und Ethik berichtet:

(61) B: „(...) Also wenn ich da dann immer höre: „Ja jetzt muss ja auch mal langsam gut sein.“ Also diese ganze Schlussstrichdebatte so sollte man nicht langsam mal mit dem Holocaust quasi aufhören, jetzt muss man das ja nicht schon wieder aufrollen dieses Thema. Schüler sagen das auch immer ganz oft. Ist auch immer ganz witzig, wenn man mit Leuten redet, die schon lange aus der Schule draußen sind und die dann reflektieren, wir hätten den ganzen Geschichtsunterricht haben wir nur immer über den Holocaust geredet. Das kann überhaupt nicht sein, weil dann hat sich die Lehrkraft absolut nicht an den Lehrplan gehalten. Weil es kommt, so viel kommt es gar nicht vor. Also es kommt wirklich nicht so viel vor. Ich habe

208 Belegstelle (60) lässt noch eine Anmerkung bzgl. der Fragestellung und des Effekts der sozialen Erwünschtheit zu: So könnte sich in (60) die Fragestellung mit der Formulierung „War das in der Schule zu viel Thema?“ als leicht rhetorische Frage bzw. hinsichtlich des Interviewer-Effektes kritisieren lassen. Die Frage wurde so bzw. sehr ähnlich auch in anderen Interviewgesprächen formuliert. Andere Befragte haben gänzlich anders, bspw. mit „Ne, finde ich nicht“ (Interview 1, Absatz 74), „Ich finde es gerade richtig“ (Interview 5, Absatz 88), „Nein. Es sagen natürlich irgendwie immer alle“ (Interview 3, Absatz 90), oder „Nein. Ich glaube das kann nicht zu viel Thema sein“ (Interview 7, Absatz 38) auf die Frage geantwortet. Dies lässt darauf schließen, dass Effekte der sozialen Erwünschtheit und des Interviewer-Effektes hier nicht allzu hoch einzuschätzen sind.

209 Interview 18, Absatz 124.

210 Interview 21, Absatz 82.

211 Interview 15, Absatz 63. Siehe auch ähnlich Interview 10, Absatz 72, die Formulierung „eher nervig fanden“.

in, der Lehrer wo ich jetzt gerade war, an der Schule hat einfach in zwei Doppelstunden den Holocaust unterrichtet. Das war sehr traurig für mich. Also es waren zwei Doppelstunden, Freunde, das war sicherlich nicht die ganze Schulzeit. (...)“ (Interview 13, Absatz 114)

In (61) lehnt die Interviewteilnehmerin selbst eine Schlussstrichforderung klar ab und äußert auch ihr Bedauern über deren Vorhandensein („*Das war sehr traurig für mich*“). Sie berichtet jedoch von ihren Erfahrungen mit Schülern während ihres Referendariats bzw. verschiedener Schulpraktika und benennt explizit die Schlussstrichforderung, welche sie so immer wieder höre. Diese werde von Schülern („*Schüler sagen das auch ganz oft*“), aber auch von anderen, die schon längst nicht mehr zur Schule gehen, verbalisiert. Die Befragte berichtet hier von einem interessanten Widerspruch, den sie basierend auf dem eigenen Wissen und der eigenen beruflichen Erfahrung erzählt. So bemängelt die Interviewteilnehmerin, dass bspw. der Holocaust lediglich wenige Unterrichtsstunden im Lehrplan ausmache und unterrepräsentiert sei. Entsprechend sei der Holocaust „*sicherlich nicht die ganze Schulzeit*“ über behandelt worden. Dieses Phänomen ist auch in anderen Interviewgesprächen klar spürbar: An zahlreichen Belegstellen wird eine deutliche Überdrussmentalität – unter Bezug auf die Frequenz und Intensität, mit der Themen wie NS-Zeit und Holocaust in der Schule behandelt wurden – deutlich. Diese Wahrnehmung steht jedoch im starken Widerspruch zu dem ansonsten im Gespräch geäußerten Wissen dazu.²¹²

In der Forschung ist dieser Widerspruch zwischen „subjektiver, gefühlter Einschätzung und objektiver Situation“ (Reinharz/Schwarz-Friesel 2013: 283) bekannt und breit dokumentiert. So geben in einer aktuellen, für die deutsche Bevölkerung repräsentativen Studie der EVZ-Stiftung von 2022 57 % der Befragten²¹³ an, sich „eher“ oder „sehr intensiv“ mit der NS-Zeit auseinandergesetzt zu haben, 58,8 % schätzen ihr Wissen zur NS-Zeit als „eher gut“ oder „sehr gut“ ein (Memo-Studie 2022). Diese Ergebnisse stehen im Widerspruch zu anderen Studien, die Aufschluss über das in weiten Teilen große Unwissen in der Bevölkerung, bspw. unter jungen Menschen, geben. So kam eine Studie der Körber-Stiftung 2017 zu dem Ergebnis, dass nur 59 % der befragten Schüler wussten, dass Auschwitz-Birkenau ein Konzentrations- und Vernichtungslager war (Körber-Stiftung 2017). Eine reprä-

212 Dies äußert sich bspw. dadurch, dass Interviewteilnehmer auf Fragen bzgl. der NS-Zeit oft sagen, sie hätten darüber keine vertieften Kenntnisse.

213 Es wurden 1000 Menschen im Alter zwischen 16 und 93 Jahren befragt (vgl. Memo-Studie 2022: 7).

sentative Studie von ZDF-Info unter deutschen Wahlberechtigten zeigte, dass nur 20 % wissen, dass der Anlass für den Holocaust-Gedenktag am 27. Januar die Befreiung von Auschwitz ist. 11 % gaben eine falsche Antwort und 69 % gaben an, den Grund nicht zu wissen (ZDF Info 2020).

Interviewpartnerin 13 aus dem Korpus ist dieses Phänomen aus ihrem Umfeld bekannt. Dort ist der Eindruck präsent, NS-Zeit und Holocaust würden sehr häufig thematisiert, was wiederum im deutlichen Gegensatz zur Realität steht. Die von ihr gewählte Formulierung, „*wenn man mit Leuten redet, die schon lange aus der Schule draußen sind*“, lässt jedoch nicht explizit Rückschlüsse auf das Milieu der Studierenden zu. Unter Berücksichtigung ihres sozialen Umfeldes als Referendarin und Studentin (auch im Kontext des gesamten Interviewgesprächs) erscheint es jedoch naheliegend, dass sie dies auch dort wahrnimmt.²¹⁴ Eine weitere Interviewpartnerin fasst das Phänomen sehr treffend zusammen, indem sie auf eine Frage zur Stellung der NS-Zeit im Schulunterricht antwortet:

(62) B: (...) „*Das ist schon da, aber ich hatte nie den Eindruck, dass ich nichts anderes noch zusätzlich gehabt hätte. Ja es ist eine Beschwerde, die sehr oft kommt, aber ich habe das Gefühl, so schlimm überbesprochen ist es nicht. Eindeutig kann es das auch nicht sein, weil ja immer wieder irgendwelche falschen Aussagen dazu getroffen werden, also ist da scheinbar noch Bedarf.*“ (**Interview 4, Absatz 92**)

Mit Blick auf die Schulzeit ist eine weitere aufschlussreiche Belegstelle anzuführen, die Einblicke in das Sendungsbewusstsein von Studierenden gibt. Eines der Interviewgespräche wurde mit einer ausländischen Studierenden geführt, die erst seit wenigen Monaten in Deutschland war und zu der Zeit in einem Studentenwohnheim lebte. Im Interviewgespräch antwortet sie auf die Frage nach ihrem Eindruck von der allgemeinen Thematisierung der NS-Zeit in der Schule: „*Weil-, meine Nachbarin ist Deutsche. Und sie hat mir gesagt, dass sie sehr viel in der Schule das haben. Ich weiß nicht, ich bin hier nicht so lange, und deswegen kann nicht so beurteilen*“²¹⁵. Hier ist interessant, dass die Nachbarin (mutmaßlich auch eine Studierende) ihr als ausländische Person erzählt, wie oft das Thema in der Schulzeit behandelt wurde. Es entsteht der Eindruck, dass die Nachbarin andeutet, das Thema wurde in Deutschland intensiv behandelt, verarbeitet und bewältigt (?).

²¹⁴ Hinsichtlich der Interviewführung wäre hier eine konkretisierende Nachfrage sinnvoll gewesen.

²¹⁵ Interview 29, Absatz 43.

Dies passt zu dem im vorherigen Kapitel beschriebenen ‚Monstranz-Motiv‘. Man ist (bzw. Studierende sind) stolz auf die deutsche Vergangenheitsaufarbeitung und verbreitet diese Auffassung unter anderen. Es wird ein positives Selbstbild aufgebaut, die eigene Position erhöht und damit eine Legitimierungsstrategie verwendet (Reinharz/Schwarz-Friesel 2013: 351 ff.). Dass es sich bei der Vergangenheitsaufarbeitung in weiten Teilen um eine Illusion handelt und keine tiefgreifende Aufarbeitung in der deutschen Gesellschaft stattgefunden hat, ist in der Forschung hinreichend belegt worden (Kämper 2007 und 2005, Wolgast 2001).

Eindrücke und Berichte über eine vorhandene Schlussstrich- oder Überdrussmentalität werden von Interviewteilnehmern oft im Kontext ‚Schule‘ verbalisiert, sind jedoch keineswegs darauf beschränkt. So erzählt bspw. ein Interviewteilnehmer von seinem Großvater, der sich über die von ihm wahrgenommene Allgegenwärtigkeit der NS-Zeit im Fernsehen echauffiert und damit die weite Verbreitung von Vergangenheitsabwehr in der Gesamtgesellschaft widerspiegelt: „*Und dort hat er sich immer aufgeregzt, man sieht den Adolf mehr als die Mutti, also die Merkel*“²¹⁶

Festzuhalten ist an dieser Stelle allerdings auch, dass einige Befragte einen Wandel in ihrer Wahrnehmung der Behandlung der NS-Zeit und des Holocausts in ihrer Schulzeit feststellen bzw. sich kritisch damit auseinandersetzen, etwa wie in Belegstelle (63):

(63) B: „*Also ich weiß, dass ich in der Schule immer dachte, jetzt soll ich das schon wieder machen. Das gefühlts sehr oft vorkam, aber wenn ich jetzt so darüber nachdenke, ist es eigentlich traurig, wie wenig man davon noch weiß, obwohl wir das so oft gemacht haben.*“ (**Interview 18, Absatz 124**)

Die Interviewteilnehmerin verbalisiert hier den zuvor beschriebenen, unter den Interviewteilnehmern sehr präsenten Eindruck, dass die NS-Zeit ausgiebig und „zu viel“ im Unterricht behandelt wurde („jetzt soll ich das schon wieder machen“). Sie räumt danach selbstkritisch ein, dass davon wenig hängen geblieben ist und bedauert dies. Auch andere äußern, dass sie dies nun mit etwas zeitlichem Abstand anders einschätzen und plädieren mitunter für eine Anpassung des Geschichtsunterrichts.²¹⁷

216 Interview 25, Absatz 47.

217 Interview 4, Absatz 46.

5.2.6 Widersprüche in der Selbsteinschätzung und Wissensquellen der Befragten

Der aus der Forschung bekannte und auch bereits entlang der Korpusdaten beschriebene Widerspruch zwischen „subjektiver Einschätzung und objektiver Situation“ (Reinharz/Schwarz-Friesel 2013: 283) spiegelt sich auch in der Selbsteinschätzung des eigenen Wissensstandes der Interviewteilnehmer wider. Um sich der Thematik der Überdrussmentalität und Schlussstrichforderung in den Interviewgesprächen zu nähern, wird ein unterschwelliger Einstieg gewählt. Die Befragten werden dazu zunächst nach ihrem Wissen über die NS-Zeit und einer entsprechenden Selbsteinschätzung gefragt. Ziel ist es, hierüber auf mögliche Ausprägungsformen einer Überdrussmentalität zu sprechen zu kommen, genauso wie etwaige Widersprüche in der Selbstwahrnehmung der Interviewteilnehmer aufzuzeigen. Auf eine konkrete Wissensfrage wird bewusst verzichtet, um die Interviewteilnehmer nicht bloßzustellen bzw. diese nicht in eine unangenehme Lage zu versetzen. Dennoch lassen sich im Gesprächsverlauf auf Basis verschiedener Aussagen (bspw. durch geäußertes Detailwissen, verwendete Ausdrücke oder Daten²¹⁸) oft recht gute Einschätzungen über das Wissen der Befragten treffen.

Hinsichtlich der Selbsteinschätzung bietet sich unter den Teilnehmenden ein insgesamt diverses Bild. Es lässt sich im Wesentlichen zwischen drei Gruppen unterscheiden: diejenigen, die eigener Einschätzung nach über „großes Wissen“²¹⁹ verfügen, diejenigen die nach eigener Angabe ein mittleres oder „leicht überdurchschnittliches Wissen“²²⁰ haben, oder jene, die ein geringes Wissen und sich als „*mehr unwissend als wissend*“²²¹ beschreiben würden. Es lassen sich dabei jene Interviewteilnehmer nennen, die etwas mit Bezug zu Geschichte studieren („*Logischerweise da ich Geschichte studiere ist da einiges an Wissen auch hängengeblieben*“²²²) und jene, die oft bereits seit der Schulzeit kein tiefergehendes Interesse am Thema hatten

218 Siehe bspw. Belegstelle (10), Interview 30, Absatz 19, wo der Gedenktag an die Novemberpogrome falsch datiert wird, oder Interview 9, Absatz 115, in der das Denkmal für die ermordeten Juden Europas in Berlin für eine KZ-Gedenkstätte gehalten wird.

219 Interview 10, Absatz 74.

220 Interview 1, Absatz 68.

221 Interview 19, Absatz 87.

222 Interview 3, Absatz 82.

(„Ich hatte Geschichte immer nur als Zusatzkurs. Ich habe es abgewählt“²²³). Bei dem überwiegenden Teil der Interviewgespräche stimmt die getätigte Selbsteinschätzung dabei mit dem anschließenden Eindruck aus dem Interviewgespräch überein, es gibt jedoch zwei Gruppen in den Interviewgesprächen, bei denen sich hier Widersprüche auftun:

Erstens tätigen einige Befragte, die ihr Wissen als hoch und recht umfassend einschätzten, bzw. angaben, sich viel mit der NS-Zeit beschäftigt zu haben, im späteren Gesprächsverlauf Aussagen oder bedienten antisematische Stereotype, die in einem starken Widerspruch zu einer verstärkten und tiefergehenden Auseinandersetzung stehen. So sagt bspw. eine Interviewteilnehmerin, sie setze sich „sehr viel mit dem Zweiten Weltkrieg auseinander“²²⁴ und erzählt von verschiedenen Reisen zu Gedenkstätten und Orten von Schlachten im Zweiten Weltkrieg wie in den Ardennen. Gleichzeitig trifft sie dann später im Gespräch über NS-Prozesse falsche, verdrehende und stark relativierende Aussagen (siehe zuvor Belegstelle (51)). Diese Beobachtung stimmt mit wesentlichen Aspekten aus der Forschung überein: Diese Interviewteilnehmer halten sich für aufgeklärt und informiert. Sie haben ein „positives Selbstbild“ (vgl. Reinhartz/Schwarz-Friesel 2013: 357 ff.), das sie gegen äußere Einflüsse absichern. In den Gesprächen gibt es hier wenig Anhaltspunkte, dass die besagten Interviewteilnehmer sich und ihr Weltbild selbtkritisch hinterfragen. Sie bewegen sich in dem von Schwarz-Friesel beschriebenen „Hamsterrad“ (vgl. Schwarz-Friesel 2019a: 127 ff.) und blenden dabei äußere Einflüsse, die ihrem vorgefertigten Bild widersprechen, aus bzw. deuten diese um. Das Phänomen des Widerspruchs zwischen Selbsteinschätzung des Wissens und tatsächlich stattgefundener Auseinandersetzung beschreibt eine Interviewteilnehmerin selbst äußerst treffend, indem sie feststellt:

(64) B: „Es gibt halt immer diese Modethemen. Diese Modestichworte. Das wissen alle, dass es passiert ist. Aber wenn es so ein bisschen tiefergehender ist, dann geben wir auch gerne vor, viel zu wissen, aber dann ja eigentlich weiß ich nicht so viel, nur das, was ich in der Schule gehört habe, was echt nicht viel ist.“ **(Interview 2, Absatz 113)**

Der zweite hervorzuhebende Widerspruch wird bei den Interviewteilnehmern deutlich, die sich in ihrer Selbsteinschätzung bescheidener bzw. zurückhaltender äußern, dann aber im Gesprächsverlauf tiefergehende

223 Interview 22, Absatz 55. Siehe auch vergleichbar Interview 30, Absatz 21.

224 Interview 27, Absatz 15.

Kenntnisse, Detailwissen oder reflektierte Analysen aufweisen. So stellt ein Interviewteilnehmer selbstkritisch fest: „*Ja, ich weiß ein bisschen was, aber ist denke ich auch ein Thema, wo man nicht genug drüber wissen kann, oder wo ich jetzt auch selber sage, dass ich eigentlich zu wenig darüber weiß. Ja*“²²⁵. Später im Gespräch analysiert er dann äußerst reflektiert den Umgang anderer Länder mit der deutschen Vergangenheit und kritisiert hier den aus seiner Sicht zum Teil zu humorvollen oder leichtsinnigen Umgang. Dabei ist es bemerkenswert, dass diese Interviewteilnehmer eher zurückhaltend mit ihrem Wissen umgehen bzw. warum sie sich eher unterschätzen, ihre Kommilitonen sich hingegen überschätzen, dies aber im Vergleich selbstbewusst anführen.

Zusätzlich ist auch noch die Gruppe derjenigen zu betonen, die angeben, wenig über die NS-Zeit und den Holocaust zu wissen, und bei denen dieser Eindruck dann im Gesprächsverlauf bestätigt wird. Die korrekte Selbsteinschätzung ist zwar positiv hervorzuheben; es stellt sich dennoch die Frage nach den Gründen für das fehlende Wissen und zum Teil auch für das mangelnde Interesse. In diesem Zusammenhang nennenswert sind die verschiedenen Wissensquellen, welche die Befragten angeben, von denen sie ihr Wissen über die NS-Zeit beziehen. Als Hauptwissensquelle ist die Schulzeit zu nennen, wobei die Bewertung, wie intensiv dort Wissen vermittelt wurde, unterschiedlich ausfällt (siehe Kap. 5.2.5). Einige Interviewpartner haben sich auch im Studium mit Themen rund um die NS-Zeit beschäftigt. Als zweite wesentliche Wissensquelle sind verschiedene Medien wie Dokumentationen, Reportagen, Podcasts, Filme („Schindlers Liste“, „Der Junge im gestreiften Pyjama“) und Serien („Unsere Mütter, unsere Väter“) zu nennen, die gerade auch über Portale und Anbieter wie YouTube, Amazon, oder Netflix privat von den Interviewteilnehmern konsumiert werden.²²⁶ Mehrere geben an, privat das Tagebuch von Anne Frank oder andere Bücher und Artikel zur NS-Zeit gelesen zu haben. Als weitere Wissensquellen werden Gespräche in der Familie oder mit Freunden, gemachte Reisen, Besuche von Museen, Ausstellungen und Gedenkstätten oder auch Begegnungen mit Zeitzeugen angeführt.

225 Interview 14, Absatz 89.

226 Zum Einfluss der neuen Medien, siehe ausführlich Kapitel 5.5.

5.2.7 Auswirkungen eines NS- und KZ-Gedenkstättenbesuchs

Im Interviewgespräch werden die Interviewteilnehmer danach gefragt, ob sie bereits eine NS- oder KZ- Gedenkstätte besucht hätten, sofern dies nicht von ihnen selbst thematisiert wird. Ziel ist es, zum einen über dieses Thema Aussagen zu einer möglichen Überdrussmentalität oder Schlussstrichforderung zu erlangen. Zum anderen ist die Frage nach dem Nutzen eines solchen Besuches seit längerem Gegenstand der Forschung (vgl. Beiträge in Thimm/Kößler/Ulrich 2010 oder Pampel 2007), genauso wie auch in wiederkehrenden gesellschaftlichen Debatten, in denen immer wieder die Frage nach einem verpflichtenden Besuch in der Schulzeit diskutiert wird. In den Interviewgesprächen kommen viele Interviewteilnehmer von sich aus auf einen durchgeführten Besuch zu sprechen – einige Male ist die Erwähnung eines Besuches von Auschwitz oder Dachau auch die erste Reaktion auf das gezogene Los „Judentum“ bzw. „Juden in Deutschland“ (siehe hierzu Kap. 5.1.1). Von den 30 Interviewteilnehmern gibt gut die Hälfte (16 Personen) an, eine Gedenkstätte besucht zu haben, der Großteil davon während der Schulzeit, andere später privat, mit der Familie oder Freunden. Einige haben mehrere Gedenkstätten besucht, die häufigsten Nennungen sind Auschwitz, Dachau, Buchenwald und Bergen-Belsen. Elf Personen haben bisher keine Gedenkstätte besucht, drei sind sich unsicher bzw. können keine genaue Angabe machen.

Auffällig ist, dass sich von den Interviewteilnehmern, die eine Gedenkstätte besucht haben, niemand negativ oder abwertend über das Erlebnis des Besuches äußert. Die Befragten beschreiben ihren Besuch zwar emotional und aufwühlend – als „sehr intensiv“²²⁷, „überwältigend“²²⁸, wahnsinnig „krass“²²⁹, oder „ehrfurchtserregend“²³⁰ –, legen dies aber in den Gesprächen nicht negativ, im Sinne einer abwehrenden Haltung, aus. Auch wenn der Besuch als emotional belastend und „grauenhaft“²³¹, „erschreckend“²³², „bedrückend“ oder „schockierend“²³³ beschrieben wird, so verbuchen die Interviewteilnehmer den Besuch dennoch als positive, gewinnbringende Erfahrung: „*Da bin ich unheimlich dankbar für diese Erfahrung, auch wenn*

227 Interview 4, Absatz 91.

228 Interview 22, Absatz 61.

229 Interview 4, Absatz 38.

230 Interview 25, Absatz 51.

231 Interview 7, Absatz 44.

232 Interview 19, Absatz 95. Siehe auch Interview 23, Absatz 89.

233 Interview 17, Absatz 127.

*es mich wirklich sehr belastet hat über einen ganz langen Zeitraum*²³⁴. Es wird bekräftigt, dass es definitiv „kein Strandurlaub“ ist, aber dennoch „gut war“, dort gewesen zu sein. Genauso wird anderen empfohlen, unbedingt auch einen Besuch dorthin zu unternehmen. Interviewteilnehmer heben hervor, wie nachhaltig prägend der Besuch, gerade für ihre persönliche Perzeption der NS-Zeit, war:

(65) B: „Ja, das wird auch was sein, was mich mein ganzes Leben bis zum Lebensende irgendwie bringen wird, diese Erfahrung. Das hat auch mein Bild auf die Nazivergangenheit auch nochmal stark geprägt, und zwar gerade in den letzten Jahren durch das Flüchtlingsthema und durch (...) viele Debatten, was Migration angeht und dergleichen. (...)“ (**Interview 1, Absatz 48**)²³⁵

Gedenkstätten bieten als Orte des Gedenkens und gemeinsamen Erinnerns eine Möglichkeit, Wissen und Eindruck über den nationalsozialistischen Antisemitismus sowie die Vernichtung der europäischen Juden und aller weiteren Opfer außerhalb des schulischen Kontextes zu vermitteln. Sie stellen somit eine „Öffnung schulischen Lernens“ (Bernstein 2018: 298) dar. Die möglichen positiven Effekte eines Besuches zur Wissensvermittlung, Sensibilisierung und Steigerung der Empathiefähigkeit sind in der Forschung dokumentiert und diskutiert (vgl. etwa Bernstein 2018, Haug 2017). Dies spiegelt sich im Textkorpus, wie in Belegstelle (65), wider, oder auch, wenn Befragte bspw. hervorheben, dass es für sie wirklich etwas anderes sei, persönlich „am Ort des Geschehens“²³⁶ gewesen zu sein.

Gleichzeitig wird in der Forschung stets betont, dass ein Besuch seine Wirkung für die politische Bildung ohne ergänzende Aufbereitung und Erklärung kaum entfalten kann. Es wird bemängelt, dass die Besuche von Gedenkstätten oftmals in einer Rahmung stattfinden, „die einer angemessenen Auseinandersetzung mit den Orten der nationalsozialistischen Verbrechen und der Beschäftigung mit der Kontinuität des Antisemitismus und seiner gegenwärtigen Bedeutung für die Schüler nicht entspricht“ (Bernstein 2018: 299). Auch dies findet sich im Textkorpus. Aussagen von Interviewteilnehmern – darunter „ich persönlich fand es schwierig damit umzugehen“²³⁷,

234 Interview 1, Absatz 48.

235 Vgl. ähnlich Interview 7, Absatz 46 oder Interview 13, Absatz 33.

236 Interview 26, Absatz.

237 Interview 26, Absatz 23.

„Ich war komplett emotional fertig dann auch“²³⁸, oder „auch wenn es mich wirklich sehr belastet hat über einen ganz langen Zeitraum“²³⁹ – verdeutlichen die Wichtigkeit einer tiefgreifenden Vor- und Nachbereitung eines solchen Besuches sowie einer sinnvollen Einbettung in den Unterricht. Wie gewinnbringend und zielführend ein Gedenkstättenbesuch sein kann, sofern dieser vernünftig vor- und nachbereitet bzw. in den Gesamtunterricht eingebettet ist, verdeutlicht eine Antwort von Interviewteilnehmer 7 auf die Frage, wie er seinen Gedenkstättenbesuch erlebt habe:

(66) B: „Grauenhaft. Es war wirklich/Hat bleibenden Eindruck hinterlassen auf jeden Fall. Ich finde das Bild schließt sich so ein bisschen mit dem was/Also ich habe Anne Franks Tagebuch gelesen, jetzt dieses ‚Trotzdem ja zum Leben sagen‘ und das sind so verschieden/Und dann mit den Bildern von Auschwitz, das ergibt/Je mehr man sich Stück für Stück beliest und Filme guckt und dann an den Orten ist, desto voller wird das Bild und erschreckender. Ich glaube Auschwitz allein war wirklich betrübend. Das war wirklich hart. Aber als ich dann noch mehr gelesen habe, was da tatsächlich passiert ist und wie das aussah. Wenn man das Bild noch dazu hat, ist das alles noch/Also das gewinnt an Wucht.“ (**Interview 7, Absatz 44**)

In (66) wird beschrieben, wie der Besuch von Auschwitz, den der Interviewteilnehmer als „grauenvoll“ und „hart“ beschreibt, in Kombination mit Büchern und Filmen massiv den Eindruck des Befragten geprägt hat. Dieser habe durch den Besuch „an Wucht“ gewonnen. Nicht nur auf Basis von Belegstelle (66), sondern auch auf Basis des gesamten Interviewgesprächs 7 wird die sensibilisierende und Empathie befördernde Wirkung des Besuchs deutlich. Wenig später in Interviewgespräch 7 wird auch die Multiplikatorfunktion von Personen deutlich, die einen Gedenkstättenbesuch als besonders „positiv“ und „prägend“ wahrgenommen haben. Der Interviewteilnehmer beschreibt dann, wie er auch mit seiner Freundin und Familie über den Besuch gesprochen und diese motiviert hat, auch Auschwitz zu besuchen.

Was im Korpus ebenfalls vorkommt, sind Erzählungen über unangebrachte und antisemitische Vorfälle im Kontext der Besuche, etwa mit „unschönen Witzen“²⁴⁰, die gemacht wurden, oder dass der gesamte Besuch

238 Interview 4, Absatz 38.

239 Interview 1, Absatz 48.

240 Interview 3, Absatz 96.

als „*langweilig abgestempelt*“²⁴¹ wurde. Ein Interviewteilnehmer berichtet, dass jemand bei der Ankunft in Auschwitz mit dem Bus wie beim Besuch eines McDonald's-Restaurants gerufen habe: „*Jetzt gibt es Judenburger*“²⁴². Auch die bekannte Problematik, dass solche Fahrten trivialisierend als „*Klassenausflug*“²⁴³ oder „*Freizeitfahrten*“ deklariert werden (vgl. Bernstein 2018: 298 f.), kommen im Korpus zur Sprache.

Auf Basis des analysierten Textkorpus ist insgesamt jedoch hervorzuheben, dass alle 16 Interviewteilnehmer, die eine Gedenkstätte besucht haben – unabhängig davon, ob der Besuch sinnvoll eingebettet bzw. ordentlich vor- und nachbereitet wurde –, diesen im Nachhinein als prägende und gewinnbringende Erfahrung verbuchen. So antworten auch Befragte, bei denen der Besuch nicht sinnvoll eingebettet war und die sich bspw. an despektierliches Verhalten der Mitschüler erinnern, auf die Frage, ob der Besuch sinnvoll oder ein ‚positives‘ Erlebnis war, mit „*Ja, auf jeden Fall*“²⁴⁴. Bei der Interpretation dieser Ergebnisse ist natürlich der Umstand, dass Gedenkstätten „Orte hoher sozialer Erwünschtheit“ (Bernstein 2018: 298) sind und entsprechend Einfluss auf die Äußerungen der Interviewteilnehmer gehabt haben können, zu berücksichtigen. Die generelle positive Wirkung eines Besuches²⁴⁵, wie in Belegstelle (66), ist an dieser Stelle jedoch hervorzuheben und wird später in Kapitel 5.2.8 wiederaufgegriffen.

Auf Basis der anderen knappen Hälfte des Korpus, welche keine Gedenkstätte besucht haben (drei Personen) bzw. sich diesbezüglich unsicher sind (elf Personen), sind ebenfalls interessante Beobachtungen feststellen. So bedauert es die Mehrzahl dieser Interviewteilnehmer, bisher keine Gedenkstätte besucht zu haben, und antwortet auf die Frage nach einem Besuch mit „*leider nicht, noch nicht*“²⁴⁶ oder „*ich war auch wirklich traurig, dass ich nicht mitfahren konnte*“²⁴⁷. Einige bekunden ihr Interesse bzw. Bestreben, dies bald nachzuholen: „*ich würde mir das gerne mal anschauen*“²⁴⁸. Hin-

241 Ebd. Interview 3, Absatz 96.

242 Interview 25, Absatz 55.

243 Interview 3, Absatz 96.

244 Siehe bspw. Interview 3, Absatz 96 oder Interview 4, Absatz 42.

245 Genauso ließe sich umgekehrt festhalten, dass es im Textkorpus keine Anzeichen dafür gibt, dass ein Gedenkstättenbesuch eine negative bzw. kontraproduktive Wirkung auf die Interviewteilnehmer hatte.

246 Interview 29, Absatz 45.

247 Interview 18, Absatz 132.

248 Interview 30, Absatz 29 oder auch ähnlich in Interview 24, Absatz 92 und Interview 10, Absatz 61.

sichtlich des Wissensstandes bzw. des vorhandenen Wissens ist auffällig, dass einige Befragte das Denkmal für die ermordeten Juden Europas (oft auch Holocaust-Mahnmal oder umgangssprachlich „Stelenfeld“ genannt) neben dem Brandenburger Tor in Berlin nicht treffend zuordnen können bzw. dieses verzerrend umschreiben. Ein Interviewteilnehmer spricht bspw. fragend von „diesen Betonklötzen“ und mutmaßt, dass jede Stele einen „gefallenen Juden“²⁴⁹ symbolisieren soll. Andere umschreiben das Denkmal mit „es sieht ein bisschen wie ein Labyrinth aus“²⁵⁰ oder sprechen von „schwarzen Marmorsteinen“²⁵¹.

Alle Interviewteilnehmer werden ferner nach ihrer Haltung zu einem möglichen Pflichtbesuch gefragt. Insgesamt steht ein Großteil der Befragten einem verpflichtenden Besuch aufgeschlossen gegenüber, wobei hier besonders viele derer, die bereits eine Gedenkstätte besucht haben, zustimmen. So antworten viele auf die Frage mit: „Bin ich ganz stark dafür“²⁵², „Das finde ich super“²⁵³ oder „Halte ich grundsätzlich für sinnvoll“²⁵⁴. Argumentativ wird die zustimmende Haltung unterstützt, indem betont wird, es sei etwas anderes, „direkt dort“ zu sein als „im gemütlichen warmen Klassenzimmer“²⁵⁵. Alltag und Gefühle werden so greifbarer gemacht und die Empathie für die Opfer erhöht. Von einigen Befragten (besonders von denen, die noch keine Gedenkstätte besucht haben) wird ein Pflichtbesuch eher kritisch gesehen. Es wird die Notwendigkeit einer sinnvollen Einbettung betont oder appelliert, Schülern einen freiwilligen Besuch zu ermöglichen. Sie weisen auf die Gefahr hin, dass ein erzwungener Besuch kontraproduktiv sein und eine Abwehrhaltung auslösen könne. Einige liefern für eine sinnvolle Einbettung auch konkrete Empfehlungen wie die Durchführung von Projektarbeiten. Bei der Frage nach einem Pflichtbesuch wird von einem Interviewteilnehmer eine starke Abwehrhaltung verbalisiert. So ant-

249 Zu betonen ist an dieser Stelle die Nutzung des in diesem Kontext derealisierenden Verbs „gefallen“. Diese Nutzung des sonst im militärischen Kontext verwendeten Verbs impliziert, dass Juden vorwiegend in Kampfhandlungen verwickelt waren und dabei umkamen, statt systematisch ermordet worden zu sein. Der Interviewteilnehmer relativiert seine Aussage zwar anschließend, indem er sagt „nicht gefallen, sondern/(...)“, führt dann aber keine Konkretisierung durch. Siehe ausführlich Interview 8, Absatz 86.

250 Interview 9, Absatz 115.

251 Interview 15, Absatz 93.

252 Interview 13, Absatz 116.

253 Interview 15, Absatz 93.

254 Interview 16, Absatz 91.

255 Interview 6, Absatz 156.

wortet er auf die Frage nach seiner Meinung zu einem Pflichtbesuch einer Gedenkstätte in der Schulzeit mit:

(67) B: „(...) Ich würde meinen, das ist CO2-Verschwendug. Nein, ehrlich. Ich spreche hier einfach mal für den Durchschnittsteenager. Ich habe keine, ich habe nicht (unv.). Der Durchschnittsmensch und überhaupt heutzutage wird kaum eine Seele berührt, wenn nicht innerhalb von Europa irgendwo eine Tragödie geschieht. Wie soll man da dann Mitgefühl haben für ein Geschehnis, das eine Zeitperiode zurückliegt, die das X-fache seines eigenen Alters ist? (...)“ (**Interview 9, Absatz 119**)

Mit der Bezeichnung eines verpflichtenden Gedenkstättenbesuch als „CO2-Verschwendug“, äußert der Interviewteilnehmer seine Ablehnung in bewusst despektierlicher Form. Dass er sich hierbei nicht nur auf einen verpflichtenden, sondern allgemein einen Besuch durch junge Menschen bezieht, wird durch die anschließende Erklärung deutlich. Junge Menschen, so der Befragte, könnten nicht Mitgefühl für etwas entwickeln, was das „X-fache seines eigenen Alters“ zurückliege. Wie zuvor in Belegstelle (50) wird sich hier argumentativ auf die vergangene Zeitspanne und die Nicht-involviertheit der jüngeren Generation berufen (siehe Kap. 5.2.1). Mit der Behauptung, im Namen der Durchschnittsteenager zu sprechen, versucht der Interviewteilnehmer die eigene Position abzusichern und bedient damit die Strategie der Rechtfertigung (vgl. Reinharz/Schwarz-Friesel 2013: 369 ff.).

Die starke Abwehrhaltung von Interviewteilnehmer 9 ist insofern interessant, als dass er selbst bisher keine Gedenkstätte besucht hat. Auf Basis des Textkorpus entsteht der Eindruck, dass gerade Interviewteilnehmer, die noch keine Gedenkstätte besucht haben, eine Abwehrhaltung bzw. mögliche Einwände gegen einen Pflichtbesuch vehemente und nachdrücklicher formulieren. Befragte, die bereits einmal vor Ort waren, formulieren Einwände oder Kritik insgesamt sachlicher und überlegter. Dies lässt auf einen positiven Effekt durchgeführter Gedenkstättenbesuche schließen, auch wenn diese schon längere Zeit zurückliegen. Die Interviewteilnehmer sind sensibler und reflektierter, was die Wahrnehmung von NS-Zeit und Holocaust angeht; sie stehen auch (weiteren) Besuchen von Gedenkstätten aufgeschlossener gegenüber. Bei solchen Schlussfolgerungen ist natürlich die eingeschränkte Reichweite und Repräsentativität des vorliegenden Textkorpus (vgl. später Kap. 6.3) zu berücksichtigen.

5.2.8 Ablehnung Schlussstrichforderung und Betonung deutscher Verantwortung

Obwohl der Fokus der vorliegenden Arbeit die Darstellung auftretender Motive des Gebildeten Antisemitismus unter deutschen Studierenden ist, sollen im Folgenden kurz auch ablehnende Haltungen der interviewten Studierenden hinsichtlich der Ausprägungsformen von Schlussstrich- und Überdrussmentalität dargestellt werden. Diese verdeutlichen die Heterogenität und Diversität vorhandener Meinungen im Textkorpus genauso, wie sie hinsichtlich der Methodik und möglicher Effekte sozialer Erwünschtheit aufzeigen, dass auch andere Antworten möglich gewesen wären. Zudem wird durch den Kontrast die Brisanz der zuvor beschriebenen Äußerungen verdeutlicht.

So gibt es einige Interviewteilnehmer, die Fragestellungen bezüglich einer möglichen Schlussstrichforderung oder Überdrussmentalität, ohne lange zu überlegen und gerade heraus, zum Teil auch sehr deutlich, ablehnen. So antwortet bspw. ein Interviewteilnehmer auf die Frage, ob er den Eindruck habe, dass in Deutschland zu viel über den Holocaust gesprochen werde, schlicht mit „*Nein*“²⁵⁶, oder eine andere mit „*auf gar keinen Fall*“²⁵⁷. Einige sehr reflektierte Befragte verbalisieren von sich aus die Schlussstrich-debatte und äußern hierüber ihr Unverständnis, etwa indem ironisch von dem „*berühmten Schlussstrich*“²⁵⁸ gesprochen wird, oder wie zuvor dargestellt in Belegstelle (51) und (52). Auch weitere Aspekte deutscher Verantwortung, die weit tiefer gehen als reine Bekenntnisse zur Wichtigkeit der deutschen Erinnerungskultur aufgrund der deutschen NS-Geschichte, werden verbalisiert. So verweisen Interviewteilnehmer darauf, dass die NS-Geschichte eben nicht so lange zurückliegt, und plädieren dafür, sich mit der eigenen Familiengeschichte (besonders der eigenen Großeltern) verstärkt auseinanderzusetzen.²⁵⁹ Andere fordern, dass Holocaustleugner stärker belangt werden²⁶⁰, oder betonen, dass Deutschland seiner Verantwortung nach 1945 nicht gerecht geworden ist und prangern die unzähligen Personen mit NS-Geschichte an, die nach 1945 unbehelligt in zahlreichen

256 Interview 14, Absatz 97.

257 Interview 1, Absatz 76.

258 Interview 4, Absatz 74.

259 Siehe auch Interview 13, Absatz 123.

260 Interview 17, Absatz 133.

hohen Ämtern verblieben.²⁶¹ Im Gespräch über Boykottforderungen gegen Israel (siehe ausführlich Kap. 5.3.7) betont eine Interviewpartnerin die besondere Verantwortung Deutschlands, indem sie schlussfolgert: „Wie gesagt, es hat halt gerade in Deutschland so einen bitteren Beigeschmack von ‚Kauft nicht bei Juden‘. Das hatten wir ja schon mal“²⁶² Einige Interviewteilnehmer berichten auch ausgiebig über ihr eigenes Engagement, mit dem sie sich gegen Schlussstrichforderungen und Überdrussmentalität stemmen.²⁶³ So wehrt sich bspw. eine Interviewteilnehmerin gegen die Überdrussmentalität in ihrem Umfeld, indem sie ironisch festhält: „Boa, bei uns, weil wir so linksliberal sind, da ist das kein Thema. Doch. Frag mal Oma oder Opa“²⁶⁴. Einige äußern auch den Wunsch, sich verstärkt mit Themen rund um den NS und Erinnerungskultur auseinanderzusetzen bzw. bedauern, dass dies in der Schule aus ihrer Sicht nur mangelhaft geschehen ist.

Im Textverlauf wurde anhand mehrerer Belegstellen bereits verdeutlicht, dass ein großer Teil der Befragten die Wichtigkeit der Erinnerungskultur positiv hervorhebt. Diese Betonung der Wichtigkeit von Erinnerungskultur und Bekenntnisse zur deutschen Verantwortung wirken in den Interviewgesprächen jedoch an vielen Stellen reflexhaft und wie auswendig gelernt vorgebracht (vgl. bspw. Belegstellen (50) oder (55)). Wie beschrieben, steht dies jedoch oft im starken Widerspruch zu anderen, später getätigten Aussagen, in denen Motive oder Argumentationsweisen einer Schlussstrichforderung oder Überdrussmentalität geäußert werden. Das ist jedoch nicht bei allen der Fall; einige äußern auch durchaus starke Kritik an der Erinnerungskultur oder daran, wie Themen rund um die NS-Zeit in der Schule behandelt werden, allerdings ohne dabei Motive der Schlussstrichforderung oder Überdrussmentalität zu tradieren. So sagt bspw. ein Interviewteilnehmer, dass das Thema aus seiner Sicht nicht zu viel bearbeitet werden würde, schlägt aber gleichzeitig vor, „es manchmal anders zu bearbeiten“²⁶⁵. Anschließend gibt er konkrete Vorschläge, indem er eine Buchempfehlung gibt und dafür plädiert, das Thema „emotionaler und lebendiger“²⁶⁶ zu

261 Interview 7, Absatz 98.

262 Interview 3, Absatz 120.

263 Siehe bspw. Interview 12, Absatz 139. Interviewpartner 12 berichtet dort ausführlich von zwei nationalsozialistischen Denkmälern, die ihm nahe seines Heimatdorfes aufgefallen sind. Um eine Entfernung zu erreichen, kontaktierte er u. a. den Zentralrat der Juden und den Verfassungsschutz.

264 Interview 15, Absatz 93.

265 Interview 7, Absatz 38.

266 Interview 7, Absatz 86.

machen. Diese Beispiele zeigen, dass auch eine durchaus kritische Auseinandersetzung mit der deutschen Erinnerungskultur möglich ist, ohne diese insgesamt zu diskreditieren, einzuschränken oder in Frage zu stellen.

5.2.9 Zwischenfazit

Hinsichtlich der im zweiten Kapitel des Ergebnisteils erfassten Schlussstrichforderung und Überdrussmentalität lässt sich für das Korpus zusammenfassen, dass verschiedene Motive und Argumentationsformen hier besonders ausgeprägt sind: So schieben Befragte besonders häufig eine persönliche Verantwortung von sich, indem sie auf die lange vergangene Zeitspanne verweisen und die eigene Nichtinvolviertheit betonen. Hierbei werden argumentativ verschiedene Strategien verwendet. Mit der Verwendung und dem Bezug auf bekannte Argumente wie den „Befehlsnotstand“ lässt sich historisch eine Linie von verschiedenen NS-Täter-Prozessen bis in das studentische Milieu ziehen.

Zusätzlich wird häufig die Forderung nach einer Re-Fokussierung verbalisiert. Dabei wird hervorgehoben, es werde sich lieber mit Positivem als mit Negativem beschäftigt, oder es wird für eine ‚Gleichstellung‘ der Verbrechen des NS mit anderen Verbrechen in der Geschichte plädiert. Auffällig ist außerdem, dass wiederholt die Wichtigkeit von Erinnerungskultur und Gedenken hervorgehoben wird, meist jedoch nur, um dies argumentativ dafür zu nutzen, diese dann im Folgenden zu relativieren bzw. Motive der Schlussstrichforderung und Überdrussmentalität zu rechtfertigen. Auch wird bei den Interviewteilnehmern ein empfundener Rechtfertigungsdruck deutlich, indem sie bekannte Metaphern wie den „erhobenen Zeigefinger“ verbalisieren. An zahlreichen Stellen wird gerade durch die Verwendung von verharmlosenden Umschreibungen deutlich, dass viele Befragte den schmerzhaften Prozess der Beschäftigung mit der Vergangenheit vermeiden bzw. diesem (unbewusst) ausweichen. Eine Überdrussmentalität äußert sich besonders häufig im Kontext Schule mit dem Verweis, wie oft die NS-Zeit in der Schulzeit behandelt wurde. Die Schulzeit wird von einem Großteil der Interviewteilnehmer als Hauptwissensquelle ihres Wissens über den NS angegeben. Mit Blick auf die Selbsteinschätzung des Wissensstandes wird bei einigen der aus der Forschung bekannte Widerspruch zwischen eigener Wahrnehmung und objektiver Situation deutlich. Hier ist das ‚Monstranz-Motiv‘ hervorzuheben, mit dem einige Interviewteilnehmer Bedeutung und Relevanz von Erinnerungskultur betonen, sich aber

gleichzeitig persönlich distanzieren. Mit Blick auf den Besuch einer Gedenkstätte ist festzuhalten, dass gut die Hälfte der Befragten eine solche besucht hat. Hier lässt sich ein positiver Effekt eines Besuches auf die Haltung der Interviewteilnehmer feststellen. Mit steigender Intensität eines Gedenkstättenbesuchs ist auch eine erhöhte Reflektiertheit und Sensibilität bzgl. der allgemeinen Thematik „NS-Zeit“, Judentum“ und auch „Israel“ festzustellen. Bei den Befragten, die reflektiert über ihren Gedenkstättenbesuch berichten, werden zudem seltener antisemitische Stereotype codiert. Einem Pflichtbesuch einer Gedenkstätte stehen die meisten aufgeschlossen gegenüber, wobei auch hier Kritik und vereinzelt starke Abwehrhaltungen verbalisiert werden.

Einhergehend mit Schlussstrichforderungen und Überdrussmentalität finden sich in weiten Teilen des Korpus weitere aus der Forschung bekannte kommunikative Strategien und argumentative Muster des Gebildeten Antisemitismus (vgl. Kap. 2.4) wieder: So wird sich zur Entlastung und zum Aufbau eines positiven Selbstbildes auf eigene biographische Angaben bezogen, was die Nutzung von Legitimierungsstrategien darstellt. Mit Ja-Aber-Konstruktionen und Abschwächungen finden sich wesentliche Merkmale von Vermeidungsstrategien. Durch den Verweis auf andere wie auch das Sprechen im Namen der Mehrheit bedienen Befragte klassische Kennzeichen von Rechtfertigungsstrategien. Das Anerkennen von Leid und daran anschließende Forderungen, die Erinnerung bzw. die Aufarbeitung von Verbrechen ruhen zu lassen, entsprechen wiederum Relativierungsstrategien. Zu betonen ist ferner, dass Interviewteilnehmer Motive und Textstrategien dabei nicht nur selbst äußern, sondern auch davon berichten, wie sie diese bei anderen wahrnehmen. Dies wiederum verdeutlicht, dass sich der Geltungsbereich der vorliegenden Forschungsarbeit auf ein weiteres Feld übertragen lässt.

Schließlich ist mit Blick auf die vorhandene Ablehnung von Schlussstrichforderungen und Überdrussmentalität unter Studierenden die große Heterogenität des Textkorpus zu betonen. Neben vielen zustimmenden Aussagen findet sich bei einigen auch eine klare Abwehrhaltung gegenüber Schlussstrichforderungen bzw. ist ein aktives Engagement gegen auftretende Überdrussmentalität in ihrem Umfeld spürbar.

5.3 Israelisierung des Antisemitismus: Studentisches Denken und Wissen zu Israel und dem Nahostkonflikt

Wie bereits in Kapitel 2.1 gezeigt, stellt der Israelbezogene Antisemitismus – ganz besonders unter Gebildeten – die momentan in der Gesellschaft dominanteste Manifestationsform des Antisemitismus dar (vgl. bspw. Rensmann 2021, Schwarz-Friesel 2020, Schwarz-Friesel 2015b: 16, siehe auch Kapitel 2.1). Im folgenden Kapitel 5.3 des Ergebnisteils werden die im Korpus auftretenden Ausprägungsformen und aufschlussreichen Aspekte bezüglich des Israelbezogenen Antisemitismus beleuchtet.

Um Israel in den Interviewgesprächen zu thematisieren, wird den Interviewteilnehmern zu Beginn des Gesprächs und vor Ziehung des Loses mitgeteilt, dass im Kontext der gezogenen Gruppe auch ein Land bzw. ein existierender Konflikt besprochen werden soll. Dieser sei bei jeder Gruppe unterschiedlich gewählt und würde gegen Ende des Interviews thematisiert werden. Verwiesen wird auf eine Liste (siehe Anhang 3), auf der allen (angeblich) im Losbeutel befindlichen Gruppen jeweils ein Land und ein Konflikt zugeordnet wurden. Die Entscheidung, ein Land (Israel) und einen Konflikt (Nahostkonflikt) anzugeben, wurde dabei bewusst getroffen. So schlägt sich ein massiver Antiisraelismus häufig bei Thematiken rund um den Nahostkonflikt nieder (Boykotthaltung, NS-Vergleiche etc.).²⁶⁷ Genau so wurde im Vorfeld vermutet, dass nicht alle Interviewteilnehmer wissen, worum es sich beim Nahostkonflikt handelt, weshalb mit der Nennung Israels so bereits eine Konkretisierung vorgenommen werden sollte (diese Vermutung lässt sich anhand der Korpusdaten klar bestätigen). Um allerdings auszuschließen, dass die Nennung Israels oder des Nahostkonfliktes im Vorfeld Einfluss auf die anschließenden Äußerungen der Befragten zu den anderen Frageblöcken hat, wird die Liste erst zum Ende der Gespräche, zum dritten und letzten Hauptfrageblock, vorgelegt.

In einigen Interviewgesprächen werden Israel oder der Nahostkonflikt von den Teilnehmenden aus, bspw. als erste Assoziation, direkt nach Ziehung des Loses oder im Zuge anderer aufkommender Themen wäh-

²⁶⁷ An dieser Stelle ist zu betonen, dass der Nahostkonflikt nicht – wie vielfach fälschlich angegeben – die Ursache oder wesentliche Quelle für Antisemitismus (besonders des muslimischen Antisemitismus) ist. Zwar schlägt sich dieser hier gegenwärtig besonders nieder, die Ursache dafür ist jedoch (wie zahlreiche Analysen zeigen) in der Eigenschaft von Antisemitismus als kulturelle Konstante zu sehen (vgl. Schwarz-Friesel 2019a: 72 ff.).

rend des Interviewgesprächs angesprochen²⁶⁸. Sofern die Interviewteilnehmer diese selbst thematisieren, wird – je nachdem, ob es gerade in den Gesprächsverlauf passt – direkt darauf eingegangen und der ‚Israel-Frageblock‘ an dieser Stelle eingeschoben. Alternativ wird die Nennung Israels kurz aufgegriffen, mit dem Hinweis, dass genau dies das Land bzw. der Konflikt sei, über den später noch gesprochen werden solle.²⁶⁹ In den Interviewgesprächen, in denen Israel bzw. der Nahostkonflikt im Gesprächsverlauf keine Erwähnung findet und der entsprechende Themenblock nicht eingeschoben wird, wird zum Ende des Gesprächs auf die eingangs getätigten Ankündigung, zu jeder Gruppe solle über ein Land und einen Konflikt gesprochen werden, Bezug genommen. Den Befragten wird kurz die Liste mit den verschiedenen Bevölkerungsgruppen und den entsprechend zugeordneten Ländern und Konflikten gezeigt und dann darauf verwiesen, dass Israel und der Nahostkonflikt dem gezogenen Thema zugeordnet seien.

Für einen einfachen, unverfänglichen Einstieg ins Thema wird, wie bei den Hauptfrageblöcken zum Judentum und der deutschen Geschichte, zunächst ganz allgemein gefragt, was die Interviewteilnehmer darüber wissen bzw. was ihnen dazu einfalle. Im weiteren Gesprächsverlauf wird dann auf verschiedene Aspekte gezielt eingegangen bzw. werden verschiedene Fragen zu Themen gestellt, die in besonderem Bezug zum Erkenntnissinteresse der Arbeit stehen. Ziel ist es, über die Erfassung des Wissens der Interviewteilnehmer Aussagen über mögliche Manifestationsformen von Antisemitismus treffen zu können. So können hier getätigte Aussagen als ‚Einstiegspunkte‘ im Interviewgespräch geschickt durch den Interviewer genutzt werden, um Nachfragen zu einem bestimmten Themenbereich zu stellen oder um Konkretisierung zu bitten. Die Ergebnisse werden in den folgenden Unterkapiteln dargestellt.

5.3.1 Bewusstes (Un)Wissen zu Israel und zum Nahostkonflikt

Unter den befragten Studierenden ist zunächst insgesamt, bis auf wenige Ausnahmen, großes Unwissen bezüglich Israel und des Nahostkonflikts

268 Die Nennung und Thematisierung Israels durch die Interviewteilnehmer erfolgt dabei quer durch alle Themenbereiche und Frageblöcke.

269 Eine so erfolgte Nennung konnte immer gut genutzt werden, um das Interviewgespräch aufzulockern und den Befragten ein gutes Gefühl zu vermitteln. So reagieren Interviewteilnehmer oft mit Freude bzw. eine deutliche Zufriedenheit ist spürbar, sobald ihnen das Gefühl vermittelt wird, sie seien von sich aus auf ein zentrales Thema des Gespräches gestoßen.

festzustellen. Viele Interviewteilnehmer betonen hier, ähnlich wie zuvor beim Themenblock Judentum, dass sie bezüglich dieses Themas kein oder nur äußerst geringes Wissen hätten. Dies zieht sich durch das gesamte Sample, unabhängig von Variablen wie Universität, Geschlecht oder Fachrichtung.

So ist eine typische erste Antwort auf die Frage, wie Israel wahrgenommen werde, etwa die von Interviewteilnehmerin 4, die Geschichte im Master studiert: „*Ich habe ehrlich gesagt, das ist halt echt so ein Punkt, wo ich mich noch nie mit beschäftigt habe irgendwie so*“^{270,271}. Dass sich die Befragten ihres Unwissens dabei bewusst sind, wird von vielen auch klar kommuniziert und kritisch eingeordnet, wie etwa von Interviewteilnehmerin 13, die im Master Geschichte und Englisch auf Lehramt studiert: „*Mein Wissen, ja viel Halbwissen, gefährliches Halbwissen*“²⁷². So werden mit Blick auf Wissen zu Israel vorwiegend sehr allgemeine Dinge wie Klagemauer, Tempelberg, Hummus, oder Falafel verbalisiert. An einigen Stellen wird deutlich, dass die Interviewteilnehmer wissen, dass Israel ein jüdisch geprägtes Land ist, etwa wenn darauf verwiesen wird, dass dort koscher gegessen werde. Darüber hinaus werden vereinzelt auch positiv die facettenreiche und interessante Kultur des Landes, die rege Start-up-Szene oder die Weltoffenheit von Tel Aviv hervorgehoben. Mitunter wird das allgemeine Interesse an Israel betont und hervorgehoben, es sei ein aufregendes oder faszinierendes Land. Die wenigen, etwas besser informierten Befragten verweisen bspw. auf die schwierige politische Lage im Land, das facettenreiche Parteiensystem oder Benjamin Netanyahu. Insgesamt ist es mit vier Personen nur ein äußerst kleiner Teil der Interviewten, die ein vertieftes Wissen über Israel vorweisen. Dies äußert sich bei diesen Interviewteilnehmern bspw. darin, dass diese wissen, dass Muslime in Israel einen großen Teil der Bevölkerung ausmachen, oder dass die offizielle

270 Interview 4, Absatz 76.

271 Die Äußerungen einiger Interviewteilnehmer haben hier einen entschuldigenden Charakter, durch den deutlich wird, dass es ihnen leicht unangenehm ist, keine vertieften Kenntnisse vorzuweisen. Hier wird durch den Interviewer direkt beschwichtigt und nochmals hervorgehoben, dass es in den Gesprächen kein „richtig oder falsch“ gebe. In vielen Interviewgesprächen werden jedoch auch der Sinn und Nutzen deutlich, bereits im Vorfeld – wie auch während des Gesprächs – mehrfach betont zu haben, es sei überhaupt kein Problem, auf eine Frage keine Antwort geben zu können. Der Großteil der Befragten macht einen entspannten Eindruck und gibt bereitwillig bzw. unbekümmert zu, nichts zu einem bestimmten Thema sagen zu können.

272 Interview 13, Absatz 68.

Beschilderung im Land dreisprachig auf Hebräisch, Arabisch und Englisch, erfolgt. Die dominante, große vorherrschende Unsicherheit über das eigene Wissen wird an zahlreichen Stellen bspw. in den Überlegungen einer Interviewteilnehmerin deutlich, ob Israel Mitglied der NATO sei: „*ich weiß nicht, ob Israel in der NATO ist oder nicht. Vielleicht ja, oder?*“²⁷³

Noch deutlicher tritt vorherrschendes Unwissen bei Äußerungen zum Nahostkonflikt zu Tage. So wird zunächst bei zahlreichen Befragten deutlich, dass diese nicht wissen, wobei es sich beim Nahostkonflikt handelt und es hier einer Konkretisierung bedarf. Die wenigen inhaltlichen Aussagen zum Konflikt, die getätigt werden, sind meist – wie zuvor bei den Äußerungen zu Israel – stark allgemeiner Natur, etwa Wissen darüber, dass es dort einen Konflikt gebe, der äußerst kompliziert, verworren und unlösbar sei, oder dass „*da viel zu viele Menschen Leben verlieren*“²⁷⁴. In einigen Gesprächen wird zusätzlich angegeben, dass Religion im Konflikt eine Rolle spielt, oder dass sich um Land gestritten wird. Es fallen Schlagworte wie „*Gazastreifen*“, „*Jerusalem*“, „*Tempelberg*“ oder „*Mauerbau*“.

Genauere bzw. konkretere Angaben, bspw. wer die Akteure seien oder wie der aktuelle Stand ist, können nur sehr wenige Befragte geben. In einigen wenigen Gesprächen wird festgestellt, dass es im Konflikt „*zwei Fronten*“²⁷⁵ gebe, Israelis und Palästinenser, und dass sich verschiedene Akteure hier unterschiedlich positionieren würden, wie Donald Trump, der bspw. eher „*pro-Israel*“²⁷⁶ sei. Bei den wenigen inhaltlichen Aussagen zum Konflikt finden sich mehrfach auch falsche Aussagen. So betonen mehrere Interviewteilnehmer, der Konflikt sei „*jahrtausendealt*“²⁷⁷ oder dauere schon „*ewig*“²⁷⁸ an. Ein Interviewteilnehmer gibt an, dass es Christen und Araber seien, die sich um Land streiten; eine andere Befragte meint zu wissen, Christen und Muslime würden Jerusalem als ihre Hauptstadt sehen. Eine Interviewteilnehmerin fasst die allgemein vorhandenen Kenntnisse der Interviewteilnehmer zum Nahostkonflikt prägnant zusammen, indem sie auf die Frage, was ihr zum Nahostkonflikt einfalle, „*Sand und Militäreinheiten*“²⁷⁹ antwortet. Insgesamt sind es im Korpus lediglich zwei bis drei Befragte, bei denen (etwas) tiefergehende Kenntnisse bezüglich des

273 Interview 29, Absatz 57.

274 Interview 2, Absatz 133.

275 Interview 22, Absatz 91.

276 Interview 11, Absatz 160.

277 Interview 8, Absatz 8.

278 Interview 6, Absatz 166.

279 Interview 27, Absatz 45.

Nahostkonflikts deutlich werden. So thematisieren diese bspw. die Zwei-staatenlösung und geben an, dass Israel diese mehrfach den Palästinensern angeboten habe, sie von diesen allerdings abgelehnt worden sei.

Im Kontext des Wissens über Israel wird auch die naheliegende Frage gestellt, ob die Interviewteilnehmer Israel schonmal besucht hätten (viele thematisierten dies direkt von sich aus). Hier ist es lediglich ein bereits deutlich älterer Interviewteilnehmer, der das Land mehrfach besucht hat und dadurch einer der vier Personen ist, die vergleichsweise ausgeprägtes Detailwissen aufweisen können. Bei allen anderen Befragten, die das Land noch nicht bereist haben, wird an dieser Stelle nachgefragt, ob das Interesse besteht, dies in Zukunft zu tun. Hier ergibt sich unter den Interviewteilnehmern ein Meinungsbild, in dem ein Großteil (circa zwei Drittel) prinzipielles Interesse ausdrückt, das Land zu bereisen, und es in einigen Fällen auch als klares Reiseziel erklärt. Diese Teilnehmer verweisen dabei, wie auch zuvor bereits im Israelkontext, auf die spannende Kultur oder die facettenreiche Geschichte des Landes. Von denen, die einem Besuch aufgeschlossen gegenüberstehen, erwähnt ein Teil Freunde, die das Land bereits bereist und darüber positiv berichtet hätten (siehe folgendes Kap. 5.3.2).

Einige sind jedoch auch zurückhaltender und können sich einen Besuch nur unter bestimmten Bedingungen vorstellen, bspw. wenn sie sich vorher ausführlich beim Auswärtigen Amt informieren könnten oder jemanden vor Ort kennen würden. Ein Teil der Befragten schließt einen Besuch auch prinzipiell aus. Hier wird z. B. auf das warme Klima verwiesen, das ihnen nicht liege. Mitunter ist jedoch auch die Begründung für die ablehnende Haltung aufschlussreich, so wie bei Interviewteilnehmer 6:

(68) I: „Würdest du gerne mal hin?“

B: „(...) Ich glaube auch nicht.“

I: „Warum nicht?“

B: „(...) Ich weiß nicht. Als erstes fiel mir ein, irgendwie ganz spontan so es ist so fremd. Das ist jetzt mehr so (lacht). Wobei es auch andere Länder gibt, die mir fremd sind, die ich aber trotzdem gerne kennenlernen würde. Aber da irgendwie, das kann ich nicht richtig begründen. Ist einfach so, es zieht mich nicht hin.“ (**Interview 6, Absatz 186**)

In (68) begründet Interviewteilnehmer 6 seine ablehnende Haltung mit dem Argument, das Land sei ihm *so „fremd“*. Im nächsten Satz beschreibt

er selbst die Irrationalität seiner Aussage, indem er verwundert feststellt, dass ihm auch andere Länder fremd seien, er diese aber trotzdem gern bereisen würde. Die ‚Fremdheit‘ wird von Interviewteilnehmer 6 nicht weiter ausgeführt; so könnte er damit neben der Kultur auch das ungewohnte Klima oder die Region an sich meinen. An dieser Stelle ist dennoch auf die Nähe zum Stereotyp JUDEN ALS FREMDE hinzuweisen sowie auf die im antisemitischen Diskurs typische Irrationalität, was sich beides in (68) wiederfindet.

5.3.2 Herkunft des Wissens

Wie bei den beiden vorherigen Hauptfrageblöcken wird auch bei den Fragen zu Israel und dem Nahostkonflikt erfasst, woher die Interviewteilnehmer ihr Wissen beziehen. Anders als bei den Fragen zum Judentum und der Deutschen Geschichte, wo zahlreiche Befragten angeben, einen Großteil ihres Wissens während der Schulzeit erlangt zu haben, betonen hier viele, dass das Thema praktisch nicht in der Schule behandelt wurde. Davon hätten sie in der Schulzeit „noch nie“²⁸⁰ gehört oder es sei allenfalls „ganz leicht angeschnitten“²⁸¹ worden. Diese Beobachtung auf Basis der Korpusdaten, dass Israel und der Nahostkonflikt in der Schule praktisch nicht behandelt werden, fügt sich mit dem zuvor dargestellten, insgesamt als rudimentär und gering ausgeprägten Wissen der Interviewteilnehmer logisch zusammen.

Von einigen Befragten werden Freunde oder Bekannte als Wissensquellen angeführt, von denen sie etwas über das Land oder den Konflikt erfahren haben. Hier lässt sich im Wesentlichen zwischen positiven und negativen Berichten und daraus resultierenden Eindrücken unterscheiden. Erstere Gruppe sind Bekannte der Interviewteilnehmer, die Israel bereits besucht und davon positiv berichtet haben. Dies schlägt sich auch merklich in der Haltung der Interviewteilnehmer nieder, bspw. bei Interviewteilnehmerin 3, die aufgrund der positiven Erfahrung von Bekannten das Land ebenfalls bald besuchen möchte: „*Ich habe Freunde, die dort waren oder teilweise dort studiert haben, daher kenne ich sehr positive Erzählungen und es würde mich reizen. Aber es steht noch auf der Liste sozusagen*“²⁸²

280 Interview 22, Absatz 73.

281 Interview 16, Absatz 37.

282 Interview 3, Absatz 112.

Auch andere berichten hier von Freunden, die nach einem Besuch ein „positives“ und „schönes Bild“²⁸³ gezeichnet haben. Zweitere Gruppezeichnet ein negatives Bild Israels und verweist dabei bspw. auf die als prekär wahrgenommene Sicherheitslage oder Einreisebestimmungen.²⁸⁴ Auch hier wird ein klarer Einfluss dieser Erzählungen spürbar, so bei einer Befragten, die aufgrund solcher Erzählungen lieber kein Auslandssemester in Tel Aviv absolviert wollte.

Einige Befragte verweisen in ihren Erzählungen auf Social-Media-Plattformen, wo sie mit Menschen in Kontakt sind, die einen Bezug zu Israel oder der Region haben und in diesem Zusammenhang Inhalte teilen. Hier berichten die Interviewteilnehmer von hochemotionalen Inhalten, die geteilt werden, die sie selbst nicht genauer zuordnen können bzw. unsicher sind, ob sie diese „fürbare Münze“ nehmen sollten. Es berichtet mitunter eine Interviewteilnehmerin von palästinensischen Freunden, welche Videos und Bilder teilen würden, von denen sie sich gar nicht vorstellen könne, dass „sowas in unserer Welt noch möglich ist“²⁸⁵. Hier ist die kritische Reflexion und Einordnung der Interviewteilnehmerin positiv hervorzuheben; gleichzeitig wird der enorme Einfluss von sozialen Medien verdeutlicht.

Als Hauptquelle ihres Wissens zu Israel und dem Nahostkonflikt geben die Befragten recht vage „aus den Nachrichten“ oder „den Medien“ an. Hier wird sich auf die Angebote des öffentlich-rechtlichen Rundfunks, Zeitungen oder allgemein auf das Internet bezogen (siehe ausführlich Kap. 5.5). Insgesamt wird deutlich, dass die Interviewteilnehmer ihr Wissen eher „zufällig“ oder „nebenbei“ erworben haben und nicht durch die intrinsische oder didaktische Beschäftigung mit dem Thema. Dies wird in mehreren Belegstellen deutlich, bspw. in den Aussagen von Interviewteilnehmerin 4 zu ihrem Wissen zum Nahostkonflikt:

(69) B: „Ich weiß, da ist halt irgendwie so ein krasser Konflikt. Aber irgendwie ist das halt irgendwie total/Es wird halt in der Schule nicht wirklich erklärt und so und ich habe irgendwie das Gefühl, dass ich halt mich jetzt aktiv hinsetzen müsste und da voll mich einarbeiten müsste und ich habe da irgendwie gar nicht so viel zu mitgekriegt.“ (**Interview 4, Absatz 78**)

283 Interview 16, Absatz 124.

284 Interessanterweise berichteten die Interviewteilnehmer hier, dass ihre Bekannten, die vor einem Besuch warnten, Israel meist nicht selbst besucht hatten, sondern ihr Wissen aus anderen Quellen wie Erzählungen oder Nachrichten bezogen.

285 Interview 13, Absatz 35.

In (69) wird zunächst, wie zuvor beschrieben, angegeben, dass der Nahostkonflikt in der Schule „*nicht wirklich*“ thematisiert wurde. Gleichzeitig gibt die Interviewteilnehmerin (die im Master Geschichte studiert) an, dass sie nun einen gewissen Aufwand betreiben müsste („*aktiv hinsetzen*“), um sich adäquat mit dem Thema auseinanderzusetzen. Belegstelle (69) zeigt damit deutlich, dass das Versäumnis in der Schule, sich mit Israel und dem Nahostkonflikt zumindest in Grundzügen zu beschäftigen, auch später während des Studiums nicht nachgeholt wird bzw. aufgrund des notwendigen Aufwands kein größeres Interesse daran besteht. Der Konflikt wird als so kompliziert und „*krass*“ eingeschätzt, dass es sich Interviewteilnehmer wie in (69) nicht selbst zuzutrauen, sich eigenständig adäquat und in der nötigen Tiefe damit auseinanderzusetzen. Auch eine weitere Interviewteilnehmerin gibt diesbezüglich an, dass das Thema normalerweise nicht ihre „*Gute-Nacht-Lektüre*“²⁸⁶ sei. Hier werden der Einfluss und die Wichtigkeit unterschwelliger Informationsangebote, gerade auch in der Erwachsenenbildung, besonders deutlich.

Neben den Nachrichten als Hauptwissensquelle geben einige Befragte weitere Wissensquellen an, darunter Bücher, Podcasts, Filme oder Serien, welche mit der Thematik zu tun hätten. Dabei ist auffällig, dass diese eher „zufällig“ konsumiert wurden. Ziel der Interviewteilnehmer war es nicht primär, sich über Israel oder den Nahostkonflikt zu informieren. Das Thema wurde vielmehr in einer Serie, einem Film oder einem Podcast mitbehandelt, sodass sie sich damit beschäftigten. So hat ein fußballinteressierter Interviewteilnehmer einen Podcast von einem Israeli gehört, der sich mit Fußball beschäftigte und dann auch während des Gaza-Konfliktes 2021 darüber berichtete. Ein anderer Befragter erinnert sich, wie er gemeinsam mit einer Freundin den ESC-Entscheid in Israel 2020 schaute und wie er dann anlässlich der Protestaktion einer Band mit ihr über den Konflikt diskutierte. Mit Blick auf den Konsum von Kinofilmen oder Serien wird zum Teil eine Empathie fördernde Wirkung deutlich, wenn Interviewteilnehmer diese bspw. als „*eindrucksvoll*“ oder „*spannend*“ beschrieben und zum Teil Details wiedergeben können. Gleichzeitig wird dabei jedoch auch der Einfluss auf das Entstehen von Zerrbildern augenscheinlich, bspw. durch die Reduzierung von Juden auf ultraorthodoxe Minderheiten (vgl. Kap. 5.3.6.1) oder die Reduzierung Israels auf Gewalt und Konflikt.

286 Interview 28, Absatz 109.

5.3.3 Gewalt und Konflikt als dominantestes Zerrbild

Diese Reduzierung Israels auf Gewalt und Konflikt ist im Korpus besonders dominant und wird auf verschiedene Art verbalisiert, bspw. bei den ablehnenden Äußerungen von Interviewteilnehmern zu einem Israelbesuch und möglichen Vorbehalten diesbezüglich. Einige äußern bezüglich eines möglichen Israelbesuchs eine größere Unsicherheit und fragen sich, ob es überhaupt problemlos möglich sei, nach Israel zu reisen, oder ob eine solche Reise überhaupt sicher sei. So sagt eine Interviewteilnehmerin, sie würde sehr gerne einmal nach Tel Aviv, wüsste aber gar nicht, „*ob man da halt durchkommt oder nicht*“²⁸⁷; ein anderer Interviewteilnehmer kann sich eine Reise nur vorstellen, wenn gewährleistet ist, dass ihm dort nichts passiere. Eine weitere Befragte berichtet, dass sie gerne ein Erasmussemester in Tel Aviv verbracht hätte, dann aber *von „vielen Seiten“* gehört habe, dass da schlimme Sachen passieren können, woraufhin sie Angst bekam, dass „*man da erschossen wird*“²⁸⁸. Israel wird von diesen Interviewteilnehmern als ein von Gewalt und Konflikt geprägter Staat wahrgenommen, weswegen man diesen besser nicht bereist. Im Korpus fällt dabei besonders auf, dass eine so verbalisierte Angst der Befragten keine empirische Grundlage besitzt und nicht mit Fakten oder tatsächlichen Erfahrungsberichte untermauert werden kann. Sie basiert stets auf einer Vagheit bzw. ‚Hörensagen‘ aus dem sozialen Umfeld oder den Medien. Die Interviewteilnehmer, die sich auf empirisches Wissen bzw. auf tatsächlich gemachte Erfahrungen beziehen können (wie Freunde, die das Land besucht haben), äußern deutlich weniger Anzeichen von Angst und stehen einem Besuch aufgeschlossen gegenüber.

Dass es gerade Gewalt und Konflikt sind, die das Israelbild der Befragten prägen, wird auch dadurch deutlich, dass Beschreibungen dieser Vorstellung in praktisch allen Gesprächen, in unterschiedlichsten Kontexten, codiert werden. So stellt eine Interviewteilnehmerin als erste Assoziation zu Israel fest: „*da ist halt immer Krieg, Gazastreifen, et cetera, alles hier komplett*“²⁸⁹. Ein anderer Interviewteilnehmer hebt wiederum hervor, dass es in Israel viele Attentäter gebe und die Grenze stark überwacht werde. Im jeweiligen Gesprächsverlauf wird dann meist deutlich, dass dieser von den Interviewteilnehmern geschilderte Eindruck praktisch nicht auf tatsächli-

287 Interview 17, Absatz 51.

288 Interview 15, Absatz 101.

289 Interview 15, Absatz 103.

chem Wissen basiert, sondern vielmehr auf der medialen Berichterstattung. Insgesamt bleiben die Schilderungen der Interviewteilnehmer dabei auffällig oberflächlich und vage; Fakten oder Quellen werden nicht angeführt.

Die Betonung von Gewalt und Konflikt, wie sie mehrere Befragte hervorheben, ist im Kontext zu Aussagen bzw. Antworten auf Fragen zum Nahostkonflikt logisch und wenig überraschend, da bereits im Namen deutlich wird, dass es sich um einen „Konflikt“ handelt. Die Vehemenz und Explizitheit, mit denen diese Betonung jedoch geäußert wird, sind dennoch hervorzuheben, etwa wenn der Konflikt mit Begriffen wie „Kriegsgebiet“ oder „Kriegssituation“²⁹⁰ umschrieben oder behauptet wird, dass dort *immer Krieg sei* und die Menschen vor Ort ein „schlimmes Leben“²⁹¹ hätten. Hier beziehen sich einige auf die Medienberichterstattung, in der sie dies so wahrnahmen. In den Gesprächen wird deutlich, dass es gerade der Nahostkonflikt und der damit verbundene Eindruck von Krieg und Gewalt sind, die das Israelbild der Befragten prägen (siehe ausführlich folgendes Kap. 5.3.4). Zu betonen ist an dieser Stelle zudem, dass die Interviewstudie vor dem Terrorangriff der Hamas am 7. Oktober 2023 und dem Ausbruch des Kriegs durchgeführt wurde, was ansonsten eine plausible Erklärung für das Vorherrschen dieses Zerrbildes geliefert hätte.

5.3.4 Die Ursache existierender Zerrbilder: Die studentische Wahrnehmung der medialen Berichterstattung

Basierend auf dem unter den Interviewteilnehmern vorherrschenden Zerrbild von Gewalt und Konflikt stellt sich die Frage, woher dieses stammt und weshalb es so dominant in den Köpfen vieler Studenten verankert ist. In den vorherigen Kapiteln wurde an verschiedener Stelle deutlich, dass das Wissen der Befragten, was Israel und den Nahostkonflikt betrifft, gering ausgeprägt ist und wenige Wissensquellen genannt werden können. An einigen Stellen wurde dabei auch deutlich, dass das existierende Zerrbild bei mehreren Interviewteilnehmern anscheinend aus der medialen Berichterstattung resultiert, da sie sich auf diese berufen. In der Forschung ist bekannt, dass Israel und der Nahostkonflikt in der medialen Berichterstattung oft verzerrend und einseitig dargestellt werden (vgl. Schapira/Hafner 2015, 2010, Beyer 2015, Reinharz/Schwarz-Friesel 2013: 243 ff., Pallade 2006: 60).

290 Interview 18, Absatz 168.

291 Interview 2, Absatz 133.

Zum einen, so die Autoren, ist die Berichterstattung meist auf Gewalt und Konflikt reduziert, zum anderen wird Israel häufig grob verzerrend und antisemitische Stereotype bedienend, oder zumindest begünstigend, dargestellt.²⁹² Dies wiederum könnte einen Erklärungsansatz für die zuvor dargestellte Verbreitung verschiedener Manifestationsformen antisemitischer Stereotype wie auch für die dominante Reduzierung auf Gewalt und Konflikt bieten. Um zu überprüfen, ob sich diese Erkenntnisse aus der Forschung unter den Studenten messbar niederschlagen, werden diese nach ihrem Eindruck der Berichterstattung gefragt.²⁹³

Zunächst lässt sich die Vermutung, dass die Interviewteilnehmer ihren Eindruck von Krieg und Gewalt als typische Charakteristika Israels und prägend für die Region aus den Medien haben, bestätigen. Die zuvor in Kapitel 5.3.3 geschilderte Reduzierung auf Gewalt und Konflikt, die an verschiedenen Stellen im Korpus vorkommt, findet sich verstärkt bei Fragen zum Eindruck der Berichterstattung. So antworten Teilnehmer auch hier auf die Frage, wie ihr Bild von der Berichterstattung sei, bspw. mit „*Halt immer mit Krieg*“²⁹⁴; unter den Schlagworten, die ihnen einfallen, sind „*Raketen, Bomben, Explosionen*“²⁹⁵. Ein einziger Interviewteilnehmer gibt hier an, dass er neben den „*kriegerischen Auseinandersetzungen*“ auch „*ab und zu*“²⁹⁶ Werbung dafür wahrgenommen habe, in Tel Aviv oder Jerusalem Urlaub zu machen. Typisch sind dabei Äußerungen wie von Interviewteilnehmerin 1, die in (70) angibt, ihr Wissen aus den Nachrichten zu beziehen, und daran anschließend ihren Eindruck beschreibt:

(70) I: „*Oder woher kommt das Wissen, das du hast? Du erzähltest ja schon von dem Film/*“

B: „*Ja eigentlich nur aus den Medien damals. Halt aus den Nachrichten.*“

I: „*Okay, also wenn da was ist. Und was nimmst du da so wahr?*“

292 Hier gibt es zahlreiche aktuelle Beispiele, die zeigen, wie auch es auch in der öffentlich-rechtlichen Berichterstattung zu verzerrender und israelfeindlicher Berichterstattung kommt. Beispielhaft genannt seien hier eine Dokumentation des öffentlich-rechtlichen Angebots STRG_F zur Coronapandemie, wo es im Titel heißt „*Israel impft – Palästina leidet*“ (vgl. Feuerherdt 2021), oder die Schlagzeile „*Israel: ein Palästinenser erschossen*“ der ZDF-Sendung „*heute XPRESS*“ (Fichtner 2021).

293 Erkenntnisse hinsichtlich des allgemeinen Medienkonsums der Befragten folgen gesondert in Kapitel 5.5.

294 Interview 11, Absatz 172.

295 Interview 4, Absatz 110.

296 Interview 7, Absatz 118.

B: „Viel Krieg. Viel Leid. Viel Hass. Eigentlich unsinniger Hass und immer die gleichen Konflikte und immer irgendwie das Gefühl, es gibt da nicht wirklich eine Lösung. Es ist halt so unsinnig einfach. Dieses ständige Thema. Ich finde man blickt auch gar nicht mehr/Also ich persönlich blicke auch manchmal gar nicht mehr so durch, weil es einfach immer wieder die gleiche Thematik gibt.“ (**Interview 1, Absatz 108**)

Interviewteilnehmerin 1 äußert in (70) die typische klare Betonung von Gewalt („Viel Krieg. Viel Leid. Viel Hass“) und der Ausweglosigkeit der Situation („es gibt da nicht wirklich eine Lösung“). Daneben ist besonders hervorzuheben, dass die mediale Berichterstattung bei ihr Verwirrung auslöst, was durch die von ihr getätigte Aussage „ich persönlich blicke auch manchmal gar nicht mehr so durch“ verdeutlicht wird. Die von der Interviewteilnehmerin als redundant geschilderte Berichterstattung („dieses ständige Thema; im wieder die gleiche Thematik“) führt dazu, dass die Situation als unübersichtlich und ermüdend wahrgenommen wird. Ähnliche Schilderungen finden sich bei mehreren Interviewteilnehmern, bspw. wenn davon gesprochen wird, „medial vollgepumpt“ zu werden, „auch nicht wirklich etwas machen“ zu können, weshalb das alles daher *so „ein bisschen still für sich“* akzeptiert werde. Diese Art von resignativer Haltung und Überdrussmentalität, sich mit dem Thema auseinanderzusetzen, wird von Interviewteilnehmerin 4 anschaulich verbalisiert:

(71) B: „Also früher habe ich mal Tagesschau ab und zu mal geguckt und da erinner ich mich halt, dass halt wieder irgendwie Bilder von so Raketen, Bomben, Explosionen. Alles ist schlimm, irgendwie Zerstörung. Es war immer so sehr plakativ schlecht. Seitdem ich das nicht mehr, also Tagesschau nicht mehr anschau muss ich sagen, bekomme ich halt fast gar nichts mehr darüber mit. Das ist wahrscheinlich auch das Problem, dass ich halt einfach raus war irgendwann und jetzt in den Medien, die ich jetzt konsumiere, ist es einfach gar kein Thema mehr.“ (**Interview 4, Absatz 110**)

Im Idealfall wird durch die mediale Berichterstattung eine angemessene Vermittlung von Inhalten durchgeführt, die im Gedächtnis der Konsumenten hängen bleiben und das allgemeine Interesse an der Thematik fördern. Basierend auf Aussagen wie in (70) und (71) kommt die mediale Berichterstattung diesem eigentlich intendierten Zweck nicht nach, sondern erzeugt vielmehr kontraproduktiv Resignation, Gleichgültigkeit und eine Abwehrhaltung, sich mit dem Thema zu beschäftigen. Interviewteilnehmerin 4

bringt die „*sehr plakativ schlechte*“ Berichterstattung dabei mit ihrem gestoppten Konsum der Tagesschau in Verbindung. Indirekt drückt sie damit eine Binsenweisheit aus, nämlich dass sie, seitdem sie keine Nachrichten mehr konsumiert, auch nicht mehr den belastenden Bildern von „*Raketen, Bomben, Explosionen*“ ausgesetzt ist. Die mediale Berichterstattung führt bei einigen Befragten demnach dazu, dass eine Nichtbeschäftigung als angenehmer bzw. weniger belastend empfunden und daher vorgezogen wird.²⁹⁷ Die Korpusdaten zeigen die Problematik, dass Interviewteilnehmer Israel ausschließlich auf den Nahostkonflikt reduzieren. Die Wahrnehmung des Konflikts lässt sich als resignativ beschreiben und er wird auf Schlagworte der Gewalt sowie auf seine angebliche ‚Unlösbarkeit‘ reduziert. Andere Aspekte und Themen, ob zu Israel oder zum Nahostkonflikt (wie bspw. Lösungsperspektiven etc.), sind unbekannt oder werden ausgeblendet. Die Explizitheit und Vehemenz, mit der dies oft ohne Zögern selbstbewusst ausgedrückt wird, obwohl kein oder nur wenig Wissen vorhanden ist, ist auf Basis der Korpusdaten zu betonen.

Diese von Konflikt und Gewalt geprägte Wahrnehmung der Berichterstattung kann zu einem gewissen Grad – auch aufgrund der Interviewführung – nachvollziehbar und erklärbar erscheinen. So wird in den Interviewgesprächen teilweise explizit nach dem Eindruck der Interviewteilnehmer zum Nahostkonflikt gefragt, welchem als „Konflikt“ das Vorkommen von Gewalt inhärent ist. Die Aufgabe der Medien ist indes die Berichterstattung über jegliche Art von relevanten Ereignissen, gerade auch Krisen, Kriege und Katastrophen. Dass im Zusammenhang mit Israel dabei immer wieder über den Nahostkonflikt berichtet wird, der in der Region ein dominantes Thema ist, ist daher logisch. Die Medien stehen hier vor der herausfordernden Aufgabe, die Konsumenten über die Situation vor Ort, gerade in Konfliktsituationen, zu informieren und ein ausgewogenes Bild zu vermitteln. Im Idealfall gelingt es hierbei, langfristig der Reduzierung auf einen Themenkomplex vorzubeugen und eine Form der Berichterstattung zu wählen, welche der Facettenhaftigkeit und Komplexität der Region bzw. des Ereignisses gerecht wird. Auch sollte es eigentlich Ziel sein, das Entstehen einer Überdrussmentalität zu verhindern und vielmehr das Interesse der Konsumenten an der Thematik zu fördern.

297 Diese äußerst kritisch einzuschätzende Haltung – gerade, weil eine Auseinandersetzung auch mit belastend empfundenen Themen notwendig ist – wird ebenfalls im allgemeinen Medienkonsum der Studierenden deutlich und in Kapitel 5.5 ausgeführt.

Einige Interviewteilnehmer sind generell skeptisch und misstrauisch gegenüber medialer Berichterstattung eingestellt und meiden diese deswegen zum Teil. So hält eine Befragte fest, dass man bei den Medien gar nicht mehr wisse, was man glauben kann. Sie sei selbst noch nie im Gazastreifen gewesen und wolle sich daher auf „auf keine Seite stellen“²⁹⁸. Vereinzelt wird deutlich, dass einigen bewusst ist, dass ihre Vorstellung von Israel und dem Nahostkonflikt von Zerrbildern aus den Medien geprägt ist. Trotz dieser Annahme haben sie (bisher) jedoch keine weiteren Maßnahmen ergriffen, hier ggf. Abhilfe zu schaffen und sich tiefergehend mit dem Thema zu beschäftigen. Dazu wird von einigen Befragten geäußert, dass sie das Interviewgespräch nun zum Anlass nehmen wollen, sich mehr mit dem Thema zu beschäftigen bzw. sich zu informieren.

5.3.5 Wahrnehmung einer pro-israelischen Berichterstattung

Mit Blick auf die Wahrnehmung der Berichterstattung ist auffällig, dass hier mehrfach eine Zweiteilung in zwei Fronten, eine pro-israelische und eine pro-palästinensische, wahrgenommen wird. Auf Nachfrage äußert ein Großteil dieser Interviewteilnehmer, dass sie die deutsche Berichterstattung eher als „*pro-israelisch*“ wahrnehmen würden, wie Interviewteilnehmerin 23:

(72) B: „(...) ja, dass das irgendwie eher *pro Israel* die Berichterstattung ist, weil irgendwie militärische oder Anschläge nicht so sehr verurteilt werden wie irgendwie Terroranschläge. Also da gibt es irgendwie eine Abwä-, Wertung. Und ja. Ich würde sagen eher *pro Israel* von der Berichterstattung her.“ **(Interview 23, Absatz 131)**

Interviewteilnehmerin 23 argumentiert dabei, dass „*militärische Anschläge*“ nicht so sehr verurteilt würden wie „*Terroranschläge*“, weswegen die Berichterstattung ihrer Ansicht nach als eher als pro-israelisch anzusehen sei. Ein Bewusstsein dafür, dass es sich bei israelischen Militäreinsätzen um Reaktionen auf terroristische Anschläge handelt, genauso wie dafür, dass Terrorattacken klar vom Handeln eines staatlich-demokratisch legitimierten Militärs unterschieden werden müssen, ist bei Interviewteilnehmerin 23 nicht erkennbar. Auch Interviewteilnehmerin 13 nimmt die Berichterstattung als pro-israelisch wahr:

298 Interview 17, Absatz 59 und 61.

(73) I: „Und du nanntest grade auch Medienberichterstattung, wie nimmst du die wahr?“

B: „In Deutschland? Über oder generell?“

I: „Israel, wenn wir jetzt noch dabeibleiben.“

B: „Also ich würde schon sagen, dass prinzipiell die Berichterstattung in Deutschland, also ich halte mich viel an die öffentlich-rechtlichen Medien, also die Tagesschau, ZDF oder sonstiges. Da ich schon finde, dass die es generell sehr gut machen. Also dafür haben wir ja auch die öffentlich-rechtlichen Medien, damit die unabhängig das sozusagen machen. Was rechte Leute oft nicht verstehen, dass wir ja die bezahlen, dafür dass die unabhängig vom Staat Journalismus betreiben. Laut für Palästinenser ist halt oft schwierig, weil es halt doch an doch eine Israel-nahe Berichterstattung oft ist. Ich weiß auch nicht, ob wir bei dem Konflikt komplett unabhängig Berichterstattungen. Ich kann es nicht sagen, weil dafür müsste, glaube ich, direkt dort sein und das selber irgendwie und selbst dann hat man ja wieder ganz ganz viele Perspektiven. Weil der eine sieht es so der andere so, also.“ (**Interview 13, Absatz 74**)

In (73) ist dabei besonders der von Interviewteilnehmerin 13 verbalisierte Widerspruch frappierend. Im ersten Teil ihrer Aussage lobt sie die öffentlich-rechtlichen Medien in Deutschland und betont dabei mit Nachdruck deren Unabhängigkeit. Im zweiten Teil der Belegstelle stellt sie dann zunächst fest, dass es in Deutschland „doch eine Israel-nahe Berichterstattung oft ist“ und stellt offen in Frage, ob „wir bei dem Konflikt komplett unabhängig Bericht erstatten“, was in klarem Widerspruch zu ihrer ersten Aussage steht. In ihren Ausführungen bezieht sie sich auf das Argument, nicht direkt vor Ort zu sein und sich deswegen kein adäquates Urteil erlauben zu können. Die Anführung dieses Arguments ist insofern hervorzuheben, als dass bei praktisch jeder Form von Berichterstattung die Konsumenten nicht persönlich vor Ort sein können und auf die Glaubwürdigkeit der Berichterstatter angewiesen sind. Bei der Berichterstattung zu Israel bzw. zum Nahostkonflikt scheint hier daher eine besondere Skepsis vorzuliegen und der Unabhängigkeit wird zu Gunsten einer pro-israelischen Berichterstattung misstraut. Dies ist nicht zuletzt vor dem Hintergrund der eingangs dargestellten Forschung bemerkenswert, derzufolge die Berichterstattung oftmals vielmehr umgekehrt von verzerrenden und israelfeindlichen Inhalten geprägt ist.

Auch ein anderer Interviewteilnehmer ist von der Einseitigkeit der Berichterstattung in Deutschland zu Gunsten Israels überzeugt. Er spricht dabei von „Bombardements“ und „Massenmord“ sowie stattfindenden „Völkerrechtsverletzungen“ durch Israel, über die in den deutschen Medien aufgrund des „geschichtlichen Hintergrunds Deutschlands“ nicht berichtet werde:

(74) I: „Wo wir jetzt sowieso schon beim Nahostkonflikt sind. Da würde mich noch interessieren, wie ist dein Eindruck da von der Medienberichterstattung?“

B: „Leider teilweise sehr einseitig.“

I: „In welcher Hinsicht, oder wie?“

B: „Also man neigt teilweise, wenn man den Medien halt ja glaubt, teilweise muss man schon sagen, bei manchen Sachen auch relativ übertrieben sind. Diese Bombardements, die dort stattfinden, rechtens sind. Weil man muss ja sehen, das sind auch Völkerrechtsverletzungen. Und das ist ja auch im Endeffekt eine Art Massenmord. Wenn man großflächig bombardiert, ist es, also für mein demokratisches Denken, was ich gelernt habe hier im Westen, ist es für mich Massenmord. Auch Drohnenangriffe, wo fünfzig Leute sterben, ist auch Massenmord. Also das muss man klar so sehen. Und man kann da nicht so sagen, ja die Leute von der Hamas haben da Raketen rüber geschossen, das ist böse. Aber auf der anderen Seite hier Vergeltungsaktionen und das dann ganz neutral anzusehen. Also man kann nicht auf der einen Seite nicht neutral berichten und auf der anderen Seite dann neutral sein. Das beeinflusst die Gesellschaft. Und das machen unsere Medien leider. Ich kann das verstehen, weil es so ein bisschen auf dem geschichtlichen Hintergrund Deutschlands hängt. Weil sie nicht das Bild nach außen propagieren wollen, dass Deutschland jetzt eine Seite ergriffen hat. Haben sie ja mehr oder weniger schon. Aber es wurde auch nie von der-. Also es wurden ja zwischen China, von der NATO, Frau Merkel diese Menschenrechtsverletzungen zum Beispiel dargestellt. Übrigens auch für die Uiguren. Ist ja auch eine Bevölkerungsgruppe, die türkischstämmig ist eigentlich. Kenne ich sehr gut. Aber es wurde nie von Menschenrechtsverletzungen in Israel zum Beispiel berichtet. Und Massenmord ist für mich eine Menschenrechtsverletzung.“ (**Interview 20, Absatz 111**)

Der Vorwurf der Einseitigkeit der Berichterstattung in Deutschland zu Gunsten Israels ist insofern (74) besonders hervorzuheben und zu analysie-

ren, als dass mit den Äußerungen einhergehend zahlreiche für den Gebildeten Antisemitismus charakteristische Stereotyp-Manifestationen und typische Textstrategien codiert werden. So wird Israel zunächst als brutal vorgehender Unrechtsstaat dämonisiert und delegitimiert, indem ihm vorgeworfen wird, mit „*großflächigen Bombardements Massenmorde*“ zu begehen und mutwillig Kollateralschäden in Kauf zu nehmen.²⁹⁹ Diese Angriffe werden von Interviewteilnehmer 20 als „*Vergeltungsaktionen*“ deklariert, wodurch sich das auf Israel angewandte Stereotyp der JÜDISCHEN RACH-SUCHT findet. Die israelischen Militäraktionen werden dabei gleichzeitig in dem Sinne umgedeutet, als dass sie nicht als Aktionen dargestellt werden, um den Raketenbeschuss zu unterbinden, sondern als willkürliche, unverhältnismäßige und besonders brutale Vergeltungsmaßnahmen und „*Massenmord*“. Der derealisierende Charakter dieser Aussagen wird besonders mit der Behauptung deutlich, Israel würde mit Drohnenangriffen „*fünfzig Leute*“ töten. Die Aussage von Interviewteilnehmer 20 ist dabei stark übertrieben³⁰⁰ und hat eine höchst dämonisierende Wirkung. Hier ist ferner auffällig, dass sich Interviewteilnehmer 20 der Kritikwürdigkeit und Umstrittenheit seiner Aussagen bewusst zu sein scheint. So versucht er im Textverlauf von (74) mehrfach, seine Behauptung des „*Massenmordes*“ zu begründen, bspw. indem er sich zunächst auf sein eigenes *demokratisches Denken* beruft. Damit erhöht er zum einen seine eigene Position, indem er sich als Person darstellt, die demokratische Werte hochhält. Zum anderen stellt er Israel so indirekt als einen mit diesen demokratischen Werten inkompatiblen Staat dar und grenzt ihn damit aus dem Kreis der Demokratien aus.³⁰¹ Zum Ende der Belegstelle unterstreicht er – wie zur Selbstbestätigung – erneut die eigene Ansicht, Israel würde massive Menschenrechtsverletzungen begehen, indem er feststellt: „*Massenmord ist für mich eine Menschenrechtsverletzung*“. Durch das mehrfache Vergleichen von Leid werden in (74) zudem Rechtfertigungsstrategien genutzt, bspw. indem Menschenrechtsverletzungen an den Uiguren in China mit jenen,

299 Diese Darstellung Israels als einem „überlegenen Unrechtsstaat“ und die Einordnung von solch dämonisierenden Vorwürfen erfolgt ausführlich in Kapitel 5.3.6.4.

300 Die Bezifferung von Opferzahlen in den Israel-Gaza-Konflikten ist aufgrund widersprüchlicher Angaben von verschiedenen Seiten äußerst schwierig. Während des Konflikts 2021 war der tödlichste Angriff jener auf ein Flüchtlingslager in Gaza-Stadt mit zehn Toten (Der Spiegel 2021).

301 Das Absprechen demokratischer Legitimität und die Einschätzung, Israel sei keine Demokratie, wird von vielen Interviewteilnehmern vertreten und in Kapitel 5.3.6.3 dargestellt.

die der Befragte Israel vorwirft, verglichen werden. Mit diesem Vergleich setzt Interviewteilnehmer 20 die Verfolgung und Internierung der Uiguren in China mit der Reaktion Israels auf Raketenbeschuss aus dem Gaza-streifen gleich. An dieser Stelle werden zudem die große vorherrschende Unsicherheit und das Unwissen des Befragten deutlich, welches dieser zu kaschieren versucht: So bezeichnet er die Uiguren (die er „*sehr gut*“ kenne) als türkischstämmiges Volk und behauptet, die NATO hätte diesbezüglich Kritik an China geübt. Die Uiguren sind zwar ethnisch als Turkvolk mit den Türken verwandt, stammen aber nicht aus der Türkei; die NATO trifft als Militärbündnis in der Regel keine Aussagen zu den Menschenrechten in anderen Staaten.

Interessanterweise führt Interviewteilnehmer 20 in seinen Ausführungen den Raketenbeschuss durch die Hamas selbst an, betont dabei jedoch so-gleich, dieser dürfe in den Medien nicht verurteilt werden, wenn israelische Angriffe parallel als „*neutral angesehen*“ würden. In der aufgebauten Argumentationskette werden die Raketenangriffe damit relativiert und gelten nicht. So seien diese zwar „*böse*“, dies spiele aber aus Sicht des Befragten angesichts der „*Vergeltungsangriffe*“ der Israeli, über die nur unzureichend berichtet werde, eine zu vernachlässigende Rolle. Durch das Vergleichen von Leid bedient er hier zudem ein typisches Merkmal einer Rechtferti-gungsstrategie und blendet aus, dass der Raketenbeschuss ursächlich für die Militäraktionen der Israeli ist, um eben diesen zu unterbinden. Kon-kret wirft Interviewteilnehmer 20 den Medien in (65) vor, „*auf der einen Seite nicht neutral zu berichten*“, also israelische Aktionen nicht adäquat zu berücksichtigen bzw. einzuordnen, und „*auf der anderen Seite dann neutral zu sein*“, also Aktionen der Hamas zu verurteilen. Von Interviewteil-nehmer 20 dabei ausgeblendet wird, dass der von der Hamas begonnene Raketenbeschuss für die Eskalationen in den Gaza-Konflikten stets ursäch-lich war, genauso wie die Tatsache, dass israelische Militäraktionen in den deutschen Medien massiv und umfänglich kritisiert werden (vgl. Schubert 2019, Schapira/Hafner 2015, 2010, Beyer 2015, Pallade 2006).³⁰² An dieser Stelle sei auch auf die zahlreichen UN-Beschlüsse zur Verurteilung israeli-scher Militäraktionen verwiesen, denen Deutschland sich angeschlossen hat und die in den Medien breit rezipiert wurden (vgl. Bolzen 2023). Diese derealisierenden Aussagen werden am Ende von (65) erneut verdeutlicht, wo der Interviewteilnehmer behauptet, in den Medien „*wurde nie von Men-*

302 Dies spiegelt sich auch gegenwärtig in der Berichterstattung nach dem 07. Oktober 2023 wider.

schenrechtsverletzungen in Israel berichtet“. Diese Derealisierung ist dabei ähnlich zum verbreiteten und oft äußerst offensiv vertretenen Phantasma, man könne oder dürfe Israel nicht kritisieren; beide Behauptungen entbehren jeglicher Grundlage, wie in der Forschung ausführlich analysiert (vgl. bspw. Schwarz-Friesel 2022b: 124 ff., Kloke 2010: 75; siehe auch Kap. 5.3.9).

In (74) zeigt sich beispielhaft für den Korpus, dass die Vorstellung einer pro-israelischen Berichterstattung im Weltbild der Interviewteilnehmer sehr ausgeprägt ist, wobei das Gegenteil eigentlich der Fall ist. Eine für viele Befragte schlüssige Erklärung bietet dabei der „*geschichtliche Hintergrund Deutschlands*“, der als ursächlich für die pro-israelische Berichterstattung herangezogen wird. Diese Vorstellung wird – wie typisch für den Gebildeten Antisemitismus – hermetisch gegenüber Fakten und sonstigen Einflüssen mittels Pseudoargumenten, Verdrehungen, Derealisierungen, Dekontextualisierungen und verschiedener Textstrategien mit Bezug auf Israel abgesichert. Analysen von Belegstellen wie (74) zeigen, dass die Ergebnisse aus dem Korpus an jene zum Wirkungspotential monoperspektivischer Nahostkonfliktberichterstattung (Schapira/Hafner 2015, 2010, Reinharz/Schwarz-Friesel 2013: 243 ff.) anschließen.

Im Gesamtkorpus finden sich kaum Interviewteilnehmer, bei denen deutlich wird, dass diese nicht von einer pro-israelischen oder objektiven Berichterstattung ausgehen. Zwei Personen äußern, dass es in Deutschland immer wieder Kritik an der Berichterstattung zu Israel gibt und Vorwürfe, diese sei zum Teil verzerrend und israelfeindlich. Hier gibt ein Interviewteilnehmer an, dies nicht so wahrzunehmen, sondern schätzt die Berichterstattung als „*einigermaßen ausgewogen*“ und relativ „*neutral*“ ein; jeder sucht sich eben das, was am besten zu seiner eigenen Ansicht passe.³⁰³ Lediglich eine Interviewteilnehmerin hat hier eine differenziertere Sichtweise und führt aus, dass die Berichterstattung verschiedener Medien bezüglich Israel sehr unterschiedlich sei und es mehrfach berechtigte Kritik ob verdrehender und israelfeindlicher Darstellungen gebe.³⁰⁴

5.3.6 Manifestationsformen verschiedener Stereotype im Kontext von Israel und dem Nahostkonflikt

Die vorhergehenden Unterkapitel des Kapitels 5.3 haben gezeigt, wie viel Unwissen im Korpus zu Israel und dem Nahostkonflikt herrscht, wie un-

303 Interview 14, Absatz 39.

304 Interview 3, Absatz 106.

zureichend die Interviewteilnehmer informiert sind und wie existierende Israelbilder von Verzerrungen (insbesondere von der Reduzierung auf Konflikt und Gewalt) dominiert werden. Darüber hinaus finden sich im Textkorpus zahlreiche Manifestationsformen verschiedenster Stereotype mit Israelbezug. Diese werden von den Befragten zum Teil im Kontext der zuvor behandelten Fragestellungen und Themen geäußert. Hier wird durch den Interviewer an verschiedener Stelle nachgefragt und um Konkretisierung bzw. Ausführung gebeten, um mehr über Einstellungen und Denkmuster der Studierenden zu erfahren. Dafür werden auch weitere Fragen und Impulse im Gespräch genutzt (siehe Leitfaden Anhang 1). Die verschiedenen Stereotypmanifestationen und zugrunde liegenden Denkstrukturen werden in den folgenden Unterkapiteln dargestellt.

5.3.6.1 Israel als rückständig und ‚unfähig‘ zum Frieden

Gerade im Zusammenhang mit der in Kapitel 5.3.3 dargestellten Reduzierung auf Gewalt und Konflikt sowie der unter den Befragten verbreiteten Auffassung, der Konflikt dauere schon ewig an und sei der Region gewisserweise inhärent, fällt bei einigen Interviewteilnehmern die Einschätzung auf, ein Frieden in der Region sei allgemein unmöglich. So betonen zahlreiche Befragte ohne vertiefte Sachkenntnis die generelle Ausweglosigkeit und Alternativlosigkeit des Konflikts. Mitunter wird festgestellt, es sei ein „festgefahren“ und „aussichtsloser“ Streit, der sich „null lösen lässt“, bei dem kein „Ende in Sicht sei“ und für den es keine Lösung gebe.³⁰⁵ Die Interviewteilnehmer stellen resigniert fest, den Konflikt als „sehr ermüdend“ zu empfinden. Es sei keine Kompromissbereitschaft vorhanden und diesbezüglich gebe es auch in Zukunft wenig „Hoffnung auf Besserung“³⁰⁶. Auffällig ist dabei, dass die Interviewteilnehmer diese Einschätzung abgeben, gleichzeitig aber selbstkritisch betonen, eigentlich nichts über das Thema zu wissen, bspw. Interviewteilnehmerin 13:

(75) B: „Ja schon, aber auch da fällt es mir immer total schwer, weil ich halt eben ja also ich finde es ist ja so ein so ein langer, also so eine lange schwierige Historie und auch ich bin da überhaupt nicht komplett eingearbeitet oder so. Und ich kann mir beide Seiten so gut verstehen und

305 Siehe Belegstelle (75) oder Interview 28, Absatz 85.

306 Interview 14, Absatz 25.

ich habe so das Gefühl ist einfach so ein festgefarener Streit, der sich halt auch null lösen lässt.“ (Interview 13, Absatz 46)

In (75) wird die beschriebene Widersprüchlichkeit besonders deutlich, da Interviewteilnehmerin 13 zunächst betont, sie sei in das Thema „*überhaupt nicht komplett eingearbeitet*“ oder so, dann aber im nächsten Satz feststellt, dass sie „*beide Seiten so gut verstehen kann*“³⁰⁷. Die Fähigkeit zur Kompro- missfindung oder eine Würdigung von Friedensbemühungen findet durch die Interviewteilnehmer nicht statt. Mitunter werden diese beiden Parteien auch in Gänze abgesprochen, wenn bspw. festgestellt wird: „*So eine Zielset- zung des Friedens irgendwie nicht erkennbar ist, oder? Weiß ich nicht. Also Friedenspolitik wird da nicht gemacht. Weder von Israel noch von anderer Seite*“³⁰⁸. Eine andere Befragte sieht eine mögliche Lösung für den Konflikt nur, wenn „*eine Seite komplett überrannt wird*“³⁰⁹. Zwar kann der Friedens- prozess durchaus als festgefahren oder ernüchternd bezeichnet werden, gleichzeitig lassen derartige Schilderungen die Bemühungen zahlreicher Organisationen, Parteien und Einzelpersonen außer Acht. Auch erzielte Fortschritte und Entwicklungen (bspw. die Abraham-Abkommen Israels mit arabischen Ländern in der Region) werden ausgeblendet.

Bei den Befragten ist, was mögliche Lösungen und Perspektiven angeht, demnach eine äußerst eingeengte und auf eine angebliche Unlösbarkeit des Konflikts reduzierte Wahrnehmung zu konstatieren. Hierbei schwingt stets der indirekte Eindruck von Israel als „*rückständigem*“ Land bzw. „*rückstän- diger*“ Region mit, in der Frieden einfach nicht möglich sei. Das wird be- sonders bei einigen Teilnehmern deutlich, die ihre Einschätzungen verbalisieren, aus welchen Gründen eine Lösung des Konfliktes ihrer Auffassung nach scheitert bzw. generell nicht möglich ist. So begründet eine Befragte das generelle Scheitern von Friedensbemühungen im Nahostkonflikt und die vorkommende Gewalt in Israel mit „*religiösen Gründen*“:

(76) B: „*Ich befürworte keinen Krieg, ich befürworte nicht, dass sich für irgendwas so bekriegt wird. Aber es ist so ein Ding, das können wir einfach nicht verstehen, weil das hat auch viel damit zu tun mit diesem histori- schen Religiösen, bei euch ist etwas, was eigentlich mit unserer Religion zu tun hat. Bei uns, dass-, und Religion ist, sage ich mal, immer richtig großer Zündstoff für einen Krieg und wir können nicht in einem so säku-*

307 Sehr ähnlich siehe auch Interview 28, Absatz 85, oder Interview 8, Absatz 108.

308 Interview 24, Absatz 83.

309 Interview 26, Absatz 53.

larisierten Staat irgendwie darüber beurteilen, was sie halt aus religiösen Gründen machen, dadurch, dass wir, sage ich mal, auch entwicklungstechnisch auch ein bisschen weiter sind, was Religion angeht und das dann zu vergleichen den Zweiten Weltkrieg ist dann trotzdem irgendwie bizar, weil es ist ja-, es hat einen Grund bei denen.“ (Interview 15, Absatz 111)

In (76) wird Deutschland als „säkularisierter Staat“, der „entwicklungstechnisch auch ein bisschen weiter“ sei, von der Interviewteilnehmerin positiv dargestellt und überhöht. Die Befragte baut so eine Rangfolge auf, in der sie die eigene Herkunft und kulturelle Prägung (die sie als säkularisiert und implizit friedlicher beschreibt) über die von Israel und der Region stellt. Die eigene säkulare Prägung führt dazu, dass sie „*einfach nicht verstehen*“ könne, warum die Region von Krieg und Konflikt geprägt sei. Diese Überhöhung der eigenen Position wird bereits zuvor zu Beginn der Belegstelle mit der Betonung, sie „*befürworte keinen Krieg*“, deutlich. Die Interviewteilnehmerin baut ein positives Selbstbild auf, indem sie positive Attribute betont – ein typisches Merkmal von Legitimierungsstrategien. Gleichzeitig wird über die Selbsterhöhung und positive Hervorhebung der säkularen Prägung eine Aus- und Abgrenzung durchgeführt (siehe später Kap. 5.3.6.5). Israelis werden als historische, extreme, lediglich aus religiösen Gründen handelnde Gruppe kollektiviert und gegenüber der eigenen, als säkular dargestellten Prägung der Befragten kontrastiert. Durch die Aussage „*das können wir einfach nicht verstehen*“ wird diese durchgeführte Abgrenzung besonders offensiv unterstrichen.

Diese Auffassung der Befragten 15, wonach die eigene Kultur überlegen und die in Israel rückständig sei, wird im weiteren Interviewverlauf noch deutlicher. So stellt sie im Anschluss an (76), wenig später im Interviewverlauf, fest: „*Ich weiß nicht, im Endeffekt sollte man sich dann auch nicht als Erste-Welt-Land da einmischen und irgendwas klären wollen*“³¹⁰. Implizit wird Israel so als ‚Zweite- oder Dritte-Welt-Land‘ dargestellt und gegenüber Deutschland als ‚Erste-Welt-Land‘ abgegrenzt und entwertet.

Israel wird von Interviewteilnehmerin 15 in (76) zudem als Staat mit „*diesem historischen Religiösen*“ beschrieben, was immer wieder „*richtig großer Zündstoff für einen Krieg*“ sei. Das Land wird damit als veraltet und rückständig beschrieben. Die vorherrschende Religion in Israel – und damit primär das Judentum – wird als Grund angeführt, weswegen es zu Krieg und Konflikt komme. Diese Vorstellung wird auch explizit mit der

310 Interview 15, Absatz 113.

Formulierung, *was „sie halt aus religiösen Gründen machen“*, verbalisiert. Mit dieser Aussage wertet sie das Judentum als ursächlich für Krieg und Konflikt ab; implizit werden die eigene Religion bzw. das eigene Land, wo es eben nicht zu Krieg und Konflikt kommt, positiv hervorgehoben. Gleichzeitig reduziert Interviewteilnehmerin 15 die vielschichtigen Ursachen und Hintergründe des Nahostkonflikts auf den vereinfachten Grund Religion. Andere, wesentlich relevantere Konfliktursachen, bspw. die Nichtanerkennung des Existenzrechts Israels, werden gänzlich ausgeblendet. Zusätzlich wird in (76) stark verallgemeinert und kollektiviert. Das Judentum wird auf bestehende unterschiedliche Strömungen in Israel beschränkt; gleichzeitig wird der große Facettenreichtum der unterschiedlichen Ausprägungsformen des Judentums in Israel ausgeblendet. So gibt es in Israel zwar einen Anteil von Ultraorthodoxen, in deren Lebensalltag Religion eine essenzielle Rolle spielt und eine sehr konservative Religionsauslegung dominant ist; genauso gibt es aber einen großen Anteil säkularer Israelis. Diese bezeichneten sich zwar auch als jüdisch; die Religionsausübung spielt in ihrem Alltag allerdings keine übergeordnete Rolle. Die Reduzierung Israels oder auch des Judentums auf ultrareligiöse, jüdisch-orthodoxe Minderheiten und das dadurch in der Gesellschaft entstehende Zerrbild werden ebenfalls in Medien und Forschung thematisiert und kritisiert (vgl. Wolffsohn 2020a: 221 ff., Posener 2020b). Belegstelle (76) ist dabei ein anschauliches Beispiel dafür, wie dies auch in der Gedankenwelt von Studierenden ausgeprägt ist und sich besonders in der Auffassung niederschlägt, Israel sei ein von einer veralteten, ‚archaischen‘ Religion geprägtes Land. Darstellungen wie in (76) indizieren dabei stets eine angenommene ‚Rückständigkeit‘ Israels, durch die das Erreichen von Frieden nicht möglich sei. Diese Vorstellung einer ‚Rückständigkeit‘ oder auch ‚Minderwertigkeit‘ Israels findet sich im Korpus dabei in unterschiedlichen Ausprägungen, bspw. in (77), wo Interviewteilnehmer 8 seinen Eindruck einer stattfindenden Entwicklung in Israel im Kontext der Frage, ob er schonmal dort gewesen sei, schildert:

(77) **I:** „Warst du schonmal in Israel?“

B: „Ne, leider nicht. Ich wollte eigentlich mal hingehen. Ich habe gehört, das soll eine sehr rege Start-up-Szene sein. Auch eine sehr junge Kultur. Also Menschen, die anfangen, die Welt deutlich offener zu sehen. Ich weiß noch, das ist jetzt nicht ganz wichtig, aber dass Schwule da auch relativ, sagen wir mal anerkannt sind. Das finde ich, das zeigt, dass das die Kultur sich da entwickelt und, dass man versucht, langsam sich in einen Modus zu begeben, dass ein Miteinander möglich wäre.“ (**Interview 8, Absatz 116**)

Mit der Aussage in (77), dass die Menschen in Israel anfangen würden, „*die Welt deutlich offener zu sehen*“ und „*die Kultur sich da entwickeln*“ würde, impliziert Interviewteilnehmer 8, dass beides bis vor kurzem nicht der Fall gewesen sei. Die Kultur wird damit als Grund dargestellt, die bisher einem möglichen Frieden bzw. einem Fortschritt in den Bemühungen im Friedensprozess im Wege gestanden hat. Israel wird somit als rückständiger Staat beschrieben, der sich kürzlich erst langsam entwickle. Am Ende dieser langsamem Entwicklung sei vielleicht „*ein Miteinander*“ möglich, so der Befragte weiter. Als Beispiele für seine Argumentation führt er die „*rege Start-up-Szene*“ im Land sowie das Wissen an, dass „*Schwule da auch relativ anerkannt seien*“. Die Anführung dieser beiden Punkte ist insofern bemerkenswert, als dass die Start-up-Kultur seit langem als wesentlich ausgeprägter als bspw. in Deutschland eingeschätzt wird und die Rechte der LGBTQ-Szene denen in zahlreichen EU-Ländern kaum nachstehen. Anhand von (77) wird dabei deutlich, dass das Israelbild des Befragten von einer Rückständigkeit und Unterentwicklung Israels geprägt ist, aus welcher der Interviewteilnehmer die derzeitige Ausweglosigkeit der Situation ableitet. Das Vorhandensein dieses von Rückständigkeit geprägten Zerrbildes wird an späterer Stelle im Gespräch nochmal deutlich, wo der Interviewteilnehmer betont, aufgrund der Konflikte und des *Mauerbaus* habe man gar nicht die Möglichkeit gehabt, sich in Richtung Frieden „*weiterzu entwickeln*“ und „*schönere Ziele zu fokussieren*“³¹¹.

Dass ein solcher Eindruck bei mehreren Interviewteilnehmern vorherrscht, wird auf Basis weiterer Äußerungen wie jenen von Interviewteilnehmer 25 deutlich:

(78) B: „*Ja, ich finde-, was ich so-, wenn ich das höre, denke ich immer nur wirklich an so fanatischen, sinnlosen Glaubenskrieg. Schon einfach ist es ja. Es ist-, es erinnert mich immer an Kreuzzüge. An diesen sinnlosen Streit um-, klar, messen sie Menschen aus religiösen Gründen, gewissen Aspekten oder Dingen, Örtlichkeiten, Reliquien, was auch immer, religiöser Wertung zu. Das steht ihnen ja auch zu. So wie die Christen eben ein Kreuz anbeten, wenn ein Nichtgläubiger sich denkt: Warum sollte ich das tun? Ist ja komplett irrational. Aber dass man sich deswegen-, also wirklich-, ist eben sehr fanatisch und radikal. Und das ist, glaube ich, eben einfach das Problem von diesen ganzen Kulturkreisen dort, dass sie sich*

311 Interview 8, Absatz 120.

eben-, ich habe eben wirklich dann immer nur sinnlosen Krieg im Kopf, wenn ich daran denke.“ (Interview 25, Absatz 63)

Der Konflikt zwischen Israelis und Palästinensern ist in der Vorstellung von Interviewteilnehmer 25 ein „fanatischer, sinnloser Glaubenskrieg“, der ihn an die Kreuzzüge erinnere. Dies sei das Problem „von diesen ganzen Kulturtreisen dort“, womit Israel auf Radikalismus und Fanatismus reduziert und die gesamte Region verallgemeinert wird. Auch die vielschichtigen, komplizierten Ursachen und Hintergründe des Nahostkonflikts werden so unzureichend simplifiziert, genauso wie hiermit sämtliche positiven Entwicklungen wie Friedensbemühungen gänzlich außer Acht gelassen werden. Es entsteht das Bild eines rückständigen Landes bzw. einer ganzen Region, in der dem Mittelalter ähnliche Zustände herrschen und die nicht zum Frieden fähig sei. Dieses vorherrschende Zerrbild wird von Interviewteilnehmer 25 im weiteren Interviewverlauf erneut unterstrichen, wo dieser feststellt: „Gott sei Dank lebe ich hier“³¹².

Der verbreitete Eindruck einer Rückständigkeit wird zudem deutlich, wenn die Interviewteilnehmer, ähnlich wie in (79), die Selbstverständlichkeit betonen, dass eigentlich niemand Krieg oder Konflikt haben möchte, dieser der Region aber quasi inhärent und aus verschiedenen Gründen unvermeidbar sei. So antwortet Interviewteilnehmerin 2 auf die Frage nach ihren Eindrücken zum Nahostkonflikt:

(79) B: „Dass da viel zu viele Menschen Leben verlieren. Ein schlimmes Leben haben nur damit sie sich gegenseitig dann irgendwelche Völker sich gegenseitig sich irgendwas irgendwie beweisen, obwohl die meisten eigentlich gar keinen Krieg wollen. Also gar keinen Konflikt haben wollen. Dass immer dieselben Gruppen am Ende dann doch leiden.“ (Interview 2, Absatz 133)

In (79) wird das Leben in Israel und der Region mit der Vorstellung, dass die Menschen dort „ein schlimmes Leben haben“, zunächst verallgemeinert und derealisiert.³¹³ Obwohl vor Ort eigentlich niemand Krieg haben wolle, begründet Interviewteilnehmerin 2 den vorherrschenden Konflikt vage mit „irgendwelche Völker“, die sich „irgendwas beweisen wollen“. Trotz dieser

312 Interview 25, Absatz 65.

313 Zur Kontrastierung dieser Derealisierung sei hier der „Human Development Index“ 2021 angeführt, auf dem Israel mit 919 von 1000 möglichen Punkten den 22. Platz von 191 möglichen erreicht und damit vor einem Großteil der EU-Staaten liegt (vgl. Entwicklungsprogramm der Vereinten Nationen 2022).

Ungenauigkeit drückt sie eine Unvermeidbarkeit und Alternativlosigkeit aus, mit der es zu Gewalt und Konflikt in der Region komme. In (79) wird ein nichtendender, alternativloser Kreislauf signalisiert, in dem die Bevölkerung leide und quasi keine Chance habe, daraus auszubrechen.

5.3.6.2 Israel als artifizielles und ‚unnatürliches‘ Land

In der Forschung wird die Darstellung Israels als eine Art „Gebilde“ (vgl. Reinharz/Schwarz-Friesel 2013: 121, 241), als etwas Artifizielles, das sich von anderen Ländern unterscheide, als weiteres Kennzeichen für den im antisemitischen Denken dominanten Antiisraelismus beschrieben. Unter Gebildeten äußert sich dies bspw. durch die verbreitete Beschreibung Israels als „Anachronismus“, „Anomalie“, oder „Apartheidstaat“ (ebd.: 241), wodurch dem Staat seine Daseinsberechtigung abgesprochen wird. Diese Darstellungen implizieren dabei zugleich immer eine ‚Rückständigkeit‘ und ‚Minderwertigkeit‘ Israels. Im vorliegenden Text-Korpus wird Israel dabei nicht wortgenau als „Apartheidstaat“, „Anomalie“ oder „Anachronismus“ verunglimpft, es finden sich jedoch ähnliche Be- und Umschreibungen, in denen genau diese aus der Forschung bekannte und zuvor skizzierte Vorstellung deutlich wird. So beschreibt Interviewteilnehmer 9³¹⁴ als einer der wenigen sein Wissen über die Grundzüge und die Entstehung des Nahostkonfliktes:

(80) B: „Gut. Nahostkonflikt. Also Israel (unv.) nehme ich zumindestens als relativ künstlich wahr. Also Israel ist nicht entstanden wie ein natürliches Land halt durch die Besiedel/äh, willkürliche Besiedelung eines Ortes durch ein Volk, sondern es wurde quasi selektiert und bereit gemacht von der amerikanischen oder britischen oder französischen Kolonie. Ich glaube es war mal ein Ort, das von Frankreich besetzt war und dann quasi bereitgestellt wurde für das jüdische Volk, das verstreut war durch die ganze Welt. Dementsprechend mussten halt manche Volksgruppen in

314 Die Ausführungen wie die von Interviewteilnehmer 9 und von Interviewteilnehmer 20 sind dabei im Korpus besonders hervorzuheben, da diese als zwei der wenigen Befragten auf größeres (geglaubtes) Grundwissen zurückgreifen und dieses auch bereitwillig detailliert schildern. So wird in (80) und (81) deutlich, dass Interviewteilnehmer 9 bspw. weiß, dass Israel eine Einwanderungsgeschichte hat, oder dass sich das Land in verschiedenen Kriegen behaupten musste. Dieses Grundwissen ist allerdings von Verdrehungen, Falschdarstellungen und Dekontextualisierungen durchsetzt.

der Region halt, wenn man so sagt, Platz machen. (...)" (Interview 9, Absatz 155)

In seiner Schilderung der Grundlagen des Nahostkonfliktes beschreibt Interviewteilnehmer 9, dass er Israel als „*relativ künstlich*“ wahrnehme. Das Land sei nicht auf natürliche Art und Weise durch „*willkürliche Besiedelung*“ entstanden, sondern durch die Selektierung einer westlichen Macht. Israel wird mit dieser Darstellung aus der Gruppe von aus Sicht des Befragten „normal“ entstandenen Staaten ausgegrenzt.³¹⁵ Hervorzuheben sind auch die verwendeten Ausdrücke „*bereit gemacht*“ und „*quasi bereitgestellt*“, womit der Befragte ausdrückt, dass eine andere Macht (von ihm als „*amerikanische, britische oder französische Kolonie*“ bezeichnet) das Land zur Verfügung gestellt habe. Die jahrzehntelange Einwanderungs- und Besiedlungsgeschichte, wie auch die dauerhafte Präsenz von Juden in der Region, die das Staatsgebiet des heutigen Israels ist, werden damit ausgeblendet und die enormen damit verbundenen Leistungen geschmälert. Die Rolle der westlichen Großmächte wird gleichzeitig falsch dargestellt und überhöht. Zwar äußerte Großbritannien 1917 in der Balfour-Deklaration, der Gründung eines jüdischen Staates „mit Wohlwollen“ (vgl. Shapira 2014: 119 ff.) gegenüberzustehen, versuchte aber dann lange Zeit, eine israelische Staatsgründung zu verhindern, bspw. durch die massive Einschränkung der jüdischen Einwanderung in das Mandatsgebiet Palästina (vgl. Shapira 2014: 103 ff.). Im Korpus findet sich in diesem Zusammenhang mehrfach der unklare Verweis auf die Involvierung „*westlicher Mächte*“ im Nahostkonflikt, die sich „*einmischen*“³¹⁶ würden, die Situation vor Ort „*selbst geschaffen*“³¹⁷ hätten oder die zugrunde liegenden Ursachen für den Konflikt bewusst „*verschleiern*“³¹⁸ würden. Konkretisieren konnten die Interviewteilnehmer diese Aussagen meist nicht. Zwar haben westliche Staaten – gerade Großbritannien – eine nicht unwesentliche Rolle im Nahostkonflikt gespielt; in Kombination mit Aussagen, die eine heimliche oder unlautere Involvierung

315 Die Entwicklung von Israels Staatsgründung hat sicherlich eine besondere Historie und vielschichtige Hintergründe. Mit Blick auf die zweifelsohne ebenfalls außergewöhnliche Geschichte der Staatsgründung anderer Länder wie bspw. der USA, zahlreicher afrikanischer Staaten oder der Bundesrepublik Deutschland mit ihren heutigen Grenzen stellt sich jedoch die Frage, was aus Sicht von Interviewteilnehmer 9 als eine „natürliche“ Entstehungsgeschichte eines Staates gesehen werden kann.

316 Interview 4, Absatz 113.

317 Interview 24, Absatz 83.

318 Interview 10, Absatz 118.

(wie in (80)) implizieren, wird dabei jedoch auch der Glaube an eine wie auch immer geartete Verschwörung tradiert.³¹⁹ Hier ist zudem die Nennung des Wortes „Kolonie“ durch Interviewteilnehmer 9 zu bemerken. Im Sinnzusammenhang von Belegstelle (80) bleibt zwar unklar, was damit genau gemeint ist; das Land des heutigen Staates Israel war jedoch keine Kolonie, sondern zunächst Staatsgebiet des Osmanischen Reichs und anschließend durch das Völkerbundmandat für Palästina nach dem Ersten Weltkrieg ab 1920 unter Kontrolle und Verantwortung der britischen Krone (siehe Shapira 2014: 67 ff.). Der Vorwurf, Israel sei ein „Kolonialstaat“ und basiere auf „kolonialer Ausbeutung“, ist jedoch eine kennzeichnende Dämonisierung, die im antisemitischen Diskurs, bspw. in der BDS-Kampagne, zu finden ist (siehe Kap. 3.5). Auch die Aussage des Befragten, wonach andere Volksgruppen in der Region für die Juden „Platz machen“ mussten, ist insofern als stark verdrehend und derealisierend hervorzuheben, als dass ein großer Teil dieser Volksgruppen heute in Israel lebt. Zwar ist im Zuge des israelischen Unabhängigkeitskrieges ein Teil der palästinensischen Bevölkerung vertrieben worden; ein großer Teil der palästinensischen Bevölkerung ist allerdings verblieben oder unmittelbar zurückgekehrt und macht nun als arabische bzw. palästinensische Staatsbürger Israels gut 21 % der Bevölkerung aus (siehe The Israel Democracy Institute 2022). Belegstelle (80) verdeutlicht damit anschaulich, wie das gering vorhandene Wissen bzw. Vorstellungen der Interviewteilnehmer zum Nahostkonflikt von falschen oder verdrehten Vorstellungen geprägt sind und wie dies Einfluss auf das vorherrschende Israelbild der Befragten hat.

Die Darstellung Israels als ‚artifiziell‘ wird von Interviewteilnehmer 9 im Gesprächsverlauf wörtlich genutzt; seine derealisierenden und dämonisierenden Vorstellungen werden dabei weiter verstärkt und konkretisiert:

(81) B: „Ich nehme das wahr wie, ja was ich gesagt habe. Artifiziell, weil es auch im (...) wissenschaftlichen Sinne gemeint und zwar so das beinahe für mich aus wirkte wie ein (unv.) Laborexperiment, dass irgendwie nicht ganz zu Ende gedacht wurde im Sinne von was soll es sein, wenn es fertig ist. Kein Plan, oder? Wir nehmen hier eine Elite von westdeutschen, äh

³¹⁹ In der Forschung ist dokumentiert, wie sich diese Vorstellung im antisemitischen Diskurs gemäß der Dichotomie antisemitischer Weltvorstellungen in gegensätzlichen Ausprägungen findet: Israel wird dabei als überlegen und unterlegen zugleich dargestellt. Mal wird das Land als Marionettenstaat präsentiert, der nicht unabhängig agiere, dann wiederum gilt das Land als ‚eigentlicher Weltenlenker‘, der die Geschicke der Welt bestimme und bspw. die US-amerikanische Regierung kontrolliere.

westeuropäischen Leuten und knallen sie einfach hier rein. Mal sehen, was passiert. (...) Und unterstützen das Ganze, falls es (unv.), diese Kreatur hier nicht ganz einfach machen. Sie wird ein bisschen Unterstützung brauchen. Also militärische Unterstützung versteht sich. Nach einer Weile steht sie auf eigenen Beinen und macht zwar nicht alles platt, aber ist in der Lage platt zu machen und hat es x-mal bewiesen (...). Man schaut sich jetzt auf Augenhöhe, ja quasi auf Augenhöhe.“ (Interview 9, Absatz 159)

Die Entstehungsgeschichte Israels wird in (81) als „*Laborexperiment*“ beschrieben, welches „*nicht ganz zu Ende gedacht wurde*“. Der Interviewteilnehmer verdeutlicht damit die zuvor in Belegstelle (80) tradierte, vorherrschende Auffassung des Interviewteilnehmers, Israel sei kein „normaler“ Staat und daher von anderen Staaten abzugrenzen. Der in (81) unterstellte experimentelle Charakter wird durch die Formulierung „*mal sehen was passiert*“ zusätzlich unterstrichen. Hiermit wird eine gewisse Gleichgültigkeit impliziert, was über kurz oder lang mit dem Staat geschehe. Die Nutzung des Bildes des „*Laborexperiments*“ aktiviert außerdem die Vorstellung, dass ein solches auch schiefgehen und aus dem Ruder laufen kann. Interviewteilnehmer 9 deutet dies in seinen Ausführungen mit der Aussage an, dass Israel in der Lage sei, „*platt zu machen*“³²⁰ und dies auch „*x-mal*“ bewiesen habe. Es wird das aus Shelleys „Frankenstein“ oder aus Goethes „Zauberlehrling“ bekannte Bild der Erfahrung oder des Experiments tradiert, das plötzlich „*auf Augenhöhe*“ mit seinem Schöpfer bzw. diesem sogar überlegen ist und außer Kontrolle gerät.

Der Befragte nutzt bei seiner Beschreibung in (81) die dehumanisierende Bezeichnung *Kreatur*, womit er Israel ab- und entwertet bzw. als minderwertig darstellt (vgl. Reinhartz/Schwarz-Friesel 2013: 72). Der Vergleich zu einem „*Laborexperiment*“ stellt Israel zudem als ein Produkt dar, das lediglich auf Basis der Initiative und Willkür anderer Staaten entstanden bzw. *gezüchtet* worden sei. Die „*Kreatur*“, so der Interviewteilnehmer, sei von Anfang an auf die militärische Unterstützung anderer Länder angewiesen gewesen, um nun später „*auf eigenen Beinen*“ stehen zu können. Die Tatsache, dass Israel seine Unabhängigkeit 1948 gegen große Widerstände selbst erklärt und im Unabhängigkeitskrieg 1947–48 selbst erfochten hat (Shapira 2014: 155 ff.), zeigt den derealisierenden Charakter der Aussage. Die Aussage bezüglich der erhaltenen militärischen Unterstützung ist insofern

320 Die Formulierung *platt machen* hat zudem einen dämonisierenden Charakter und stellt Israel als besonders brutal, rücksichtslos und zerstörerisch dar (vgl. Kap. 5.3.6.4).

falsch, als dass Israel gerade in den Anfangsjahren des israelischen Staates praktisch keine nennenswerte militärische Unterstützung aus anderen Staaten erhielt und sich Rüstungsgüter selbst umständlich, vorwiegend aus Frankreich, der Sowjetunion oder Tschechoslowakei, organisierte. Andere Staaten leisteten in der Vorstellung, dass Israel keine realistische Chance habe, im widrigen Umfeld feindlich gesinnter Staaten zu bestehen, kaum – oder wenn, dann eher zurückhaltend – Hilfe (siehe bspw. Schapira 2014: 155 ff., Schreiber/Wolffsohn 1989: 138 ff.). Ebenso ist die getätigte Behauptung, eine „*Elite aus westeuropäischen Leuten*“ sei nach Israel „*reingeknallt*“ worden, zu widerlegen. Juden sind nicht etwa von einer dritten Macht nach Palästina gezwungen und dorthin gesetzt worden. Vielmehr war es die aktive Entscheidung von vielen Juden selbst, aufgrund des virulenten und immer aggressiver auftretenden Antisemitismus in Europa ihre Heimat zu verlassen und nach Palästina zu emigrieren (vgl. Brenner 2016: 12 ff.). Neben „westeuropäischen“ Juden waren es zudem auch Juden aus anderen Ländern und Regionen wie den USA, Nordafrika oder anderen Ländern im Nahen Osten, die bereits früh nach Israel emigrierten. Bei den europäischen Juden dabei von einer „*Elite*“ zu sprechen, ist dabei genauso falsch, da ein Großteil der Emigrierenden, gerade aus Osteuropa, arm war und am Rande des Existenzminimums lebte (Schapira 2014: 103 ff.).

5.3.6.3 Israel als keine Demokratie

In der Forschung wird die Delegitimierung Israels als ein zentrales Kennzeichen des antisemitischen Antiisraelismus angegeben (vgl. Reinharz/Schwarz-Friesel 2013: 240 ff.). Diese ergibt sich dabei zwangsläufig „aus der ‚unikalen Be- und Entwertung Israels‘“ (ebd. 240). Im Korpus werden solche Delegitimierungen, bspw. über ihre Antworten auf Fragen zu Wissen oder Vorstellungen zu Israel, von den Interviewteilnehmern verbalisiert. Um umfangreichere Einblicke in mögliche existierende, delegitimierende Vorstellungen zu erhalten und gleichzeitig weiterführende Aussagen über vorhandenes Wissen der Befragten treffen zu können, wird ein Großteil dieser nach einer Einschätzung gebeten, ob sie wüssten bzw. glauben, Israel sei eine Demokratie. In der Forschung wurde gezeigt, dass es häufig gerade gebildete Menschen sind, die Israel genau dieses Faktum absprechen (vgl. ebd. 241); dabei sollte das Land als einzige Demokratie im Nahen Osten (umgeben von diktatorisch oder autokratisch regierten Staaten) mit

regelmäßig wechselnden Regierungen und Mehrheiten besonders als solche im Weltwissen der Interviewteilnehmer verankert sein.

Von den insgesamt 20 Personen³²¹, die nach einer Einschätzung gefragt werden, ob sie Israel für eine Demokratie halten, geben lediglich vier klar an, dass Israel eine Demokratie sei. Acht verneinen dies und weitere acht geben an, unsicher zu sein bzw. dazu keine Antwort geben zu können. Hier ist es auffällig, dass in einigen Gesprächen die Grenze zwischen jenen, die Israel nicht als Demokratie sehen, und jenen, die angeben, dies nicht zu wissen, verschwimmt. So beschränken sich viele Interviewteilnehmer nicht darauf, zuzugeben, auf die Frage keine Antwort geben zu können, sondern kombinieren dies doch mit einer Einschätzung, wie bei Interviewteilnehmerin 11:

(82) I: „Okay. Und würdest du Israel als Demokratie bezeichnen?“

B: „Ne (lacht).“

I: „Okay.“

B: „Also ich weiß jetzt da gar nicht so viel darüber, über das politische System, aber es ist, glaube ich, nicht demokratisch (fragend). Obwohl? Also (...) Ich weiß nicht, kann schon sein eigentlich.“ (**Interview 11, Absatz 188**)

Bei Interviewteilnehmerin 11 wird die Vermischung zwischen Unwissen und gleichzeitiger Einschätzung, das Land sei keine Demokratie, besonders deutlich. Ihre erste unmittelbare Reaktion ist eine klare Verneinung. Nach kurzem Überlegen gibt sie dann an, eigentlich nicht genau zu wissen, was für ein politisches System Israel habe, bevor abschließend die Angabe „kann schon sein eigentlich“ erfolgt. Wie in (82) wird in mehreren Stellen deutlich, dass das „Bauchgefühl“ der Interviewteilnehmer dazu führt, dass sie Israel absprechen, eine Demokratie zu sein:

(83) B: „Ich würde es jetzt nicht als westliches Land bezeichnen. Also ich weiß nicht, wie da die Politik und so aussieht. Aber einfach aus dem Bauchgefühl würde ich sagen, es ist kein westliches Land.“

I: „Und als Demokratie?“

B: „Ja. Wahrscheinlich nicht.“ (**Interview 22, Absatz 99**)

321 Zehn Interviewteilnehmern wird die Frage nach einer Einschätzung, ob Israel eine Demokratie sei, aufgrund des Gesprächsverlaufs oder des zeitlichen Umfangs des Interviewgesprächs nicht gestellt.

In (83) wird die erste Einschätzung, dass Israel keine Demokratie sei, damit begründet, dass die Befragte den Eindruck habe, es sei kein „westliches Land“. Israel wird damit von der Gruppe als „westlich“ empfundener Staaten ab- und ausgegrenzt.³²² Dass sich die Befragte bei ihren Äußerungen unsicher ist, wird durch die Nutzung des Wortes „wahrscheinlich“ deutlich. Hier sind es im Korpus auffällig viele Interviewteilnehmer, die zunächst angeben, nicht wirklich zu wissen, ob Israel eine Demokratie sei, dann aber wie in (83) ihre Tendenz äußern, dass dies wahrscheinlich nicht der Fall sei.³²³ Stellen wie (83) verdeutlichen im Korpus dabei, wie falsche, derealisierte und oftmals auf Unwissen basierende Vorstellungen das Israelbild der Interviewteilnehmer prägen. Beispielhaft kann hierfür die Behauptung einer Interviewteilnehmerin angeführt werden, die als Argument dafür, dass Israel nicht wirklich demokratisch sei, anführt, dass Palästinenser in Israel nicht wählen dürften.³²⁴ Im Korpus wird insgesamt deutlich, wie oberflächlich aufgeschnappte, oft dekontextualisierte Informationen (bspw. aus der Medienberichterstattung) von den Befragten aufgenommen, verarbeitet und (unterbewusst) eingeordnet werden. Es entsteht ein nicht auf Fakten basierendes Israelbild, welches in der Vorstellung der Interviewteilnehmer nicht zu demokratischen, westlichen Strukturen passt. Diesem Bild widersprechende Informationen werden zu Gunsten des schon existierenden Falschbildes ausgeblendet oder umgedeutet. Im Korpus schlägt sich dies in den Antworten auf die erbetene Einschätzung, ob Israel eine Demokratie sei, nieder. Die Frage wird von den Befragten erfasst, als dem bereits existierenden „Bauchgefühl“³²⁵ widersprechend bewertet und entsprechend

322 Offen bleibt, was ein westliches Land aus Sicht der Interviewteilnehmer ausmachen würde. Der Begriff ist äußerst vage und wird im allgemeinen Sprachgebrauch flexibel genutzt. Üblicherweise werden damit Länder gemeint, deren Kultur europäisch geprägt ist, womit die Interviewteilnehmerin die starke europäische Prägung Israels ausblenden würde.

323 Vgl. auch folgende Belegstellen (84) und (85) oder auch Interview 28, Absatz 85.

324 Vgl. Interview 13, Absatz 66. Das Gegenteil ist der Fall, palästinensische Israelis (circa 21 % der Bevölkerung) haben volle Bürgerrechte, arabische Parteien sind in der Knesset und waren auch bereits in Regierungskoalitionen vertreten. Palästinenser in den von Israel besetzten Gebieten der Westbank und im Gazastreifen sind keine israelischen Staatsbürger und können formell ihre eigenen Vertreter wählen. Aufgrund des autoritären, politischen Systems in der Westbank finden hier jedoch nur Lokalwahlen statt; die letzten nationalen Wahlen wurden 2006 durchgeführt. Im von der Hamas kontrollierten Gazastreifen gab es für die Bürger keine Möglichkeit der politischen Teilhabe (vgl. Höfner 2022).

325 Dies wird auch sehr deutlich in Interview 25, Absatz 71.

abgelehnt. In (84) wird dies besonders anschaulich und exemplarisch verbalisiert:

(84) I: „Würdest du es auch als westliches Land bezeichnen?“

B: (...) „Nein.“

I: „Hmm (zustimmend). Warum?“

B: „Na ja. Halt deren Ansichten über Menschen deren Kultur dann doch sehr viel anders ist und keine Demokra/Also (...) ja (...) Es ist da nicht so wirklich demokratisch. Also nicht gar nicht, es ist so/Ich weiß nicht, ob sich extrem religiös, na ja (...). Im Vergleich zu früher haben sie sich ja extrem weiterentwickelt. Also so wirtschaftlich etc. Aber irgendwie halte ich mich trotzdem davon ab zu sagen, dass das ein westliches Land ist.“

(Interview 2, Absatz)

In (84) wird zunächst durch die langen Pausen, das Zögern der Befragten und die nicht zu Ende geführten Sätze deutlich, dass sie sich in ihren Aussagen unsicher ist und ihre Einschätzung, Israel sei kein westliches Land, nicht mit Fakten untermauern kann. Am Ende von (84) gibt sie zu, dass sie ihre ablehnende Haltung nicht begründen kann und beschreibt das zuvor in (83) verbalisierte „Bauchgefühl“ mit „irgendwie“. Interviewteilnehmerin 2 umreißt in ihren Äußerungen mit *deren Kultur* und „extrem religiös“ dabei zwei Ursachen, die zu ihrer Einschätzung führen, dass Israel kein westliches Land und keine Demokratie sei. Das Israelbild der Befragten ist also von der Vorstellung geprägt, Israel sei „extrem religiös“ und die Kultur des Landes sei in irgendeiner Form nicht mit demokratischen Strukturen vereinbar. In ihren Ausführungen verbalisiert sie dabei den Einwand, dass Israel sich „im Vergleich zu früher extrem weiterentwickelt“ habe, was wiederum eine vorhergehende, unklar bleibende ‚Unterentwicklung‘ bzw. Rückständigkeit impliziert (vgl. Kap. 5.3.6.1). Sie beschränkt dabei diese Entwicklung auf wirtschaftliche Aspekte und klammert eine kulturelle oder demokratische Entwicklung aus.

Bei einer weiteren Interviewteilnehmerin wird deutlich, dass sich die Vorstellung, Israel sei keine Demokratie, aus dem in Kapitel 5.3.3 beschriebenen Eindruck vieler Interviewteilnehmer speist, Israel sei besonders von Gewalt und Konflikt geprägt:

(85) I: „Würdest Du es als-. Also wenn Du jetzt überlegen würdest, würdest Du sagen, dass es ein westliches Land ist oder eine Demokratie?“

B: „*Israel. Eher nicht. So, ich weiß nicht. Westliche Länder, denke ich eher so an Frankreich. Nicht so an den Nahen Osten.*“

I: „*Und mit Blick auf Demokratie?*“

B: „*Auch nicht.*“

I: „*Okay.*“

B: „*Also ich habe da auch wirklich gar keine Ahnung, ob die Demokratie haben oder nicht. Aber es kommt einem eher so vor, als wäre das alles ein bisschen gewalttätiger.*“

I: „*Also das ist so der Eindruck aus der Medienberichterstattung?*“

B: „*Ja. Und Gewalt verbinde ich nicht mit einer friedlichen Demokratie, so. Ich weiß nicht.*“ (Interview 21, Absatz 133)

Interviewteilnehmerin 21 gibt in (85) an, dass sie bezüglich Israel „gar keine Ahnung“ habe, ob „*die Demokratie haben oder nicht*“, was zunächst das vorherrschende Unwissen der Befragten unterstreicht. Sie schildert dabei ihren Eindruck, dass ihr dort alles *ein bisschen gewalttätiger* vorkomme und Gewalt würde sie nicht „*mit einer friedlichen Demokratie*“ verbinden. Auf Nachfrage gibt sie explizit an, dass dieser Eindruck der Gewalt auf der Medienberichterstattung basiere, was die Ergebnisse der bisherigen Forschung wie auch die Ergebnisse dieser Arbeit diesbezüglich unterstreicht (vgl. Kap. 5.3.4). Mit ihrer Aussage grenzt die Befragte Israel als durch Gewalt gekennzeichneten und deswegen undemokratischen Staat von „*friedlichen*“ und damit demokratischen Staaten ab.³²⁶ Dieses Demokratieverständnis³²⁷ der Interviewteilnehmerin ist insofern auffällig, als dass Israel als Staat aufgrund vorkommender Gewalt als mit einer Demokratie inkompatibel gekennzeichnet wird, wohingegen existierende Gewalt und Konflikte in bzw. unter Beteiligung anderer Demokratien ausgeblendet werden.³²⁸ Ähn-

326 Diese Abgrenzung wird von der Interviewteilnehmerin auch bereits eingangs, durch den geographischen Verweis mit Bezug auf Frankreich, eingeleitet.

327 Ein zweifelhaftes Demokratieverständnis wird in mehreren Interviewgesprächen deutlich. So stellt eine Interviewteilnehmerin unter Verweis auf Vielparteienkoalitionen, Politikverdrossenheit und die lange Dauer von demokratischen Prozessen („*das dauert halt auch immer alles sehr lange*“) in Frage, ob Demokratien wirklich die beste Staatsform wären. Siehe Interview 13, Absatz 66.

328 So werden Gewalt, die in Demokratien stattfindet, genauso wie Kriege und Konflikte, an denen Demokratien beteiligt waren, von der Interviewteilnehmerin nicht argumentativ angeführt und ausgeblendet. Zwar führen Demokratien in der Regel

lich wie in (84) klingt auch in (85) durch den geschilderten Eindruck, dort sei „*alles ein bisschen gewalttägiger*“, eine unterstellte Rückständigkeit und Unterlegenheit Israels gegenüber der eigenen Herkunft an. Die hier impliziert vermittelte Überhöhung der eigenen Herkunft und Position findet sich im Korpus mitunter ganz explizit, etwa indem das demokratische System Deutschlands als dem israelischen System überlegen hervorgehoben wird:

(86) B: „*(...) Deswegen sage ich, es kann nie wirklich eine richtige Demokratie geben. Aber wenn es eine gibt, dann würde ich sie vielleicht so ähnlich einschätzen wie in Deutschland. Und da würde ich jetzt sagen, und ich kann mich auch echt in die Nesseln setzen, weil ich nicht so viel Ahnung habe, aber würde ich sagen, es ist nicht so wie in Deutschland in Israel.*“

I: „*In welcher Hinsicht nicht so wie in Deutschland? Also wie meinst du-?*“

B: „*Ja, ob es dort genauso demokratisch zugeht, wie hier quasi, weil du ja gefragt hattest, ob ich denke, dass es eine Demokratie ist.*“

I: „*Ja, also würdest du sagen, Deutschland ist demokratischer? (B: „Ja.“) Ok, nur dass ich das richtig verstehе. (B: „Ja.“) Perfekt.*“ (**Interview 26, Absatz 67**)

In (86) wird Deutschland als das Land beschrieben, das einer richtigen Demokratie – die es aus Sicht der Befragten nicht gebe – am nächsten komme. Israel wird in diesem Vergleich als quasi chancenlos beschrieben, auch wenn die Interviewteilnehmerin dabei ehrlich zugibt, sich mit ihrer Einschätzung „*echt in die Nesseln setzen*“ zu können. Trotz dieser Unsicherheit und dieses Unwissens verbalisiert die Interviewteilnehmerin offen ihre Einschätzung, was das zuvor beschriebene, vorgeprägte Israelbild vieler Interviewteilnehmer als undemokratisch beschreibt.³²⁹ Ähnlich äußern andere ihre Einschätzung, bspw. indem sie auf dieselbe Frage wie in (86) antworten: „*Aber ich glaube einfach dadurch, dass so ein anderer Lebensstandard ist, kann man das gar nicht mit uns vergleichen*“³³⁰.

keine Kriege untereinander (vgl. Rauch 2005, Daase 2004), sind aber dennoch in Konflikten mit anderen Staaten beteiligt (siehe bspw. Irakkrieg, Syrien, Afghanistan oder aktuell die Ukraine).

329 Diese ehrlichen Äußerungen der Interviewteilnehmer stützen zusätzlich das gewählte methodische Vorgehen. Effekte sozialer Erwünschtheit scheinen bei diesen Fragestellungen irrelevant bzw. vernachlässigbar zu sein.

330 Interview 18, Absatz 160.

Wie in den vorherigen Darstellungen finden sich unter den Aussagen der Interviewteilnehmer jedoch ebenso Einschätzungen, welche die israelische Demokratie klar bestätigen, auch wenn diese nur einen kleinen Teil ausmachen. So antwortet bspw. ein Interviewteilnehmer auf die Frage, ob Israel eine Demokratie sei, mit „*Ja auf jeden Fall, ja*“³³¹; ein weiterer stellt fest: „*Ja eine Demokratie, das kann man nicht bestreiten*“³³². Ein anderer Befragter, welcher auch betont, dass er über Israel und die Politik vor Ort wenig wisse, schlussfolgert aus der Information, dass Israel einen Premierminister hat, auf die demokratische Struktur des Staates.³³³

Insgesamt ist mit Blick auf die überwiegend ablehnenden Antworten auf die Frage, ob Israel eine Demokratie sei, zu betonen, dass diese Auffassung nicht auf tatsächlich geglaubtem Wissen fußt, sondern auf einem vagen subjektiven Eindruck – dem „*Bauchgefühl*“ – der Interviewteilnehmer.³³⁴ Dieses „*Bauchgefühl*“ ist geprägt von verschiedenen Zerrbildern, Falschinformationen und Dekontextualisierungen, welche die Vorstellung prägen, Israel könne nicht demokratisch sein. Dieses Bild ist in den Köpfen der Befragten derart präsent, dass es selbstbewusst und offen verbalisiert wird. Dem besagten Weltbild widersprechende Begebenheiten und Fakten werden mitunter – wie typisch für antisemitische Argumentationen und Denkstrukturen – ausgeblendet oder umgedeutet (vgl. Reinhartz/Schwarz-Friesel 2013: 289). Einen Erklärungsansatz, woher dieses in den Köpfen der Interviewteilnehmer so präsente Bild röhrt, liefert eine Interviewteilnehmerin in (85) mit der Medienberichterstattung selbst. Das ist insofern erneut hervorzuheben, als dass sich dies mit wesentlichen Ergebnissen aus der Forschung deckt (vgl. Beyer 2015: 222 ff., Reinhartz/Schwarz-Friesel 2013: 209 ff., Kaufmann 2006: 91) und durch den später in Kapitel 5.5 beleuchteten Medienkonsum der Befragten verstärkt wird. In den Köpfen eines Großteils der interviewten Studierenden ist somit ein Bild von Israel präsent, welches undemokratisch ist und in dem der Staat auf verschiedene Arten von der Gruppe demokratischer Staaten abgegrenzt wird.

331 Interview 14, Absatz 47. Ähnlich auch Interview 29, Absatz 55.

332 Interview 24, Absatz 87.

333 Interview 30, Absatz 71.

334 Dies ist eine interessante Parallele zu Beobachtungen aus Kapitel 5.1.1 oder 5.3.1. Auch dort wird betont, dass man zu dem Thema eigentlich nichts weiß; das Bauchgefühl und das „geglaubte Wissen“ sind aber so stark und dominant, dass dieser selbstkritische Reflex überstimmt wird.

5.3.6.4 Israel als überlegener Unrechtsstaat

Im Gegensatz zu vorherigen Belegstellen, in denen Israel als unfähig zum Frieden, ‚unnatürliches Land‘ und somit ‚rückständig‘ oder aufgrund seines angeblichen undemokratischen Charakters als minderwertig charakterisiert wird, finden sich im Text-Korpus auch Aussagen, die Israel als ‚überlegen‘ und gerade militärisch als äußerst fähigen Staat beschreiben. Solche Belegstellen stehen dabei nur auf den ersten Blick im Widerspruch zu der zuvor beschrieben ‚Rückständigkeit‘, da in ihnen meist eine moralische ‚Rückständigkeit‘ und ‚Verkommenheit‘ Israels impliziert wird. So wird Israel im Zusammenhang mit seiner militärischen Überlegenheit im Korpus zugleich als gewalttätiger Unrechtsstaat und mit der aus der Forschung bekannten Vorstellung als „übermächtiger Aggressor“ (Reinharz/Schwarz-Friesel 2013: 247), der besonders brutal und rücksichtslos vorgehe, beschrieben:

(87) B: „Wie jetzt zum Beispiel vor kurzem das mit den Raketen, die diese Militanten da rüber geschossen haben. Da wird erst mal flächendeckend von Israel bombardiert und dann ist für Monate und Tage kein Wasser da. Da ist da nichts. Das ist wie Steinzeit dann da.“ (**Interview 20, Absatz 47**)

In (87) beschreibt Interviewteilnehmer 20, wie Israel aus seiner Sicht besonders brutal und unverhältnismäßig auf Raketenbeschuss antworte. Terroristen werden als „diese Militanten“ verharmlost, auf deren abgeschossene Raketen Israel mit „flächendeckenden Bombardements“ antworte. Diese Beschreibung impliziert massive Kollateralschäden, die vom Befragten anschließend auch durch den Verweis auf fehlendes Wasser und den Vergleich zur Steinzeit beschrieben werden. Der Vorwurf solcher flächendeckenden Bombardements ist insofern besonders derealisierend, als dass Israel auf Raketenbeschuss meist äußerst gezielt antwortet, um eben gerade Kollateralschäden nach Möglichkeit auszuschließen. So wird vor einem bevorstehenden Angriff bspw. mit Anrufen oder abgeworfenen Flugblättern gewarnt, um die Zivilbevölkerung zu schützen (vgl. IDF 2012). Die Zivilbevölkerung hingegen wird von Terroristen immer wieder als menschliche Schutzschilder missbraucht oder Raketen werden gezielt von zivilen Einrichtungen wie Krankenhäusern oder Schulen aus abgeschossen, was seit Jahren ausführlich dokumentiert ist (vgl. bspw. Wergin 2021, Gordon/Perugini 2020, NATO Strategic Communications Centre of Excellence 2019).³³⁵

335 All dies lässt sich im gegenwärtigen Krieg Israels gegen die Hamas seit dem 7. Oktober 2024 im Gazastreifen beobachten.

Indem Schäden und Tote auf israelischer Seite, genauso wie Angst, Trauer und ausgelöste Traumata durch den ursächlichen Raketenbeschuss unerwähnt bleiben, konstruiert der Interviewteilnehmer eine typische, aus der Forschung bekannte „pauschale Täter-Opfer-Struktur“ (Reinharz/Schwarz-Friesel 2013: 247).

Wenig später im Interviewgespräch führt Interviewteilnehmer 20 seine dämonisierende Darstellung Israels als bösartiger Unrechtsstaat weiter aus, indem er sich bei der Antwort auf die Frage nach einem möglichen Israelbesuch eines NS-Vergleichs bedient:

(88) B: „*Nein, ich war noch nie in Israel. Liegt aber auch daran, weil ich durch die Schwiegereltern meiner Schwester weiß auch, wie schwer da teilweise die Einreisebestimmungen sind, wenn man Moslem ist und auch noch Flugzeugbau in der Vergangenheit studiert hat. Weil das gleiche Problem habe ich nämlich in den Vereinigten Staaten auch. Also diese Kombination auch, ist halt immer so ein bisschen, wenn man in solche Staaten reist. Die sind bisschen sensibilisiert gegenüber des Terrors sind, islamistischer Terror. Da ist man mal so ein bisschen gebrandmarkt. Also ich muss halt immer so ein Interview machen, wenn ich in die Staaten fliege. Das heißt, ich werde dann ja vom Zoll halt abgefangen und dann geht das Interview los. Das geht dann über zwei Stunden meistens. Und ja, fühlt man sich dann diskriminiert? Eigentlich schon, ja. Und nicht viel anders ist es in Israel, wäre es auch in Israel. Weil bei meinem Schwager ist es zum Beispiel auch so. Aber bei denen ist halt mehr Generalverdacht wie in den Staaten. Da wird halt fast jeder dann abgefangen. Da sind auch Leibesvisitationen also an der Tagesordnung. Also richtige Leibesvisitation mit Körperöffnungen kontrollieren und sowas. Das finde ich auch, ich sage jetzt mal, menschenunwürdig. Das sind so Sachen, wo ich dann sage okay, das gab es im Nationalsozialismus auch. Wo dann die Juden dann erstmal, bevor sie ins KZ gegangen sind, überall kontrolliert wurden. Also, sind halt traurige Sachen, die sich dann halt wiederholen in der Geschichte. Und warum lernt man nicht aus diesen Dingen?*“

I: „*Also heißt, Interesse prinzipiell schon mal hin, aber nicht unter den-.*“

B: „*Nicht unter den Voraussetzungen.“ (Interview 20, Absatz 127)*

In (88) begründet Interviewteilnehmer 20 seine ablehnende Haltung zu einem Israelbesuch mit den dortigen Einreisebestimmungen, die gerade für ihn als Muslim besonders schwierig und diskriminierend seien. Israel

wird dabei als überlegener, aber besonders gewalttätiger Unrechtsstaat beschrieben (gerade auch in Kombination mit Belegstelle (87)), den man besser nicht besuche. Interviewteilnehmer 20 selbst hat das Land dabei noch nicht besucht, sondern bezieht sich in seiner Argumentation auf Erfahrungen, die er selbst bei Reisen in die USA gemacht habe, sowie Berichte der Schwiegereltern seiner Schwester und seines Schwagers. Die USA und Israel werden von ihm als Staaten, die gegenüber islamistischem Terror besonders sensibilisiert seien, beschrieben. Muslime stünden dabei in Israel, noch mehr als in den USA, unter „*Generalverdacht, fast jeder*“ würde abgefangen und müsste sich besonders unwürdigen Prozeduren wie Lebesvisitationen unterziehen, die „*an der Tagesordnung stünden*“. Korrekt an den Ausführungen von Interviewteilnehmer 20 ist, dass die Praxis des „Profiling“ bei Sicherheitskontrollen in Israel angewandt wird. Fluggäste werden dabei in Risikogruppen unterteilt und je nach ethnischer Zugehörigkeit mehr oder weniger häufig und intensiv kontrolliert, wobei auch Lebesvisitationen Anwendung finden. Die Praxis wird immer wieder als diskriminierend und stigmatisierend kritisiert (vgl. Der Spiegel 2010). Die Aussagen von Interviewteilnehmer 20 haben hier jedoch einen deutlich delegitimierenden Charakter. So basiert sein Bericht nicht auf Wissen und selbst gemachten Erfahrungen in Israel, sondern vagen Annahmen bzw. Vermutungen, die er unscharf mit Erzählungen aus der Familie seines Schwagers stützt. Die Behauptung des Generalverdachtes lässt sich ferner zumindest als stark übertrieben bezeichnen, genauso wie die Vorstellung, „*fast jeder*“ würde abgefangen werden. Auffällig ist hier jedoch besonders, wie Interviewteilnehmer 20 diese Sicherheitsvorkehrungen in Israel argumentativ erklärt. Statt den Grund für das umstrittene Verfahren, nämlich die angespanntere Sicherheitslage und die daraus resultierende höhere Sensibilisierung gegenüber Terrorismus (welche der Befragte dabei selbst anführt) als Argument geltend zu machen, wird Israels mittels eines NS-Vergleichs dämonisiert. Dem jüdischen Staat wird so vorgeworfen, selbst Nazi-Methoden anzuwenden. Die Durchführung der Lebesvisitationen bei Sicherheitskontrollen, so der Interviewteilnehmer, sei wie die Kontrolle „*der Juden, bevor sie ins KZ gegangen sind*“³³⁶. Durch diese Dämonisierung wird zum einen der Holocaust relativiert. Zum anderen dient sie der Funk-

336 Hier ist auch die Verwendung des Verbs „gegangen“, ohne zusätzliche Beschreibung, auffällig. Die Tatsache, dass Juden brutal ins KZ gezwungen wurden, wird ausgetrennt; stattdessen wird über das Verb „gegangen“ vielmehr eine Art Freiwilligkeit impliziert. Dies kann als Abschwächung und damit als Kennzeichen einer Vermeidungsstrategie angesehen werden.

tion der Schuld- und Erinnerungsabwehr. Juden (bzw. Israelis) werden im Sinne einer Täter-Opfer-Umkehr zum Täter gemacht, was es dann wiederum rechtfertigt, diesen feindselig gegenüberzustehen. Die Täter-Opfer-Umkehr stellt dabei ein typisches Merkmal von Relativierungsstrategien dar (vgl. Reinhartz/Schwarz-Friesel 2013: 383 ff.). Mit dem Vergleich der eigenen Diskriminierungserfahrung (die Leibesvisitationen am Flughafen) und jenen während der NS-Zeit wird zudem mit dem Vergleichen von Leid eine Rechtfertigungsstrategie angewandt. Ein weiteres Merkmal dazu findet sich durch den Verweis auf Andere (der Schwager und die Schwiegereltern der Schwester), die als Autoritäten herangezogen werden.

Der artikulierte NS-Vergleich, demzufolge Juden nun anderen das antun würden, was ihnen widerfahren ist, impliziert auch den Vorwurf einer unterstellten RACHSUCHT – ein klassisches antisemitisches Stereotyp. Israel wird so vom Befragten als besonders rücksichtslos und menschenverachtend dargestellt. Mit der Verwendung des Ausdrucks „menschunwürdig“ mit Bezug auf die angewandten Sicherheitsmaßnahmen wird Israel entmenschlicht und dämonisiert. Die Aussage, wonach sich durch das Vorgehen der Israelis „traurige Sachen“ – ein für den Holocaust stark verharmloser Ausdruck – in der Geschichte wiederholen würden, impliziert zudem eine Bedingungslosigkeit. Die daran anschließende, abschließende rhetorische Frage, warum nicht aus diesen Dingen gelernt werde, verstärkt den von Interviewteilnehmer 20 vermittelten Eindruck, demnach Juden nun mal nicht anders könnten und die aus Rachsucht begangene Wiederholung der Taten aus der NS-Zeit eine logische Konsequenz sei.

Die Erfahrung der NS-Verfolgung der Juden wird von Interviewteilnehmer 20 entsprechend als Argument für das aus seiner Sicht unmenschliche Handeln der Israelis herangezogen. Auffällig ist in diesem Zusammenhang auch die für den Antiisraelismus typische „gruppenindizierende Komponente“ (Reinhartz/Schwarz-Friesel 2013: 224). Mit dem von Interviewteilnehmer 20 getätigten NS-Vergleich und der Argumentation, die NS-Erfahrung von Juden sei der Grund für das Handeln Israels, erfolgt nicht nur eine Diffamierung Israels, sondern aller Juden und damit eine Kollektivierung. Diese Kollektivierung, wie auch die Gleichsetzung von Juden und Israelis, wird bei Interviewteilnehmer 20 ebenso an anderer Stelle deutlich, wo er von der „jüdischen bzw. israelischen Luftwaffe“ spricht (siehe Belegstelle (90)).

In (88) ist ferner zu betonen, dass der NS-Vergleich – anders als bei anderen Interviewteilnehmern – von sich aus, ohne Trigger, verbalisiert wird. Auf die simple und harmlose Frage, ob er schonmal in Israel gewe-

sen sei, verbalisiert Interviewteilnehmer 20 am Ende seiner Aussage einen NS-Vergleich. Hervorzuheben ist die argumentativ aufbauende Struktur seiner Äußerung: Ausgehend und aufbauend auf der eigenen Diskriminierungserfahrung werden verschiedene Rechtfertigungs-, Vermeidungs- und Relativierungsstrategien verbalisiert, an deren Ende wie eine logische Konsequenz und zur Untermauerung der eigenen Argumentation der dämonisierende NS-Vergleich steht.

Belegstelle (88) verdeutlicht beispielhaft erneut die allgemeine Beobachtung im Korpus, dass sofern Befragte eine dämonisierende und delegitimierende Vorstellung von Israel haben, diese dominant ist und offen, ohne Hemmungen, verbalisiert wird. Anderes Wissen und solchen Vorstellungen widersprechende Begebenheiten werden ausgeblendet und nicht geäußert. Was geäußertes Wissen betrifft, ist jedoch zu betonen, dass sich dieses zuvorderst auf rudimentäre Grundlagen beschränkt und die geschilderte Vorstellung von Gewalt und Konflikt dominant sind.

An einer Stelle im Korpus findet sich auch explizit das Stereotyp der JÜDISCHEN ÜBERLEGENHEIT, welches auf den jüdischen Staat übertragen wird. So beschreibt Interviewteilnehmer 8 in (89) sein Wissen über Israel und reduziert dies auf den militärischen Erfolg in mehreren Kriegen:

(89) B: „(...) Ich glaube das wenige, was ich von der Geschichte von Israel weiß, ist dass sie halt bei jedem Land an ihrer Grenze Krieg geführt haben. Manchmal sogar mit mehreren auf einmal und sie immer gesiegt haben. Das sagt schon etwas über eine Gruppe aus.“

I: „Inwiefern?“

B: „Ja, das kommt von (unv.) Überlegenheit. Da muss ich ehrlich zugeben, okay zumindest als Nation bezogen ist das ein überlegenes Land gegenüber seinen Nachbarländern. Nicht, dass sie nur weil sie härter drauf sind, sondern auch, also vielleicht liegt es auch an meiner europäischen oder westeuropäischen Brille also aus dieser Perspektive. Aber ich ja, im Moment fällt mir auch kein Parameter ein, an dem man sagen könnte, dass Israel, Ägypten, Iran, Irak, vielleicht (...) ebenbürtig sei oder wo sie diesen Ländern ebenbürtig sein, oder sogar die muslimischen Länder die Oberhand hätten. Das sagt auch eine Menge, zumindest bin ich mir sicher, dass das eine Menge über Juden, oder die Idee des Juden, mit ausmacht.“

(Interview 9, Absatz 36)

In (89) wird zunächst deutlich, dass Krieg und Konflikt das prägende Bild von Israel für Interviewteilnehmer 9 darstellen. Dass er sich bewusst ist, dass sein Wissen hierauf beschränkt ist, wird durch die Formulierung „*das Wenige, was ich von der Geschichte von Israel weiß*“ verdeutlicht. Anschließend deutet Interviewteilnehmer 9 an, dass der israelische Sieg in mehreren Kriegen etwas über „*eine Gruppe*“ aussage. Auf Nachfrage beschreibt er dann eine „Überlegenheit“ Israels gegenüber seinen Nachbarländern. Diese „Überlegenheit“ ist für Interviewteilnehmer 9 jedoch nicht nur militärisch gegeben, sondern auch sonst falle ihm kein „*Parameter*“ ein, wo umgebene Länder Israel „*ebenbürtig*“ seien. Er bezieht sich dabei zunächst auf die israelische Nation („*zumindest als Nation bezogen*“), hält dann aber am Ende der Belegstelle fest, dass dies auch „*eine Menge über Juden, oder die Idee des Juden, mit ausmacht*“. Durch diese Aussage wird deutlich, dass Interviewteilnehmer 9 sich hier also nicht nur auf eine (angebliche) israelische Überlegenheit³³⁷ bezieht, sondern eine „*jüdische*“. Damit geschieht nicht nur eine unzulässige Gleichsetzung von Juden mit Israelis, sondern es wird auch das antisemitische Stereotyp der JÜDISCHEN ÜBERLEGENHEIT tradiert. Diese wird seit Jahrtausenden in Mythen, Feindbildern und Legenden transportiert, bspw. in der antisemitischen Vorstellung, Juden hätten eine besondere Macht oder seien „*Vertreter übermächtiger Kräfte*“ (Bernstein 2020b), was wiederum der Kern verschiedenster Verschwörungsfantasien ist. Zu betonen ist dabei stets die dichotome Darstellung von Juden als unterlegen und überlegen zugleich (vgl. ebd.). In (89) wird damit besonders deutlich, wie sich das Stereotyp der JÜDISCHEN ÜBERLEGENHEIT im Sinne der „*Israelisierung der antisemitischen Semantik*“ (Schwarz-Friesel 2020b: 43) auf das aktuelle Referenzobjekt Israel überträgt.

5.3.6.5 Aus- und Abgrenzung: Juden als Israelis und Juden als Fremde

Ein Stereotyp, welches im Interviewkorpus besonders dominant ist, ist das der JUDEN ALS FREMDE bzw. JUDEN ALS ISRAELIS als dominante Variante dieser Konzeptualisierung (vgl. Reinharz/Schwarz-Friesel 2013:

337 Eine solche wäre – unabhängig der Frage, an welchen Kriterien diese festzumachen sei – auch höchst diskutabel und streitbar. So kann das israelische Militär sicherlich als äußerst schlagkräftig und kompetent oder der Hightech-Sektor in Israel als ausgeprägt und weltweit führend bezeichnet werden, was jedoch nicht heißt, dass diese umfänglich anderen „*überlegen*“ wären.

117). Dieses Stereotyp wird in einigen Interviewgesprächen wie in (90) eindeutig, oder etwas unterschwelliger wie in (91), bedient:

(90) B: „Wie das so zum Beispiel, ich sage jetzt mal. Wenn zum Beispiel bei so einem Bombardement von der jüdischen beziehungsweise israelischen Luftwaffe-. Zum Beispiel, ich sage jetzt mal zehntausend Leute sterben oder fünftausend Leute sterben. (...)“ (**Interview 20, Absatz 123**)

(91) B: „Also ich würde schon sagen, dass da auf jeden Fall ein schwelender Konflikt ist und nicht nur vor Ort lokal oder in den angrenzenden Ländern, sondern wirklich weltweit, dass man quasi als Palästinenser und als Jude, dass man da so im Konflikt ist. Ich habe auch eben gesagt ein Araber und ein Palästinenser, das ist natürlich Quatsch, da war jemand aus-, ich weiß gar nicht, wo genau der hergekommen ist, aber natürlich ein Jude und ein Palästinenser. Ja.“ (**Interview 23, Absatz 107**)

In (90) werden mit der Bezeichnung „jüdischen beziehungsweise israelischen Luftwaffe“ beide Begriffe synonymhaft verwendet. In (91) wird der Gruppe der Palästinenser die Gruppe der Juden gegenübergestellt, womit dieser Verbalisierung nach nicht etwa die Israelis in einem Konflikt mit den Palästinensern stehen, sondern die gesamte Glaubensgemeinschaft der Juden. In Belegstelle (91) fällt ferner auf, dass der Befragte auch nach weiterem Überlegen und der Verbesserung eines vorherigen Fehlers bei der von ihm dargestellten Dichotomie zwischen Juden und Palästinensern bleibt. Die synonymhafte Verwendung von Juden und Israelis deckt sich dabei mit den Ergebnissen bereits durchgeföhrter Textkorpusanalysen (vgl. Reinharz/Schwarz-Friesel 2013: 117).

Das Stereotyp JUDEN ALS ISRAELIS wird auch indirekter in zahlreichen weiteren Belegstellen bedient, etwa wenn Israel wie in (92) als eigentliche „Heimat“ von Juden bezeichnet wird oder wenn in (93) von jüdischen Kindern gesprochen wird, die später vielleicht einmal nach Israel „zurückgehen“.

(92) I: „(...) Würdest du sagen, dass der Konflikt, also der Nahostkonflikt, also zwischen Israel und Palästinensern, irgendwie auch einen Einfluss auf die Juden in Deutschland hat?“

B: „(...) Oh, das ist auch superschwer zu sagen, einzuschätzen. Ich denke natürlich, dass Konflikte in der Heimat, auch wenn man jetzt vielleicht nicht dort lebt, Einfluss auf einen haben, weil man ja irgendwie eine Verbindung hat. Ich bin zwar hier in Deutschland geboren, ich habe

auch meine Wurzeln hier, aber ich kann mir vorstellen, wenn ich jetzt zum Beispiel im Ausland leben würde und es gäbe hier einen Konflikt, dann würde mich das auch anrühren und auch beschäftigen und auch bestimmt in meinem Alltag prägen. Auch wenn ich nicht vor Ort bin. Also ich denke schon. Also ich könnte mir vorstellen einfach, dass Juden hier in Deutschland durch die Konflikte ja vielleicht stärker noch an ihren eigenen Wurzeln und an ihre eigene Tradition vielleicht (...) hängen. (...)“

(Interview 1, Absatz 120)

In (92) wird mit dem Ausdruck „*Konflikte in der Heimat*“ impliziert, dass die eigentliche Heimat von Juden in Deutschland Israel sei. In anderen Interviews findet sich dasselbe Motiv in anderen Formulierungen. Statt „*Heimat*“ ist es dort das „*Heimatland*“³³⁸, „*Herkunftsland*“³³⁹, „*Ursprungsland*“³⁴⁰ oder „*Heimatstaat*“³⁴¹. Der in (92) verwendete Ausdruck „*irgendwie eine Verbindung*“ verdeutlicht dabei, dass der Interviewteilnehmer nicht genau erklären kann, wie diese Verbindung aussieht oder wie sie zu Stande kommt. Zu Untermauerung seiner Aussage bringt er eine persönliche Komponente mit ein, indem er feststellt, dass es ihm ganz genauso gehen würde, wenn er „*zum Beispiel im Ausland*“ leben würde. Gleichzeitig betont er, dass er selbst aber in Deutschland geboren sei und hier seine Wurzeln habe, womit er indirekt seine eigene Herkunft zu der von Juden abgrenzt. Diese Dichotomie wird anschließend erneut betont und verstärkt, indem der Interviewteilnehmer das ‚Wurzelmotiv‘ auch auf Juden in Deutschland anwendet und vermutet, dass diese besonders stark „*an ihren eigenen Wurzeln*“ festhalten.

In (93) wird über das Wort „*zurückgehen*“ impliziert, dass jüdische Deutsche eigentlich nicht aus Deutschland stammen.

(93) B: „*(...) Und ich fände es gut, wenn da halt auch jüdische Kinder das sehen würden. Weil, ich sag jetzt mal so, das ist ja mehr oder weniger die Zukunft. Auch viele wollen auch zurückgehen zum Beispiel.*“

I: „*Was meinst Du mit zurückgehen?*“

B: „*Also nach Israel. (Interview 20, Absatz 79)*

338 Interview 30, Absatz 73.

339 Interview 24, Absatz 93.

340 Interview 26, Absatz 73.

341 Interview 25, Absatz 75.

Zahlreiche Interviewteilnehmer ziehen es gar nicht in Erwägung, dass Juden in Deutschland Deutsche sind und nicht zwangswise Verbindungen nach Israel haben müssen. Im auftretenden Weltbild bzw. ihrem Weltwissen ist es praktisch gesetzt, dass Juden eigentlich woanders herkämen und keine Deutschen sind, womit sie zum Teil explizit, zum Teil implizit, die Stereotype JUDEN ALS FREMDE bzw. JUDEN ALS ISRAELIS bedienen. Zu betonen ist, dass die Befragten dies zum Großteil unbewusst und unbedarf tun, was besonders anhand der Offenheit, wie sie ihre Aussagen formulieren oder diese auch auf Nachfrage bestätigen, deutlich wird. Selbst bei Aussagen wie (94), in denen durchaus Reflexionsvermögen und ein Bewusstsein dafür, dass jüdische Deutsche Deutsche sind, anklingt, wird durch die Nutzung von Worten wie „eigentlich“, „jetzt“ oder „neues Leben“ eingeschränkt oder impliziert, dass dies noch nicht solange der Fall sei.

(94) B: „(...) Die Juden hier in Deutschland sind eigentlich auch Deutsche und die leben jetzt hier und was jetzt da passiert, finden sie wahrscheinlich auch schlimm wie wir alle, aber sie leben jetzt hier und wenn sie da keine Familie oder keinen Anknüpfungspunkt mehr haben, dann ist denen das jetzt nicht egal. Aber ich glaube, mit denen macht es dann nicht mehr so viel könnte ich mir vorstellen, genau, weil sie ja einfach hier jetzt ein neues Leben haben oder generell hier ein Leben haben.“ (**Interview 27, Absatz 61**)

Neben dem Stereotyp JUDEN ALS ISRAELIS wird im Korpus auch mehrfach die Variante JUDEN ALS FREMDE codiert, wenn bspw. ein Interviewteilnehmer explizit äußert, dass er Juden als fremd und nicht dazugehörig empfindet:

(95) I: „Würdest du denn sagen, dass das Judentum zu Deutschland gehört? (...)“

B: „Nein. Nicht mehr. Vielleicht früher, ja. Also vor 80 Jahren ja, aber jetzt sind die alle weg. Nicht weg, aber weniger. Ja genau.“

I: „Du meinst also durch den Holocaust dann, also durch die?“

B: „Ja (unv.). Ich mache mal ein Beispiel. Die türkische Community ist sehr viel hier und die haben diesen Döner eingeführt. Gibt es ja überall, jeden Tag. Da hat man so eine Bindung. Aha, Döner, ist ja original eigentlich aus der Türkei, ist ja kein urdeutsches Essen. Deswegen jetzt habe ich nicht mit denen so viel am Hut“ (**Interview 5, Absatz 62**)

Neben der expliziten Verneinung der Frage, ob das Judentum zu Deutschland gehöre, ist in (95) auch die Verwendung des relativierenden Ausdrückes „jetzt sind die alle weg“ auffällig. Der Holocaust als Ursache für das weniger stark ausgeprägte jüdische Leben in Deutschland wird zunächst nicht benannt, sondern erst auf Nachfrage bestätigt. Mit dem anschließenden Vergleich zur türkischstämmigen Bevölkerung in Deutschland lässt der Befragte außer Acht, dass Juden in Deutschland nicht zwangsläufig einen Migrationshintergrund haben müssen, und grenzt diese damit aus. Gleichzeitig wird Juden durch den Vergleich mit der angeblichen „Einführung des Döners“ durch die türkischstämmige Bevölkerung indirekt vorgeworfen, nicht genug für die eigene Einbindung in die Gesellschaft zu tun bzw. selbst dazu beizutragen, nicht dazugehören. Die Perzeption, dass die jüdische Bevölkerung selbst schuld sei, nicht richtig dazugehören, kann auch unterschwellig in Aussagen wie (96) mitschwingen:

(96) B: „Und ich habe auch eher das Gefühl, dadurch, dass es halt diese Diskriminierung und Ausgrenzung gibt, deswegen habe ich auch nicht viele jüdische Freunde in meinem Kreis, die halten sehr stark zueinander, beieinander. Weil da fühlt man sich verstanden, das ist wie ein eigener Freundeskreis und da braucht man sich irgendwie nicht rechtfertigen für das, was man macht, für das, was man ist. Und, ja, also, ich würde sagen es ist eine sehr starke, gut zusammenhaltende Gemeinschaft, die in sich harmonisch zusammenlebt.“ (**Interview 15, Absatz 85**)

In (96) werden Diskriminierung und Ausgrenzung als Ursachen für einen besonderen Zusammenhalt innerhalb der jüdischen Gemeinde anerkannt. Gleichzeitig wird unterschwellig durch Formulierungen wie „die halten sehr stark zueinander, da fühlt man sich verstanden“, oder „ein eigener Freundeskreis“ suggeriert, dass sich Juden ganz bewusst abkapseln würden. Interessant ist in diesem Zusammenhang auch die Formulierung „die in sich harmonisch zusammenlebt“, was impliziert, dass ein harmonisches Zusammenleben von Juden mit anderen Gruppen nicht möglich bzw. problematisch sei.

Die Perzeption von Juden als fremd und nicht dazugehörig wird von den Studierenden ebenfalls über Vergleiche und unzulässige Gleichstellungen wie in (97) oder (98) verbalisiert.

(97) B: „Ja, also ich weiß, dass es recht viele ausländische Menschen gibt, die sich hier niedergelassen haben, also gerade damals noch in Berlin ganz viele Italiener und ganz viele Russen und so getroffen, da lassen dich sich

ja auch sehr häufig nieder. Aber so Juden habe ich jetzt generell noch nicht wirklich viele getroffen (...).“ (Interview 28, Absatz 45)

(98) B: „*So nach dem Motto, also wenn es halt zum Thema Religionsurteile oder so geht, das wäre etwas, das Moslems und so nicht erfahren. Weil die sind quasi einfach jetzt die Fremden, die neuen Fremden so nach dem Motto. Die neue fremde Kultur. Das ist halt bei dem Judentum, eigentlich war es halt immer hier. Aber die sind auch erstens nicht so präsent irgendwie, also die sind halt einfach da. Man wusste, da war mal irgendwas, war nicht so cool. Es ist jetzt halt einfach nicht so in den Medien.*“ (Interview 4, Absatz 98)

In (97) werden Juden mit anderen „ausländischen Menschen“ verglichen, während in (98) indirekt über die Bezeichnung von Muslimen als „die neuen Fremden“ Juden indirekt als alte bzw. die eigentlichen Fremden bezeichnet werden. In beiden Stellen wird damit die Stereotyp-Variante JUDEN ALS NICHTDEUTSCHE kommuniziert, eine Konzeptualisierung, welche im Textkorpus häufig vorkommt, was sich mit den Ergebnissen vorheriger Textkorpusanalysen deckt (Reinharz/Schwarz-Friesel 2013: 116). In Belegstelle (98) ist zudem erneut die Verwendung des Modalpartikels „eigentlich“ mit seiner abschwächenden Wirkung auffällig (s. o.). Mit der Aussage „*man wusste, da war mal irgendwas, war nicht so cool*“ wird ähnlich wie zuvor in Belegstelle (95) („*aber jetzt sind die alle weg*“) eine Zurückhaltung und Hemmschwelle deutlich, den Holocaust als Menschheitsverbrechen explizit zu benennen. Die Verwendung des Indefinitums „*irgendwas*“ als Bezeichnung für den Holocaust wie auch die (ironische) Beschreibung „*war nicht so cool*“ sind verharmlosend; die Text- bzw. Argumentationsstrategie der Vermeidung wird deutlich. In diesem Zusammenhang ist das von Schwarz-Friesel und Reinharz beschriebene Phänomen der nicht stattfindenden meta-kognitiven Besinnung zu betonen. In Belegstellen wie (95), (96) oder (98) werden durch verschiedene Formulierungen Hinweise auf ein „von der Post-Holocaust-Phase“ (Reinharz/Schwarz-Friesel 2013: 123) geprägtes Bewusstsein spürbar. Dieses führt aber nicht dazu, dass die Verbalisierung antisemitischer Stereotype verhindert oder zurückgenommen wird. In diesem Zusammenhang ist auch in (98) der direkte Einschub des Befragten zu betonen, demzufolge das Judentum eigentlich schon immer da war. Diese Erkenntnis hindert den Interviewteilnehmer jedoch nicht daran, an seiner Aussage festzuhalten bzw. diese nicht zu widerrufen oder zumindest einzuschränken. Dieses Phänomen taucht in zahlreichen Interviews auf.

An den hier angeführten Belegstellen wird ein Vorteil der methodischen Herangehensweise durch die Interviewführung deutlich. Die Befragten sind gezwungen, spontan zu reagieren und Aussagen zu tätigen, ohne diese länger abzuwägen. Im weiteren Gesprächsverlauf bzw. noch während der Verbalisierung der Aussage finden dann weitere Gedankenprozesse statt, welche zum Teil die Aussagekraft der vorherigen Aussage einschränken oder dieser sogar widersprechen. In den Interviews werden diese eigentlich einschränkenden Gedankenprozesse häufig auch von den Befragten verbalisiert (wie in (98), der Einwurf, dass das Judentum eigentlich schon immer da war), die ursprüngliche Aussage wird aber nicht zurückgezogen oder eingeschränkt. Ähnlich ist es mit der Aussage vieler Interviewteilnehmer wie in (96) oder (97), dass sie selbst praktisch keinen Kontakt zu Juden oder zum Judentum hätten bzw. (sehr) wenig darüber wüssten. Diese ehrliche, selbstkritische Aussage hält die Befragten meist nicht davon ab, Meinungen und geglaubtes Wissen zu äußern und für gegeben zu erachten bzw. vorherige Aussagen zu bestätigen, statt sie zurückzunehmen. An den geäußerten negativen bzw. ausgrenzenden Konzeptualisierungen wird festgehalten.

Das Stereotyp JUDEN ALS FREMDE bzw. JUDEN ALS ISRAELIS ist die im Korpus am häufigsten codierte Stereotyp-Variante. Sie wurde in verschiedenen Varianten insgesamt 28-mal in 17 der 30 Interviews codiert und damit in über der Hälfte der Interviewgespräche. Insgesamt lassen sich mit Blick auf das Konzept der Aus- und Abgrenzung und der Konzeptualisierung von JUDEN ALS FREMDE nahezu alle aus der Forschung bekannten Charakteristika nachweisen. So lässt sich zunächst der Befund, dass die aktuell ausgeprägteste Variante des Stereotyps JUDEN ALS FREMDE unter gebildeten Menschen JUDEN ALS ISRAELIS ist (vgl. Reinharz/Schwarz-Friesel 2013: 116 ff.), für den Untersuchungsgegenstand der Gruppe der Studierenden in Deutschland eindeutig bestätigen. Insgesamt 14 Interviewteilnehmer und damit knapp die Hälfte verbalisieren diese Konzeptualisierung in dieser modernen Formvariante. Die Befragten sind sich dabei der Brisanz und ihrer Fehl wahrnehmung nicht bewusst. Auffallend ist hier besonders, dass auch auf Nachfrage an der Konzeptualisierung JUDEN ALS FREMDE bzw. JUDEN ALS ISRAELIS festgehalten und von den Befragten selbst deutlich verbalisierte Widersprüchlichkeiten nicht eigens korrigiert werden. Zahlreiche weitere Paradoxa, wie die Widersprüche in der Selbsteinschätzung zum eigenen Wissensstand und zu den gefätigten Aussagen, sind für den Textkorpus charakteristisch. Außerdem decken sich die häufige Verwendung der Konzeptualisierung von JUDEN ALS NICHT-

DEUTSCHE und unzulässiger Gleichsetzungen im Rahmen indirekter Sprechakte (JUDEN ALS AUSLÄNDER) sowie die synonymhafte Verwendung von JUDEN ALS ISRAELIS mit bisherigen Forschungsergebnissen.

5.3.7 Harmoniebedingte Passivität: Haltung der Studierenden zu einem Boykott Israels

In Kapitel 3.5 wurde bereits die Virulenz der BDS-Kampagne an Universitäten, national wie international, beschrieben. Diese ist in Deutschland an mehreren Universitäten aktiv und hat im Rahmen verschiedener antisemitischer Aktionen immer wieder für Aufsehen gesorgt. Die Bewegung und ihr Einfluss können damit als prägend und besonders einflussreich, gerade in gebildeten Schichten, angesehen werden. Für die vorliegende Arbeit sollte daher erfasst werden, inwiefern sich hier Meinungen oder Positionen im Korpus der befragten Studierenden widerspiegeln. Hier sollte erstens erfasst werden, ob die Boykottbewegung den Interviewteilnehmern bekannt ist, und zweitens, wie die jeweilige Haltung diesbezüglich ist. Keiner der befragten Studierenden spricht das Thema dabei von sich aus an, sodass in jedem Gespräch eine Frage dazu gestellt wird.³⁴² Hierbei ist zunächst festzustellen, dass von den interviewten 30 Personen lediglich eine Interviewteilnehmerin genaueres mit der Bewegung anfangen konnte und auch von der Problematik um BDS gehört hat. Davon abgesehen decken sich die Aussagen der Interviewteilnehmer mit dem Eindruck aus Kapitel 5.3.1, demnach, was Thematiken rund um Israel und den Nahostkonflikt angeht, wenig Wissen vorhanden ist. So äußert der größte Teil der Befragten, er habe „davon nichts mitbekommen“³⁴³, man wisse nichts darüber oder habe „noch nie davon gehört“³⁴⁴. Bei einigen Interviewteilnehmern bedarf es hier auch einer Konkretisierung, was mit einem Boykott gemeint sei.

Bei den weiteren Ausführungen der Interviewteilnehmer ist jedoch auffällig, dass zwar viele zugeben, schlecht informiert zu sein oder keinen allzu großen Wissensstand diesbezüglich aufzuweisen, aber keine Ableh-

³⁴² Dies war insofern überraschend, als dass im Vorfeld angenommen wurde, dass gerade weil dem Hauptfrageblock zu Israel die Hauptfrageblöcke zu Judentum und NS-Geschichte vorausgingen, hier ggf. die Boykottbewegung angesprochen werden würde.

³⁴³ Interview 7, Absatz 124.

³⁴⁴ Interview 10, Absatz 148.

nung äußern. Im Korpus wird in diesem Zusammenhang auffällig oft auf die „komplexe Situation“³⁴⁵ und die Tatsache, dass es ein „schwieriger Konflikt“³⁴⁶ sei, hingewiesen. Basierend darauf beziehen sich einige auf ihre neutrale Haltung und dass sie keine Partei ergreifen möchten. Sie betonen dabei, dass ein Boykott jedem freigestellt sei, bspw. wenn dies Leuten „ein gutes Gefühl“³⁴⁷ gebe. Eine andere Interviewteilnehmerin drückt hier ihre Gleichgültigkeit und passive Haltung aus, indem sie feststellt: „ich bin halt wirklich immer so jemand (...). Das Motto leben und leben lassen“³⁴⁸.

Es wurde mehrfach rhetorisch gefragt, was der Mehrwert davon sei oder welche Waren das überhaupt wären, die boykottiert werden. Im Kontext dieser Aussagen wird bei einigen Befragten deutlich, dass sie einem Boykott nur deswegen eher ablehnend gegenüberstehen, weil dies aus ihrer Sicht ineffektiv sei bzw. die Erfolgsaussichten als gering einzuschätzen sind und dies „im Endeffekt“ auch nicht viel bringen würde. So antwortet ein Interviewteilnehmer auf die Frage, ob Israel boykottiert werden sollte, mit: „Ja, nein, vielleicht. Also wenn man sich das vorher gut überlegt und Wahrscheinlichkeiten ausrechnet oder was weiß ich (lacht). Ob das wirklich Erfolg haben könnte so, dann vielleicht ja“³⁴⁹. Viele Interviewteilnehmer äußern sich diesbezüglich zwar vordergründig ablehnend, allerdings nur vor dem Hintergrund der mangelnden Erfolgsaussichten der Methode. Das Vorgehen an sich lehnen sie nicht ab. Die Äußerungen von Interviewteilnehmerin 18 verdeutlichen dies. Sie argumentiert, indem sie auf die Klimaproteste verweist, die auch nur etwas bewirken würden, sofern „ganz viele mitmachen“:

(99) B: „Ich finde das immer schwierig, weil ich denke mir, also vielleicht wenn ganz viele das mitmachen, dann wird es vielleicht irgendwann was bewirken, aber ... sieht man ja dieser riesige Klimastreik und was auch immer offensichtlich fast gar keinen Einfluss gehabt. So, also so nehme ich das jedenfalls wahr. Dass das jetzt irgendwie ein bisschen ins Leere verlaufen ist so. Und deswegen weiß ich nicht, ob wenn so eine kleine Gruppe sagt, wir boykottieren das jetzt und wir wollen das nicht mehr. Und der ganze Rest der Welt macht es aber trotzdem weiter, ob das dann was bringt, oder ob das dann genau der falsche Ansatz ist zu sagen, bringt

345 Interview 16, Absatz 140.

346 Interview 23, Absatz 123.

347 Interview 13, Absatz 58.

348 Interview 1, Absatz 122.

349 Interview 6, Absatz 196.

halt eh nichts, und dann nichts zu tun. Vielleicht einfach mal mitmachen.“
(Interview 18, Absatz 166)

In (99) ist zunächst besonders auf die Entwicklung in den Äußerungen der Interviewteilnehmerin hinzuweisen. Sie äußert zunächst ihre Skepsis gegenüber einem Boykott („*Ich finde das immer schwierig*“). Anschließend kommt sie über den getätigten Vergleich zu den Klimaprotesten, welche nichts bringen würden, sofern nur so wenige mitmachen, auf den Gedanken, dass dies vielleicht „*der falsche Ansatz*“ sei. Sie kommt dann zu dem Schluss, dass man „*vielleicht einfach mal mitmachen*“ sollte. Die Befragte wechselt ihre Meinung binnen weniger Sätze und Gedankengänge von einer eher ablehnenden Haltung zu einer eher befürwortenden.

Durch den in (99) durchgeführten Vergleich mit den Klimaprotesten zeigt Interviewteilnehmerin 18 zudem, dass für sie der Boykott Israels ähnlich einzustufen ist, womit sie diesen legitimiert. Dass es sich bei ersterem um einen Protest gegen eine globale, von der gesamten Weltgemeinschaft ausgelöste Gefahr handelt und bei zweiterem um den kollektiven Protest gegen ein einzelnes Land aufgrund eines Konfliktes, wird von ihr nicht berücksichtigt. Eine hier notwendige Unterscheidung oder Differenzierung wird von ihr nicht gesehen. Vielmehr wird hervorgehoben, dass für den Erfolg eines Boykotts nicht „*so eine kleine Gruppe*“ reiche, wenn „*der ganze Rest der Welt*“ nicht mitmache, womit indirekt angedeutet wird, dass dies zu begrüßen wäre.

An zahlreichen Stellen im Korpus wird wie hier in (99) die für viele Interviewteilnehmer im Kontext der Boykotthaltung zuvor beschriebene passive und unreflektierte Haltung deutlich. Diese speist sich aus einem Harmoniebedürfnis, „*beide Seiten zu verstehen*“³⁵⁰ und besser keine Partei zu ergreifen. Der Großteil der Befragten zieht es klar vor, unter Verweis auf die Komplexität, Dauer und Verworrenheit des Konfliktes keine Partei zu ergreifen. Man möchte sich nicht aktiv beteiligen, spricht sich allerdings auch nicht dagegen aus oder äußert eine klare Ablehnung, wie in (100) verdeutlicht wird:

(100) B: „*Ich finde es, glaube ich, sehr schwierig. Ich habe glaube ich gar keine eigene Meinung dazu, weil es halt einfach so komplexe Zusammenhänge bei diesen Geschichten gibt. Deswegen finde ich es schwierig, da so eine Meinung zu bilden. Und sagen wir so, ich würde nicht selber*

350 Interview 13, Absatz 46.

Flyer verteilen mit „boykottiert Israel“, aber ich kann auch nachvollziehen, warum Menschen die Motivation haben, das zu machen.“

I: „Zum Beispiel warum? Oder was würdest du sagen, ist die Motivation daran?“

B: „Weil es ein sehr, sehr langer Konflikt ist, an dem sehr, sehr viel Menschen leiden. Und ja auch in Deutschland gibt es ja auch eine große muslimische Gruppe so, und genau, ein bisschen der Wunsch da ist, dass Deutschland da hilft, wo Deutschland irgendwie Halt geben sollte. Aber das ist halt irgendwie sehr schwierig, sehr komplexe Zusammenhänge.“
(Interview 16, Absatz 140)

In (100) wird klar betont, dass keine aktive Beteiligung an einem Boykott gewünscht ist („ich würde nicht selber Flyer verteilen“), gleichzeitig wird aber auch ein klares Verständnis für einen Boykott geäußert. So kann die Befragte es verstehen, wenn Muslime in Deutschland einen Boykott befürworten und fordern, „dass Deutschland da hilft“. Dem Verständnis der Interviewteilnehmerin nach betrifft der Nahostkonflikt also „alle Muslime“. Der Konflikt wird somit auf eine „religiöse Komponente“ reduziert und zum Konflikt zwischen „Muslimen“ auf der einen und „Juden“ auf der anderen Seite gemacht. Dass der Faktor Religion im Nahostkonflikt zwar eine bedeutende, aber keineswegs die einzige bzw. wichtigste Komponente ist (hierfür in der Öffentlichkeit jedoch kein Bewusstsein herrscht), wird in der Forschung vielfach behandelt³⁵¹ und spiegelt sich dabei in (100) anschaulich wider. Dass in Israel auch Millionen Muslime leben, wird in (100) genauso ausgeblendet bzw. scheint der Interviewteilnehmerin nicht bekannt zu sein. Die von der Interviewteilnehmerin verbalisierte Ablehnung des Boykotts unter gleichzeitiger Aufbringung von Verständnis dafür verdeutlicht in Kombination mit dem mehrfachen Verweis auf die „komplexen Zusammenhänge“, dass sich die Befragte nicht festlegen möchte. Bei der hier thematisierten Boykothaltung zu Israel in (100) oder auch zuvor (99) wird zudem kein Bewusstsein dafür deutlich, dass (gerade aus deutscher Perspektive) eine besondere, notwendige Verantwortung Deutschlands bzw. Verpflichtung gegenüber Israel bestünde. Überlegungen, die hier zu einer

351 Verschiedene Autoren betonen, dass Religion oftmals als Grund oder Erklärung herangezogen wird, aber eher eine untergeordnete Rolle spielt bzw. eher deutlich überbewertet wird. Andere Aspekte wie Territorium, Ressourcen, palästinensische Autonomie und Staatlichkeit oder die Statusfrage Jerusalems spielen eine weitaus größere Rolle. Siehe ausführlich Johannsen 2011.

Positionierung führen würden, werden von den Interviewteilnehmern zu Gunsten eines harmonisch-toleranten Selbstbildes systematisch ausgeblendet (siehe hierzu auch später Kap. 6.2 und 7).

Aufschlussreich sind darüber hinaus die Haltungen der Befragten, die einen Boykott eigentlich ablehnen. In einigen dieser Aussagen wird dabei implizit eine kritische Haltung vermittelt. So antwortet ein Interviewteilnehmer, solche Aktionen würden „*die Falschen*“ treffen und dass er kein Freund von „*einfachen Lösungen*“ sei. Impliziert wird damit, dass es „*die Richtigen*“ gibt, die man boykottieren müsste, auch wenn dabei offenbleibt, wer die „*Richtigen*“ seien. Genauso bleibt offen, wie eine „*nicht einfache*“ Lösung aussähe, was wiederum impliziert, dass es mit Israel ein Problem gebe, das gelöst werden müsse.³⁵² Ähnlich ist es bei einer weiteren Interviewteilnehmerin, die sagt: „*ein Einzelmensch kann ja nichts für die Politik eines ganzen Landes*“³⁵³; auch dies impliziert, dass die Politik Israels aus Sicht der Befragten einen Boykott rechtfertigen würde, wobei sie nur mit der Methode nicht einverstanden ist. Wieder eine andere Interviewteilnehmerin antwortet zunächst auf die Frage, ob sie sich einen Boykott Israels vorstellen könnte, mit „*eher nicht*“ und fügt dann an, dass es hier „*andere Lösungen*“ geben müsse. Dies lässt ebenfalls zunächst offen, was für „*andere Lösungen*“ gemeint sein könnten, und impliziert genauso, dass es ein Problem gebe, das gelöst werden müsse. Diese Interviewteilnehmerin fügt anschließend das Argument hinzu, dass Deutschland „*gute Leute brauche*“ und sich einen Boykott aus wirtschaftlichen Gründen daher nicht leisten könne.³⁵⁴ Das Argument impliziert, ein Boykott sei nur deswegen keine Option, da dies unrentabel sei und sich so selbst geschadet werde. Offen bleibt, ob ein Boykott aus Sicht der Interviewteilnehmerin gerechtfertigt wäre, falls keine Angewiesenheit auf bspw. Wissenschaftler aus Israel bestehen würde.

Schließlich finden sich im Korpus auch drei Interviewteilnehmer, die einen Boykott deutlich ablehnen, ohne Formen impliziten Verständnisses zu verbalisieren. So antwortet ein Interviewteilnehmer auf die Frage, was er von einem Boykott halte, schlicht mit „*Das ist natürlich auch Schwachsinn*“³⁵⁵. Ein anderer äußert seine Ablehnung und verweist dabei auf arabische Kulturveranstaltungen, bei denen dies auch abgelehnt werde.³⁵⁶ Eine

352 Interview 14, Absatz 35.

353 Interview 13, Absatz 58.

354 Interview 27, Absatz 53.

355 Interview 24, Absatz 97.

356 Interview 12, Absatz 47.

einige Interviewteilnehmerin führt ihre Ablehnung („Also das finde ich ganz ganz schrecklich“) ausführlich aus. So hält sie fest, dass sie einen Boykott Israels als „sehr antisemitisch“ ansehe; dabei verurteilt sie auch antisemitische Aktionen von Prominenten wie Roger Waters, die einen Boykott unterstützen. Als einzige Befragte aus dem Korpus reflektiert sie die besondere Rolle und Verantwortung Deutschlands, indem sie zum Ende ihrer Aussage festhält: „Es hat halt gerade in Deutschland so einen bitteren Beigeschmack von ‚kauft nicht bei Juden‘. Das hatten wir ja schon mal“³⁵⁷.

Insgesamt ist mit Blick auf die Boykottaltung der Befragten festzuhalten, dass nur einige wenige sich positiv zu einem Boykott äußern. Der überwiegende Teil äußert sich eher ablehnend, allerdings wird bei der Analyse deutlich, dass ein Großteil dies nicht aus Überzeugung, Reflexion oder reiflicher Überlegung tut, sondern vielmehr aus sonstigen Gründen, etwa weil sie generell in Boykotten keinen Sinn sehen. Zudem finden sich in zahlreichen ablehnenden Belegstellen bei genauerer Analyse Äußerungen, welche implizit eine Zustimmung signalisieren. Es wird deutlich, dass sich der Großteil noch nicht tiefgehend mit dem Thema beschäftigt hat bzw. damit in Berührung kam. So wusste auch niemand etwas über Boykottbestrebungen an der eigenen Universität zu berichten (siehe hierzu Kap. 5.4) und selbst BDS war (mit Ausnahme einer Interviewteilnehmerin) nicht bekannt. Auf Basis der Antworten lässt sich zudem ein klarer Mangel an Reflexionsfähigkeit ableiten. In den Gesprächen wurde zuvor in den anderen Hauptfrageblöcken ausführlich über Fragen und Themen zu deutscher Geschichte und Verantwortung gesprochen. Dennoch sieht sich der große Teil der Interviewteilnehmer hier unbeteiligt und antwortet oberflächlich, nahezu ohne jeglichen Einbezug der zuvor diskutierten Themen. Dies kann als Hinweis auf eine frappierende Distanzierung der Befragten zu der NS-Zeit und auf eine mangelnde Identifikation mit Aspekten der Erinnerungskultur gesehen werden, was sich mit zentralen Ergebnissen aus Kapitel 5.2 deckt.

5.3.8 NS-Vergleiche in Bezug auf Israel

Die Funktion und Verwendung von NS-Vergleichen sind in der Forschung gut erforscht (siehe Giesel 2019). So stellen NS-Vergleiche stets eine Relativierung des Holocaust dar, einhergehend mit einer Verhöhnung der Opfer

357 Interview 3, Absatz 120.

(Schwarz-Friesel 2007: 195 ff., Reinhartz/Schwarz-Friesel 2013: 42). Durch einen NS-Vergleich wird dabei die Singularität des Holocaust in Frage gestellt und der NS-Zeit „der Status des Singulären, des Präzedenzlosen genommen“ (Reinhartz/Schwarz-Friesel 2013: 347). Mit Bezug auf Israel stellen NS-Vergleiche eine zusätzliche extreme Form der Dekontextualisierung dar und sind hier ein häufiges Mittel zur Dämonisierung (vgl. Reinhartz/Schwarz-Friesel 2013: 219, 231 ff.). Neben der Relativierung des Holocaust hat der NS-Vergleich die Funktion der Schuld- und Erinnerungsabwehr. Juden werden im Sinne einer Täter-Opfer-Umkehr von den Opfern des Holocaust als Täter diffamiert und stigmatisiert (vgl. Bernstein 2020b).

Forschende konstatieren mit Blick auf NS-Vergleiche seit Jahren eine starke Zunahme und inflationäre Nutzung im öffentlichen Kommunikationsraum (vgl. Reinhartz/Schwarz-Friesel 2013: 186, 174; Eitz/Stötzel 2009). In der Forschung wurde gezeigt, dass diese gerade auch von Akademikern verwendet werden. Die Brisanz und Unangemessenheit solcher Vergleiche sind diesen entweder nicht bewusst oder werden vorsätzlich gebilligt (vgl. ebd.: 185). Schwarz-Friesel und Reinhartz heben das persuasive Potential von NS-Vergleichen hervor und betonen, dass sich das Vorkommen dieser keineswegs auf Neonazis oder Rechtsextremisten beschränkt, sondern „generell ein charakteristisches Merkmal antisemitischer Texte“ (Reinhartz/Schwarz-Friesel 2013: 182) ist. Beide warnten in diesem Zusammenhang bereits 2013 davor, dass NS-Vergleiche zu Bedeutungsveränderungen bzw. -erweiterungen führen und sich so die „Erinnerung an und das Bewusstsein für die unikalen Dimensionen dieses Zivilisationsbruchs auflösen“ (Reinhartz/Schwarz-Friesel 2013: 42, 186). Dies gilt besonders für die Verwendung von NS-Vergleichen mit Bezug auf Israel, wo durch den inflationären Gebrauch deren „Unverhältnismäßigkeit nicht mehr registriert“ (ebd.) wird und eine „Habitualisierung“ (ebd.) einsetzt.

Diese Befürchtung hat sich in den vergangenen Jahren mehrfach bestätigt: Die Verwendung von NS-Vergleichen hat im öffentlichen Kommunikationsraum weiter zugenommen und ist zusehends enttabuisiert worden, wie z. B. vielfach bei den Demonstrationen gegen die Coronamaßnahmen deutlich wurde (vgl. Salzborn 2021b, Sosada 2020, Sosada 2022). Im akademischen Milieu ist in diesem Zusammenhang auf die Entwicklungen der letzten Jahre zu verweisen, in denen Forschende (insbesondere aus dem Bereich der Postkolonialismusstudien) versuchen, Holocaust und Kolonialismus aus denselben globalen Entwicklungszusammenhängen zu erklären und dabei in Interviews, Sammelbänden und auf Konferenzen die Singularität des Holocaust offen in Frage stellen (siehe Kap. 3.6).

Für die in dieser Forschungsarbeit untersuchte Gruppe der Studierenden sollen daher deren Haltung und Einstellungen zu NS-Vergleichen untersucht werden, um gleichzeitig überprüfen zu können, inwiefern sich diese Entwicklungen im studentischen Milieu widerspiegeln. Lehnen Studierende NS-Vergleiche vehement ab und sind sich ihrer persuasiven Wirkung bewusst? Oder wird der Holocaust als gängiges Vergleichssubjekt akzeptiert bzw. werden von den Studierenden sogar selbst NS-Vergleiche verbalisiert? Um die Haltung der Studierenden hier zu erfassen, wird im Kontext des Israel-Frageblocks ein NS-Vergleich verbalisiert³⁵⁸ und die Interviewpartner werden hierzu um eine Einschätzung gebeten, was sie von diesem Vergleich halten und ob sie diesen so oder ähnlich schonmal gehört haben. Die Aussage bzw. Frage wird in der Regel bewusst zum Ende des Gesprächs getätigt, um aufgrund der Brisanz der Frage einen möglichen Einfluss auf das weitere Interviewgespräch möglichst ausschließen zu können.³⁵⁹ In einigen wenigen Gesprächen wird die Aussage früher getätigt, wenn ein Interviewteilnehmer bspw. von sich aus über den Nahostkonflikt und das aus seiner Sicht rücksichtslose Vorgehen der Israelis zu sprechen kommt.

Insgesamt ergibt sich im Korpus ein Bild, demnach ein gutes Drittel der Interviewteilnehmer³⁶⁰ (neun Personen) den verbalisierten NS-Vergleich eindeutig ablehnt. Insgesamt sieben Personen äußern komplett oder in Teilen ihre Zustimmung. Die übrigen 13 Interviewteilnehmer entziehen sich einer eindeutigen Positionierung oder lehnen wenn, dann nur in Teilen ab bzw. geben an, hierüber nichts zu wissen.

358 Es wird hier das aus der quantitativen Antisemitismusforschung bekannte Frage-Item „Das, was die Israelis mit den Palästinensern machen, ist im Endeffekt auch nicht anders als das, was die Nazis damals mit den Juden gemacht haben“ genutzt und in den Gesprächsverlauf eingebettet. Das aus der Forschung bekannte und gerade bei gebildeten Menschen verbreitete Argument stellt zum einen die Singularität des Holocaust in Frage und schmälert gleichzeitig dessen „zivilisationsbrechende Dimension sowie das Ausmaß seiner Unmenschlichkeit“ (Reinharz/Schwarz-Friesel 2013: 386).

359 Die Frage bzw. Aussage wird dabei möglichst neutral verbalisiert und mit Worten wie bspw. „was man manchmal so hört“ eingeleitet, um einen möglichen Interviewereffekt zu reduzieren und eine möglichst ehrliche, unverfälschte Reaktion der Befragten zu erhalten.

360 Bei einem Interviewteilnehmer wird die Frage bzw. Aussage nicht verbalisiert, sodass insgesamt 29 Reaktionen analysiert werden können.

5.3.8.1 Ablehnung von NS-Vergleichen

Die Ablehnung zum NS-Vergleich wird dabei von dem besagten Drittelpartei-Befragten eindeutig und explizit formuliert. So wird festgestellt, dass dies ein „unsäglicher“³⁶¹, „unverhältnismäßiger“³⁶², „geschmackloser“³⁶³ Vergleich sei. Einige zeigen hier auch vertieftes Verständnis über die zuvor geschilderte Funktion von NS-Vergleichen. So begründet Interviewteilnehmer 12 seine Ablehnung mit: „Ja, das ist ein unsäglicher Vergleich. Einmal, weil es nicht stimmt und zum anderen, weil dadurch natürlich das Nazisystem verharmlost wird, gell? Es gibt kein System, was so schrecklich war wie das Nazisystem, ja“³⁶⁴. Eine andere Interviewteilnehmerin kritisiert die stattfindende Täter-Opfer-Umkehr bei NS-Vergleichen mit Israel: „Das ist schon eigentlich pervers, dann die Opfer zu den Tätern plötzlich zu machen. Zumal es mir jetzt nicht bekannt wäre, dass Israel irgendwo Konzentrationslager hätte“³⁶⁵. An einigen Belegstellen wird dabei auch deutlich, dass keine vertiefte Sachkenntnis oder Detailwissen nötig ist, um einen NS-Vergleich abzulehnen. So leitet eine Befragte, bei der im Gesprächsverlauf ein eher gering ausgeprägtes Wissen zur NS-Zeit wie auch zu Israel deutlich wurde, ihre Ablehnung daraus ab, dass ihrem Grundwissen nach beim Holocaust ja vom „schlimmsten Ereignis der Menschheitsgeschichte“ gesprochen werde und es in Israel schließlich keine „industriellen Massenmord“ gebe.³⁶⁶ Bei den ablehnenden Aussagen einiger Interviewteilnehmer³⁶⁷ wird aber auch deutlich, dass diese in ihrem Umfeld solche Vergleiche vernommen haben bzw. sich damit auseinandersetzen mussten. So stellt eine Interviewteilnehmerin bspw. fest: „Ja, das habe ich schon irgendwie gehört. Das finde ich sehr

361 Interview 12, Absatz 93.

362 Interview 9, Absatz 204.

363 Interview 3, Absatz 124.

364 Interview 12, Absatz 93.

365 Interview 3, Absatz 124.

366 Interview 25, Absatz 81.

367 Hier ist auf die im Korpus eindeutige Korrelation bzgl. einiger Ausprägungen hinzuweisen. So lehnen dies jene Interviewteilnehmer ab, die sich auch bei anderen Themenbereichen vergleichsweise kenntnisreich und reflektiert gezeigt haben (besonders Interviewteilnehmer 3, 7, 12, 14 und 24). Zu betonen sind allerdings auch Ausnahmen wie Interviewteilnehmer 9. Dieser verbalisiert im Interviewverlauf zahlreiche antisemitische Stereotype (vgl. Belegstellen (25), (67) und (81)), lehnt einen NS-Vergleich aber in Interview 9, Absatz 204 explizit als „vermessen“ und „taktlos“ ab.

antisemitisch³⁶⁸; ein anderer Interviewteilnehmer beschreibt seine Wahrnehmung detaillierter:

(101) B: „Ja, ist ekelhaft und geschmackslos und man verbietet sich eigentlich.“

I: „Mal gehört irgendwo?“

B: „Häufig, ja. (I: „Zum Beispiel, also.“) Ja, hauptsächlich Instagram, Kommentare, Facebook, Kommentare, Kommentare unter sozialen Netzwerken oder in sozialen Netzwerken und sich Leute oder Prominente per Video irgendwie dazu äußern. Also häufig gehört auf jeden Fall, ja. Also wird häufig auch dann stark widersprochen, wenn der Vergleich aufkommt, dann ist jetzt relativ gängig leider.“

I: „Ah, hast du den Eindruck, dass es zugenommen hat?“

B: „Weiß nicht, ob es zugenommen hat, aber ist auf jeden Fall verbreitet. Okay. Oder war schon verbreitet? Also Thema auch schon vor Jahren ist, denke ich, immer wenn es da hochkocht, dann, also der Genozidvorwurf habe ich auf jeden Fall auch jetzt wieder häufig gelesen.“ (**Interview 14, Absatz 53**)

Interviewteilnehmer 14 berichtet, dass er NS-Vergleiche „häufig“, besonders auf sozialen Netzwerken wahrnehme und diese dort „auf jeden Fall verbreitet“ seien. Bezuglich einer möglichen Zunahme ist er sich unsicher, betont aber, diese Vergleiche würden regelmäßig vorkommen, gerade wenn es im Nahostkonflikt „hochkocht“. Die Aussagen von Interviewteilnehmer 14 bestätigen dabei Erkenntnisse aus der Forschung, wonach Antisemitismus (gerade auch in Form von NS-Vergleichen) im Internet weit verbreitet ist (vgl. Schwarz-Friesel 2019a: 107 ff.) und es gerade im Kontext von Ereignissen in Nahost zu einer Zunahme kommt (ebd.: 108). Ähnlich wie in (101) äußert eine andere Befragte, dass sie NS-Vergleiche regelmäßig im Rahmen ihres Engagements (Jugendaustausche nach Jordanien mit Jugendlichen mit palästinensischem Hintergrund) wahrnehme, online wie offline. Sie selbst reagiert auf solche Vergleiche „sauer“ und „aggressiv“; als Erklärung für das Vorkommen führt sie „ganz viel Unwissen“ und den „Bildungsstandard“ an.³⁶⁹

368 Interview 23, Absatz 139.

369 Interview 13, Absatz 40.

Für das studentische Milieu ist auf Basis dieser Belegstellen festzuhalten, dass Studierende NS-Vergleichen, ob bewusst oder unbewusst, ausgesetzt sind. Im Falle der Befragten 13 und 14 wurde sich mit den wahrgenommenen Vergleichen auseinandergesetzt und diese wurden als klar ablehnungswürdig bewertet („*ekelhaft und geschmacklos, dann werde ich eigentlich sehr sauer*“). Ob dies auch für Studierende gilt, die weniger reflektiert sind als die Befragten 13 und 14, ist fraglich. Positiv hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang die in (101) geäußerte Wahrnehmung von Widerspruch und stattfindender Gegenrede zu NS-Vergleichen, was zeigt, dass es Gegenmaßnahmen gibt und diese auch wahrgenommen werden.

5.3.8.2 Eingeschränkte Ablehnung und eingeschränkte Zustimmung

Mit Blick auf die von Schwarz-Friesel und Reinhartz hervorgehobene Gefahr einer einsetzenden „Habitualisierung“, in der die „Unverhältnismäßigkeit nicht mehr registriert“ (Reinhartz/Schwarz-Friesel 2013: 42) wird, ist zu konstatieren, dass diese aufgrund der Berichte wie in (101) über vorkommende NS-Vergleiche im studentischen Milieu gegeben zu sein scheint. Diese Annahme kann mit Blick auf die Analyse der Äußerungen weiterer Interviewteilnehmer bestätigt werden.³⁷⁰ Diese äußern zwar keine direkte Zustimmung zum verbalisierten Vergleich, widersprechen jedoch auch nicht explizit oder lehnen diesen nicht aktiv ab, wie die zuvor angeführten Befragten. Sie geben an, solche Vergleiche bereits gehört, sich aber nicht tiefergehend oder ausreichend damit beschäftigt zu haben und daher keine „*qualifizierte Meinung*“ abgeben zu können, womit sie sich einer eigenen Bewertung entziehen.³⁷¹ Ähnlich geben andere an, nicht genauer zu wissen, „*was die da machen*“³⁷², oder dass ihnen lediglich bekannt wäre, dass „*irgendwas zwischen denen ist*“³⁷³, womit sie zumindest nicht ausschließen, dass der verbalisierte Vergleich zutreffend sein könnte. An diesen Stellen werden der große Einfluss des Unwissens der Interviewteilnehmer auf ihre Haltung zum verbalisierten NS-Vergleich sowie die Gefährlichkeit und

370 Nur zwei Befragte (29 und 30) geben an, von solchen Vergleichen „*noch nie gehört*“ zu haben und daher keine „*qualifizierte Meinung*“ abgeben zu können, was zeigt, dass die beschriebene Verbreitung und Wahrnehmung von NS-Vergleichen im studentischen Milieu nicht ausnahmslos gilt.

371 Siehe bspw. Interview 10, Absatz 81, oder auch Interview 27, Absatz 55.

372 Interview 22, Absatz 82.

373 Interview 28, Absatz 107.

der persuasive Einfluss von NS-Vergleichen deutlich. Der unangemessene Vergleich wird von den Interviewteilnehmern erfasst, mit vorhandenem Wissen über die Situation in Nahost/Israel abgeglichen und in Erwägung gezogen. Bei Interviewteilnehmer 19 wird dies besonders deutlich:

(102) B: „Ich weiß ehrlich gesagt nicht genau, was da jetzt so passiert. Also ich denke, dass da jetzt keine Menschen irgendwie-. Also ich denke jetzt nicht, dass irgendwelche Iraker da eingesperrt werden oder so was in der Art und irgendwie mishandelt werden, das glaube ich jetzt nicht. Ich denke, es ist einfach nur ein klassischer Krieg. Ich weiß ja nicht mal, ob das genau ein Krieg ist, ehrlich gesagt? Aber ich denke, es ist schon ein Krieg oder?“

I: „Also als Konflikt ja. So nennt man das jetzt immer mal.“ (Personen reden durcheinander)

B: „Also, ich denke mal, das ist einfach ein rein klassischer Konflikt, den es auch in vielen verschiedenen Formen auch woanders gibt. Dementsprechend weiß ich jetzt nicht genau. Also, ich denke halt eher weniger. Also, ich denke jetzt nicht, dass/Der Vergleich ist, glaube ich denke ich mal ein bisschen zu hart.“ (**Interview 19, Absatz 133**)

Belegstelle (102) zeigt, wie der Befragte sein vorhandenes Wissen über die NS-Zeit mit jenem zu Israel/Nahost abgleicht. Er lehnt den Vergleich nicht von vornherein ab, sondern gibt zunächst an, nicht genau zu wissen, „was da jetzt so passiert“. Dass er über die Situation in Israel und den Nahostkonflikt kaum etwas weiß, wird durch seine Unsicherheit deutlich, ob es sich dabei um einen „klassischen Krieg“ handle. Über die NS-Zeit ist sein Wissen so weit ausgeprägt, dass er andeutet, diese mit Schrecken und Verbrechen zu verbinden („misshandelt, eingesperrt“), was er in dieser Form für den Nahostkonflikt ausschließen zu können glaubt. Er kommt zu dem Schluss, dass der Vergleich „ein bisschen zu hart“ sei, was einmal mehr verdeutlicht, dass er durch seine Unsicherheit und sein Unwissen diesen jedoch nicht kategorisch ausschließen möchte. Die Schrecken der NS-Zeit, insbesondere das Wissen um den Holocaust, fungieren dabei wie eine Art ‚Sicherheitsmauer‘ im Weltwissen der Interviewteilnehmer. Je stärker das Wissen hierüber ausgeprägt ist, desto eher wird der NS-Vergleich als unpassend abgelehnt, wie eine weitere Belegstelle veranschaulicht: „Wie gesagt, ich kenne mich da nicht so gut aus. Das würde mich, glaube ich, sehr verwundern, wenn die Israelis so viele Palästinenser quälen und töten. Das glaube

*ich, dann hätte ich das schon mitbekommen*³⁷⁴. Aussagen wie diese oder auch in (102) zuvor zeigen, dass bei diesen Befragten die ‚Sicherheitsmauer‘ (noch) intakt ist, was durch die abschließend eher ablehnende Haltung zum NS-Vergleich deutlich wird. Die Belegstellen zeigen allerdings gleichzeitig, dass es in dieser ‚Sicherheitsmauer‘ Risse gibt, da der Vergleich nicht von vornehmerein und vehement, sondern erst nach längerer Abwägung und mit Einschränkungen („*ein bisschen zu hart*“) abgelehnt wird.

Sobald die Interviewteilnehmer einem NS-Vergleich ausgesetzt sind, führt dies dazu, dass dessen Rechtmäßigkeit von einigen zumindest in Erwägung gezogen wird. Dies spiegelt sich in der Reaktion auf die Konfrontation mit dem NS-Vergleich in den Interviewgesprächen wie in (102) wider. Das Vorkommen von NS-Vergleichen reicht aus, bei den Befragten eine gewisse Art von Legitimität zu erzeugen. Anschaulich zeigt dies eine Aussage von Interviewteilnehmer 5, der sich an NS-Vergleiche zwischen Netanyahu und Hitler erinnert. Auf die Nachfrage, ob er glaube, dass da irgendetwas Wahres dran sei, antwortet er mit: „*Ja, ein bisschen schon. Weil sonst würden die Gegner das ja nicht sagen*“³⁷⁵. Die Kombination aus der Erkenntnis, dass Studierende NS-Vergleichen regelmäßig und in unterschiedlichen Kontexten ausgesetzt sind, sowie dass die Rechtmäßigkeit dieser aus Unsicherheit und Unwissen in Erwägung gezogen wird (vgl. Belegstelle (102)), zeigt dabei das Ausmaß der von Schwarz-Friesel und Reinharz beschriebenen Enttabuisierung und Habitualisierung für das studentische Milieu (vgl. Reinharz/Schwarz-Friesel 2013).

Frappierend ist dies besonders bei Studierenden, die sich mit der NS-Zeit auch im Studium auseinandergesetzt haben und in deren Aussagen starke Widersprüche deutlich werden, wie etwa bei Interviewteilnehmerin 4, die im Master Geschichte studiert:

(103) B: „*Ich kann natürlich nicht konkret sagen, was da alles passiert. (...) Das wird ja bei ganz vielen Sachen immer gemacht, dass halt so NS-Vergleiche gemacht werden und ich finde das halt grundsätzlich überhaupt nicht gut. Jeder politische Konflikt ist halt individuell und sollte für sich stehen. Ich finde so Vergleiche machen halt eigentlich nie wirklich Sinn so. Ja, keine Ahnung (...) Ich meine oft sagen das ja auch Leute, die sich ja gar nicht so tiefergehend mit dem NS beschäftigt haben. Man muss ja irgendwie auch ein bisschen mehr darüber wissen, um so etwas überhaupt sagen zu können. Ich finde das halt einfach wenig sinnvoll zu sagen ja das*

374 Interview 7, Absatz 126.

375 Interview 5, Absatz 128.

war jetzt wie das und das war jetzt wie das. Ich meine das ist halt alles auf seine Art irgendwie schlecht.“ (Interview 4, Absatz 114)

Interviewteilnehmerin 4 stellt, ähnlich wie zuvor in (102), als erste Reaktion zum NS-Vergleich zunächst fest, dass sie nicht genau sagen könne, *was „da alles passiert“*. Anschließend äußert sie dann ihre grundsätzliche Ablehnung zu NS-Vergleichen. Gerade Leute, „*die sich nicht tiefergehend mit dem NS beschäftigt haben*“, würden oft solche Vergleiche ziehen und man müsse „*ein bisschen mehr*“ darüber wissen, um „*so etwas überhaupt sagen zu können*“. Diese Aussage von Interviewteilnehmerin 4 ist insofern hervorzuheben, als dass sie selbst Geschichte studiert und ihr ihrer eigenen Aussage folgend die Absurdität, Unverhältnismäßigkeit und Unangemessenheit eines solchen Vergleichs bewusst sein sollten. Mit ihrer abschließenden Aussage „*das ist halt alles auf seine Art irgendwie schlecht*“ führt sie schließlich eine Gleichsetzung durch und widerspricht damit der Präzedenzlosigkeit des Holocaust.

Aussagen, in der NS-Vergleiche auf der einen Seite abgelehnt werden, während auf der anderen Seite angedeutet wird, dass diese schon ihre Rechtmäßigkeit haben könnten, finden sich im Korpus verstärkt und auch noch eindeutiger verbalisiert als in (85). So stellt eine andere Befragte fest, sie finde solche Vergleiche „*ein bisschen blöd*“, wobei es aber schon sein könne, „*dass da gewisse Ähnlichkeiten sind*“³⁷⁶. An anderer Stelle wiederum wird betont, es sei schwierig, Leid zu vergleichen; gleichzeitig werde aber der Vergleich irgendwie verstanden, da damit versucht werde, erlittenes Leid besonders herauszustellen.³⁷⁷ Der NS-Vergleich wird ähnlich relativiert und verharmlost, bspw. indem er wie in (104) mit Rassismus gleichgestellt wird:

(104) I: „Überhaupt kein Thema. Letzte Frage sozusagen zu diesem Block. Und auch in Ordnung, wenn man da so/Also je nachdem, wie du Bescheid weißt, oder was du sagen willst. Würdest du sagen, dass man Parallelen ziehen kann im Umgang der Israelis mit den Palästinensern, wie die Nazis damals mit den Juden umgegangen sind?“

B: (...) (zögernd) „Ja, da fällt mir halt auch der Kinofilm ein. Da war das nämlich auch kurz Thema gewesen. Ich finde generell, dass Rassismus in welcher Form auch immer, ja immer auch so ein gewisses Muster hat. Egal wen oder was man diskriminiert, es entsteht ja immer irgendwie, immer

376 Interview 11, Absatz 150.

377 Interview 16, Absatz 144.

Leid und immer Unrecht. Deshalb finde ich kann man natürlich seine Parallelen da ziehen zur Nazizeit. Aber wie ich zu Anfang schon gesagt habe, ich finde die Nazizeit ist nochmal so ein spezielles Thema, dass es da schwierig ist/Aber na klar, (...) Hass hat sein, (...) wie soll ich sagen, sein Muster, seine Vorgehensweise, oder wie man es auch immer/Es ist ganz schön schwer da auch immer gleich so ad hoc die richtige Antwort zu haben. Aber, was mir dazu einfällt, das Thema ist eigentlich egal. Es geht ja mehr darum, wie es sich äußert. Also wie Rassismus sich äußert, Diskriminierung sich äußert, Hass sich äußert.“ (Interview 1, Absatz 124)

Der Antisemitismus des NS wird in (104) durch die Aussage „Rassismus in welcher Form auch immer“ mit anderen Ereignissen gleichgesetzt. Diese fehlerhafte, unzulängliche Einordnung der Befragten ist dabei beispielhaft und typisch für das akademische Milieu und in der Forschung breit dokumentiert. Anders als die meisten anderen Vorurteilssysteme hat Antisemitismus eine jahrtausendealte Historie, die nur auf Phantasmen basiert und als kulturelle Kategorie zu sehen ist (siehe ausführlich Kap. 2.1). Die Interviewteilnehmerin argumentiert, dass dabei immer Leid und Unrecht entstehen, weswegen durchaus Parallelen zur Nazizeit gezogen werden könnten. Sie äußert so zunächst explizit ihre Zustimmung zum NS-Vergleich, schränkt ihre Aussage dann charakteristisch ein, wie zuvor in anderen Belegstellen beschrieben, indem sie betont, die Nazizeit sei ein „spezielles Thema“ und Vergleiche seien in diesem Kontext schwierig, womit sich auch bei Interviewteilnehmerin 1 das unter vielen Studierenden vorhandene Bewusstsein für die Brisanz des Themas niederschlägt. Bei Interviewteilnehmerin 1 ist das Vorhandensein dieses Bewusstseins zudem verstärkt spürbar durch das Zögern, die zum Teil nicht beendeten Sätze wie auch die verbalisierte Aussage: „Es ist ganz schön schwer da auch immer gleich so ad hoc die richtige Antwort zu haben“. Anschließend an diese Aussage wiederholt sie dennoch (wie zur Selbstbestätigung), dass das Thema (die NS-Zeit) eigentlich egal sei, sondern dass es darum gehe, wie sich generell Rassismus, Diskriminierung und Hass äußern. Diese Aussage verdeutlicht erneut, dass Interviewteilnehmerin 1 verschiedene Vorurteilssysteme und Diskriminierungsformen subsummiert – dem Holocaust räumt sie dabei keine hervorgehobene Stellung ein.

Belegstellen wie (102), (103) oder (104) zeigen darüber hinaus, dass unter den Interviewteilnehmern eine gewisse Sensibilisierung gegenüber NS-Vergleichen bzw. ein Bewusstsein für deren Brisanz vorhanden ist. Ein Bewusstsein für die Brisanz eines solchen Vergleichs wird auch in weiteren

Belegstellen deutlich, wenn z. B. ein Interviewteilnehmer zunächst festhält, er würde am liebsten gar nichts dazu sagen, aus Angst, sich den „*Mund zu verbrennen*“, und weil er prinzipiell glaube, dass solche Vergleiche zu nichts führen würden.³⁷⁸ Eine andere Interviewteilnehmerin betont mehrfach, wie schwierig solche Vergleiche seien, ohne sie jedoch explizit abzulehnen.³⁷⁹ Dieses im Korpus nachzuweisende Bewusstsein für die Brisanz von NS-Vergleichen kann als weiterer Hinweis auf die zuvor beschriebene, noch teilweise intakte ‚Sicherheitsmauer‘ im studentischen Milieu gesehen werden. Die Interviewteilnehmer sind vorsichtig in ihren Äußerungen und bezeichnen den Vergleich als „*blöd*“ oder „*schwierig*“, werden dann aber in ihren weiteren Aussagen dem selbst formulierten Anspruch nicht gerecht (siehe (103)), indem der Vergleich eben nicht abgelehnt und im Kontrast zu anderen Befragten als „*unangemessen*“, „*taktlos*“ oder „*pervers*“ von sich gewiesen wird. Der Effekt der sozialen Erwünschtheit bzw. sozialen Ächtung von NS-Vergleichen funktioniert insofern bei diesen Interviewteilnehmern nur noch bedingt.

5.3.8.3 Zustimmung ohne Einschränkungen

Im Textkorpus finden sich allerdings auch Belegstellen, in denen die ‚Sicherheitsmauer‘ eingerissen ist, da dem NS-Vergleich ohne nennenswerte Einschränkungen unumwunden zugestimmt und dieser dann in vergleichsweise längeren Äußerungen gerechtfertigt wird:

(105) I: „*Das, was man manchmal dann noch so hört, sind auch da so Vergleiche wie zum Beispiel das, was die Nazis damals mit den Juden gemacht haben, ist im Endeffekt auch nichts anderes als das, was die Israelis jetzt mit den Palästinensern machen. Hast du da eine Meinung dazu oder das mal gehört?*“

B: „*Das finde ich ehrlich gesagt ja. Klar, es ist jetzt nicht in dem großen Maße, dass die, sage ich mal, hat ja auch schon viel mit dem Zweiten Weltkrieg mit qualvollen Tod zu tun. Das waren auch Experimente, die am Menschen gemacht wurden. Das war ja auch, sage ich mal, hört sich jetzt blöd an, das war komplett grundlos. Also, bspw., ich habe viele Bücher von meiner Mama bekommen, wo einfach irgendwelche Nazioffiziere irgend-*

378 Interview 6, Absatz 192.

379 Interview 26, Absatz 75.

welche Ornamente hatten, die ein jüdischer Gefangener auf dem Rücken und dem wird einfach die Haut abgezogen, das wird sich hingehangen. Das ist einfach komplett barbarisch, nutzlos irgendwelche Studien, die daran begangen wurden. Aber hört sich jetzt blöd an, ich befürworte das nicht, aber bei denen ist es halt ein religiöser Krieg. Es geht wirklich um Land, es ist nicht einfach nur: ‚Ey, ich will ihn jetzt sinnlos umbringen, ich will ihn jetzt quälen, ich will Experimente an ihm machen.‘ Es geht wirklich da, es hört sich jetzt blöd an, um Streit. So, ich weiß nicht, wie es wirklich ist, ob da Menschen gequält werden, ob die verhört werden, dazu habe ich gar keinen Bezug, ich habe mich damit nie befasst. Aber es ist ja wirklich so ein Territorialkrieg im Endeffekt. Also würde ich das in dem Sinne, klar, es hat vielleicht die gleichen-, also, ähnliche Auslöschungszahlen, aber es ist nicht so barbarisch und unmenschlich, sage ich-, hört sich jetzt komisch an, es ist nicht vergleichbar, aber es ist nicht, sage ich mal, ekelhaft. Also, es wird nicht irgendwie ekelhaft geklärt. Ich befürworte keinen Krieg, ich befürworte nicht, dass sich für irgendwas so bekriegt wird. Aber es ist so ein Ding, das können wir einfach nicht verstehen, weil das hat auch viel damit zu tun mit diesem historischen Religiösen, bei euch ist etwas, was eigentlich mit unserer Religion zu tun hat. Bei uns, dass-, und Religion ist, sage ich mal, immer richtig großer Zündstoff für einen Krieg und wir können nicht in einem so säkularisierten Staat irgendwie darüber beurteilen, was sie halt aus religiösen Gründen machen, dadurch, dass wir, sage ich mal, auch entwicklungstechnisch auch ein bisschen weiter sind, was Religion angeht und das dann zu vergleichen den Zweiten Weltkrieg ist dann trotzdem irgendwie bizarr, weil es ist ja-, es hat einen Grund bei denen.“ (Interview 15, Absatz 111)

Interviewteilnehmerin 15 stimmt dem verbalisierten NS-Vergleich unumwunden und explizit zu und vermutet in der langen Argumentation im Anschluss an diese Zustimmung, beides habe „vielleicht ähnliche Auslöschungszahlen“. In ihrer Argumentation führt sie dabei auch Unterscheidungsmerkmale an und beschreibt die Verbrechen der NS-Zeit als „komplett grundlos“, wo sinnlos umgebracht, gequält und Experimente am Menschen gemacht wurden. Dies grenzt sie zur Situation in Nahost insofern ab, als dass es dort „wirklich um Land“ und um einen „Streit“ gehe, der weniger „barbarisch und unmenschlich“ ausgetragen würde. Der Konflikt wird von ihr dabei mal über religiöse Gründe, mal über den Streit um Land erklärt,

was verdeutlicht, wie unsicher sie in ihren Aussagen ist.³⁸⁰ Zum Ende der Belegstelle wiederholt die Befragte dieses Unterscheidungsmerkmal, indem sie angibt, dass es für den Konflikt in Israel ja „*einen Grund*“ gebe. Dabei bezeichnet sie den Vergleich zum Zweiten Weltkrieg als „*irgendwie bizar*“. Dies deutet darauf hin, dass ihr in Ansätzen bewusst zu sein scheint, dass der Vergleich unzutreffend und unverhältnismäßig ist. Hier ist auch die ausführliche Darstellung von Verbrechen und Gräueltaten während der NS-Zeit hervorzuheben. Das Bewusstsein der Interviewteilnehmerin für die Abscheulichkeit dieser Verbrechen scheint auf der einen Seite dazu zu führen, dass sie den Vergleich als „*bizar*“ bezeichnet, auf der anderen Seite führt es nicht dazu, die Zustimmung zum Vergleich zu widerrufen, sondern ihre Zustimmung vielmehr argumentativ auszuführen. Dass sie ihre Behauptungen und ihre Argumentation nicht mit Fakten absichern kann, ist ihr dabei auch bewusst und wird ähnlich wie an anderen Stellen im Korpus mehrfach angeführt („*ich habe mich nie damit befasst*“).

Im Kontext dieser paradoxen Zustimmung und Argumentation zum NS-Vergleich finden sich in (105) zahlreiche weitere Stereotyp-Codierungen sowie typische Textstrategien und Argumentationsmuster, die bereits in Kapitel 5.3.6.1 (Belegstelle (76)) beschrieben wurden. In (105) ist aber besonders auf die aus der Forschung bekannte typische Verbalisierung antisemitischer Stereotype, die argumentativ aneinandergereiht werden, hervorzuheben (vgl. Reinharz/Schwarz-Friesel 2013: 159, Schwarz-Friesel 2010: 44): Nach der Zustimmung zum NS-Vergleich wird dieser mittels der dargestellten Textstrategien legitimiert. In ihren Ausführungen dazu werden von der Interviewteilnehmerin weitere Stereotype, wie das der RÜCKSTÄNDIGKEIT bzw. ÜBERLEGENHEIT, tradiert. Der getätigte NS-Vergleich scheint dabei bei einigen Interviewteilnehmern, wie ein ‚Trigger‘ zu wirken. Die zustimmenden Befragten (wie in (105)³⁸¹) antworten darauf ausgiebig und ausschweifend, sodass es zu der zuvor beschriebenen Äußerung weiterer Stereotyp-Manifestationen kommt.³⁸² Zustimmende Aussagen dauern dabei zum Teil mehrere Minuten, was im Vergleich zu den sonst oftmals eher kurzen und prägnanten Antworten auffällig ist.

380 Dass diese Erklärung deutlich zu kurz greift und ein verbreiteter Irrglaube ist, wurde in Fußnote 351 dargestellt.

381 Oder siehe auch Interview 20, Absatz 49.

382 Dies unterstreicht einmal mehr die Eignung der gewählten Methode des Interviewgesprächs. In den ausführlichen und ergiebigen Aussagen wie (105) lassen sich kaum Anzeichen für soziale Erwünschtheit feststellen.

Das Bedürfnis dieser Interviewteilnehmer, ihre Aussagen ausführlich darzulegen und ausgiebig zu begründen, kann dabei als Hinweis gewertet werden, dass sich die Befragten zu einem Teil bewusst sind, dass ihre Aussagen kritikwürdig bzw. so brisant sind, dass sie solch detaillierter Erklärung und Ausführung bedürfen.³⁸³ In (105) wird ein solches unterschwelliges Bewusstsein für die Brisanz des Themas bereits durch die einleitende Zustimmung zum NS-Vergleich „*das finde ich ehrlich gesagt ja*“ transportiert. Mit der Nutzung des Wortes „*ehrlich*“ deutet die Interviewteilnehmerin an, dass sie nun ihre Meinung offen und ohne Umschweife äußert; dabei impliziert sie zugleich, dass sie dies so sonst nicht sagen würde bzw. es sonst ein Hemmnis gäbe, dies so zu äußern. Die langen Äußerungen der Interviewteilnehmer können in diesem Falle als ‚Überbleibsel‘ der ‚Sicherheitsmauer‘ verstanden werden – die zustimmenden Befragten wissen ob der Brisanz ihrer Aussagen, tätigen diese dennoch ganz bewusst und äußern sich dann zur Rechtfertigung (und Selbstvergewisserung?) allerdings ausgiebiger. Das ausgiebige Mitteilungs- und Rechtfertigungsbedürfnis ist dabei in der Forschung als typisch, gerade für gebildete Textproduzenten, dokumentiert (vgl. Reinharz/Schwarz-Friesel 2013: 369 ff.). Reinharz und Schwarz-Friesel beschreiben in diesem Zusammenhang zusätzlich das Ausblenden von Fakten und Unwissen (vgl. ebd.: 209 ff., 249 f.), wobei es hier für die Gruppe der Studierenden hervorzuheben ist, dass diese während und trotz ihrer langen und ausgiebigen Äußerungen oftmals betonen (wie in (87)), wenig über das Thema zu wissen und keine Experten zu sein. Dieses Unwissen wird zwar zugegeben, anschließend werden dann dennoch Stereotype verbalisiert und verschiedene Textstrategien für deren Rechtfertigung oder Legitimierung genutzt.

Auch in (106) wird bei der interviewten Interviewteilnehmerin ein Bewusstsein für die Brisanz des Themas deutlich; sie äußert dennoch ihre Zustimmung zum NS-Vergleich bzw. rechtfertigt das angebliche Verhalten der Israelis mit dem Argument, so etwas würde nun mal in *Kriegssituatien* passieren:

(106) B: „*Ich finde das nicht so einfach, weil das einfach eine Kriegssituatien ist, so. Und ja natürlich, wenn Bevölkerungsgruppen verfolgt werden, ist das schlimm und das darf nicht sein. Und man sollte meinen, dass jemand, oder einem, der das, oder wo das in der Geschichte schon passiert ist und da viele deshalb ausgewandert sind, dass die meinen sollten, eigentlich,*

383 Dies äußert sich besonders im imaginierten Kritiktabu und durch das Brechen „realer Tabus“, siehe ausführlich im folgenden Kapitel 5.3.9.

nein, wir verfolgen keine Menschengruppen. Aber also das ist natürlich falsch offensichtlich. Aber also, wenn aus der Kriegssituation versucht man ja immer den anderen zu erledigen. Und deswegen weiß ich nicht, ob man da die Vergleiche ziehen kann. Also ob die es halt wirklich gezielt auf die Palästinenser halt abgesehen haben, so einzelne Menschen auch. Und das Individuum dafür gestraft, dass es einfach irgendwo herkommt oder was auch immer. Oder dass halt einfach in der Kriegssituation passiert.“ (Interview 18, Absatz 168)

In (106) ist dabei besonders auffällig, dass die Befragte dem Vergleich zunächst nur zurückhaltend zustimmt. Sie stellt fest, ein solcher Vergleich sei „nicht so einfach“, und erklärt dies mit der aus ihrer Sicht vorherrschenden „Kriegssituation“, in der so etwas schlicht passiere. In ihren Ausführungen verbalisiert sie dann jedoch explizit ihr Erschrecken darüber, dass jemand, dem „das in der Geschichte schon passiert ist“, nun andere Menschengruppen verfolge. Die Befragte äußert damit explizit die Vorstellung, dass die Israelis nun das machen würden, was sie früher am eigenen Leib erfahren hätten, obwohl sie dies ihrer Meinung nach eigentlich besser wissen müssten; damit bestätigt sie den NS-Vergleich aus der Ausgangsfrage. Der Verweis auf Glaubensinhalte wie „die Opfer von damals haben nichts aus ihrer eigenen Geschichte gelernt“ ist im Kontext der Täter-Opfer-Umkehr ein bekannter Zusatz, der auf die moralische Entlastung Deutschlands bzw. der eigenen historischen Vergangenheit abzielt (siehe Reinharz/Schwarz-Friesel 2013: 385 ff.). Paradoxalement schränkt die Interviewteilnehmerin im Anschluss an diese Aussage deren Geltung direkt wieder ein, indem sie fragend feststellt: „Und deswegen weiß ich nicht, ob man da die Vergleiche ziehen kann“. Diese Unsicherheit kann, ähnlich wie in (105), als unterschwellig vorhandenes Bewusstsein für die Brisanz ihrer Aussage gewertet werden. Wie zuvor in (105) hindert das Vorhandensein dieses Bewusstseins die Befragte nicht daran, dem Vergleich zuzustimmen bzw. diesen argumentativ auszuführen. In (106) ist im Kontext dieser Aussage auch auf die Wortwahl der Interviewteilnehmerin hinzuweisen. So nutzt sie das Verb „ausgewandert“, um die Einwanderung der jüdischen Bevölkerung nach Palästina zu beschreiben. In der Bedeutung „die Heimat dauerhaft verlassen“ (Duden 2023), beschreibt das Verb den Vorgang an sich zwar korrekt, suggeriert unterschwellig jedoch eine Freiwilligkeit, genauso wie im Kontext der Immigrationsgeschichte Vertreibung, Flucht und Gewalt als wesentliche Gründe für die Auswanderung ausgeblendet werden.

In (106) und (105) werden zudem einige bereits in den vorherigen Kapiteln behandelte Phänomene deutlich. So zeigen auch diese Belegstellen die Uninformiertheit der Interviewteilnehmer (vgl. Kap. 5.3.1), indem betont wird, sich nicht gut auszukennen, oder indem die Situation in Israel unreflektiert als „*Krieg*“ beschrieben wird.³⁸⁴ Auch die typische Reduzierung auf Gewalt und Konflikt (vgl. Kap. 5.3.3) ist in beiden Belegstellen deutlich nachweisbar.

Den schwerwiegendsten Fall zur Zustimmung zu NS-Vergleichen stellt das Interviewgespräch mit Interviewteilnehmer 20 dar. In mehreren Stellen im Interviewgespräch äußert dieser seine Zustimmung. Als einziger Befragter im Korpus verbalisiert er dabei einen NS-Vergleich von sich aus im Kontext seiner Erzählungen zu Israel, ohne Trigger seitens des Interviewers. Der Interviewteilnehmer berichtet dabei zunächst von der aus seiner Sicht äußerst brutalen und menschenunwürdigen Vorgehensweise der Israelis (siehe Belegstelle (87)). Diese vorhergehende Argumentation in (87) kann als ‚Vorbereitung‘ für den nun in (107) folgenden NS-Vergleich gesehen werden:

(107) B: (...) Und dadurch sterben natürlich auch viele Leute. Und die Dunkelziffer, die weiß man da ja auch nicht. Und ich sage jetzt mal so, man hat sie schon dort ghettofiziert. Das ist ja sozusagen, wenn man in der Mauer oder zwischen der Mauer lebt, ist man halt praktisch wie in einem Ghetto. Da muss man dann natürlich auch sagen: Leute, ihr habt es ja noch am eigenen Leib erlebt, wie das ist, durch die Deutschen damals und jetzt, wird das halt von euch propagiert. Klar, ich kann es verstehen das-. Aber da muss man sich an einen Tisch setzen und darüber reden und dann halt auch irgendwelche Lösungen dafür finden. Weil, ich sage jetzt mal so. Wenn man es jetzt rein vom Glaubentechnischen sieht, wird auch nichts anderes bei uns propagiert. Zusammensetzen, darüber reden, eine Lösung finden. Krieg ist sozusagen immer die aller- aller- aller- allerletzte Situation. (Interview 20, Absatz 47)

384 Der Begriff „*Krieg*“ und die Frage, wann ein Konflikt als solcher zu bezeichnen ist, lassen Diskussion zu. In Israel lassen sich die Konflikte mit den Nachbarstaaten (zuletzt 2006 mit dem Libanon) oder ggf. die Auseinandersetzungen mit der Hamas im Zuge der verschiedenen Gaza-Konflikte als Kriege bezeichnen, nicht aber die allgemeine Situation (zum Zeitpunkt vor dem 07. Oktober 2023, als die Interviews geführt wurden).

Interviewteilnehmer 20 beschreibt in (107) die Lage der Palästinenser als Leben *zwischen der Mauer* und vergleicht dieses mit den Zuständen in einem Ghetto. Neben der Dämonisierung Israels werden die Verbrechen der NS-Zeit so relativiert sowie deren Einzigartigkeit abgesprochen. Derartige Referenzialisierungen wie Gaza oder Ramallah als „zweites Warschauer Ghetto“ sind dabei aus der empirischen Antisemitismusforschung bekannt und dokumentiert (vgl. Giesel 2019: 271, Reinharz/Schwarz-Friesel 2013: 184 ff.). An diesen Vergleich schließt sich in (89) die bereits aus Belegstelle (106) bekannte und deckungsgleiche Argumentation an, die Israelis (bzw. Juden) hätten „*es ja noch am eigenen Leib erlebt*“ und würden nun dasselbe „*propagieren*“. Darauffolgend versucht der Befragte seine Aussage zu legitimieren, indem er zunächst Verständnis äußert („*Klar, ich kann es verstehen*“) und anschließend die eigene Rationalität hervorhebt, man müsse sich halt „*an einen Tisch setzen und darüber reden*“. Die Verbalisierung dieser Binsenweisheit dient dabei in (107) zum Aufbau eines positiven Selbstbildes. Zum Ende der Belegstelle wird zudem durch das Vorbringen der allgemein und gesellschaftlich breit akzeptierten Aussage, Krieg sei immer die „*allerletzte Situation*“³⁸⁵, zusätzlich die eigene Friedfertigkeit betont. Durch die mehrfache Wiederholung der Vorsilbe „*aller-*“ verleiht er seiner Aussage dabei zusätzliches Gewicht und allgemeingültigen Charakter. Die Argumentation und Selbstdarstellung von Interviewteilnehmer 20 ist beispielhaft für die aus der Forschung bekannten Argumentationsweisen gebildeter Textproduzenten. Diese gerieren sich selbst als „*weltoffen*“ (vgl. Reinharz/Schwarz-Friesel 2013: 341) und betonen, eine „*friedliche, humanistische*“ (ebd.: 340) Lösung für den Nahostkonflikt anzustreben. Dabei erteilen sie Lösungsvorschläge, die gerade bei gebildeten Schreibern oftmals auf allgemeingültig unterstellten Annahmen beruhen (ebd.: 349 ff.).

Im weiteren Gesprächsverlauf wird Interviewteilnehmer 20, obwohl er den NS-Vergleich zuvor selbst verbalisierte, auch mit dem vorgesehenen Vergleich konfrontiert. Ziel war zu erfassen, inwiefern auch diesem Vergleich zugestimmt wird, sich die zuvor getätigte Aussage erhärtet und wie stark diese Vorstellungen in seiner Gedanken- und Gefühlswelt verankert sind bzw. diese prägen. In der Antwort von Interviewteilnehmer 20 auf den Vergleich (siehe im folgenden Kap. 5.3.9, Belegstelle (108)), wird dabei sehr deutlich, dass ihm die Brisanz und Umstrittenheit seiner Aussagen sehr bewusst sind. Die zuvor beschriebene „*Sicherheitsmauer*“ wurde von ihm

385 Der Interviewteilnehmer sagt an dieser Stelle „*Situation*“, gemeint ist aber wahrscheinlich „*Option*“.

bewusst abgetragen, was durch die mehrfache Verbalisierung des Stereotyps des KRITIKTABUS deutlich wird.

5.3.9 Imaginiertes Kritiktabu und das Brechen ‚realer Tabus‘

Im Korpus finden sich einige Befragte, welche im Kontext des NS-Vergleichs das aus der Forschung bekannte Stereotyp des KRITIKTABUS (Reinharz/Schwarz-Friesel 2013: 159, Bernstein 2018: 130) bedienen. Dieses ist als „Phantasieprodukt“ (Reinharz/Schwarz-Friesel 2013: 151) oder „Phantasma“ (Schwarz-Friesel 2020b: 48) bereits erforscht (vgl. Kap. 2.4.2). So gilt das KRITIKTABU als eines der häufigsten verbalisierten Stereotype unter gebildeten Textproduzenten (vgl. Reinharz/Schwarz-Friesel 2013: 159). Dies spiegelt sich entsprechend in der Gruppe der Studierenden wider. In (108) antwortet Interviewteilnehmer 20 zunächst zustimmend auf die Frage zum NS-Vergleich und behauptet anschließend, in Deutschland könnten gewisse Themen allerdings nie thematisiert werden, da man sonst als Antisemit gelte:

(108) B: „(...) Ja. Also das es wird halt oft gesagt. Klar, es ist sieht halt nach außen so aus. Und wie sollen meine Schwiegereltern, also die Schwiegereltern von meiner Schwester haben mir auch sehr ähnliches berichtet. Dass da teilweise Kinder mit Steinen auf die Soldaten geworfen haben und die Soldaten haben dann zurückgeschossen. Das ist ja natürlich jetzt kein-. Also ich sage jetzt mal so. Das hört sich schon an wie damals im Dritten Reich. Also so eine ähnliche Schilderung. Aber man kann es halt auch nie thematisieren, weil es dann immer heißt, so ist man dann Antisemit oder ist man-. Aber ich meine im Endeffekt, ich habe mit dem Konflikt nichts zu tun. Ich höre das auch nur von den Menschen, die dort sind, aber man hört es leider verstärkt.“ (Interview 20, Absatz 49)

In (108) wird neben der Zustimmung zum NS-Vergleich auch das vom Befragten empfundene Kritiktabu, wie für gebildete Textproduzenten typisch, gerechtfertigt und legitimiert (vgl. Reinharz/Schwarz-Friesel 2013: 350 ff., 360), indem festgestellt wird, man selbst habe mit dem Konflikt (wie in diesem Falle) oder mit der NS-Zeit nichts zu tun. Hinzu kommen weitere Kennzeichen typischer Textstrategien des Gebildeten Antisemitismus, darunter das Heranziehen von Zeugen bzw. der Verweis auf Andere („ich höre das auch nur von Menschen, die dort sind“), womit die eigene Glaubwürdigkeit erhöht und damit eine Rechtfertigungsstrategie angewandt wird. Auf-

fällig ist auch die typische, dämonisierende Kontrastierung auf der einen Seite von brutalen, überlegenen israelischen Soldaten, die schießen, auf der anderen Seite von Steine werfenden Kindern. Auch ist auf die Aussage des Befragten hinzuweisen, dass solche Vergleiche „halt oft gesagt“ werden, was verdeutlicht, dass ihm diese geläufig sind und regelmäßig in seinem Umfeld vorzukommen scheinen. In (108) verbalisiert der Interviewteilnehmer zusätzlich indirekt die Metapher der „Antisemitismus- bzw. Auschwitzkeule“, welche angeblich jegliche mögliche Kritik an Israel unterbinde. Im selben Interviewgespräch wird von dem Befragten diese Metapher noch deutlicher verbalisiert, nachdem er gefragt wird, ob er den Eindruck habe, dass in Deutschland zu viel über den Holocaust geredet werde:

(109) I: *Würdest Du sagen, dass in Deutschland insgesamt zu viel über den Holocaust geredet wird dann? Ist es zu viel Thema?*

B: *Also ich würde sagen, zu viel nicht konstruktiv, würde ich sagen.*

I: *Okay.*

B: *„(...) Man müsste offener darüber reden können. Beidseitig reden können. Aber es gibt da keine Schnittmenge, mit denen man drüber reden kann, weil die dann einen mit Argumenten- (...) Aber die versuchen, mit diesen negativen Argumenten einen sozusagen niederzuringen. Und man kann ja gegen fünf Millionen ermordeter Juden, kann man eigentlich kein großes Gegenargument nennen. Also das ist eigentlich immer das Argument dann, dass am Ende dasteht. Von daher, keine Ahnung, wo das dann endet.“ (Interview 20, Absatz 115)*

Mit der Aussage *Man „müsste offener darüber reden können“* wird insinuiert, in Deutschland könne nicht offen über den Holocaust gesprochen werden. Anschließend wird explizit mit dem Holocaust argumentiert, der laut Aussage des Interviewteilnehmers dazu führe, dass kein ausgewogener Diskurs möglich sei.³⁸⁶ Die verwendete Formulierung *„beidseitig reden zu können“* wie auch, dass es nicht möglich sei, ein Gegenargument zu nennen, sind an dieser Stelle hervorzuheben. Es stellt sich die Frage, welches mögliche „Gegenargument“ zum Holocaust geäußert werden sollte. Auch ein „*beidseitiges Reden*“ zum Holocaust erschließt sich nicht bzw. erweckt den Anschein, dass es sich beim Holocaust nicht um ein faktisches Ereignis,

386 Interessant ist vor diesem Hintergrund auch die (verharmlosende) Falschdarstellung von fünf Millionen ermordeten Juden statt mindestens sechs Millionen.

sondern um etwas Diskutables mit einem gewissen Diskussionsspielraum handele.

Den Mythos des imaginierten Kritiktabus äußert eine weitere Interviewteilnehmerin, indem sie vermutet, dass die Deutschen sich nicht kritisch gegenüber Israel äußern, da sie Angst hätten, sonst als Nazis bezeichnet zu werden:

(110): B: „(...) Ich glaube vor allem von der Politik wurde viel für die Israelis irgendwie-. Also sie waren auf der Seite. Wo auch ich viele so Proteste gegen gehört habe, dass die Deutschen einfach Angst haben, was gegen Landhaus Israel zu sagen. Weil also, dass die automatisch auf der Seite sind, weil sie sonst als Nazis irgendwie bezeichnet werden.“ (Interview 22, Absatz 95)

Wer für ein solches Kritiktabu verantwortlich ist, es propagiert, oder durchsetzt (vgl. Bernstein 2018: 130), wird in den Gesprächen, auch auf Nachfrage, nicht weiter konkretisiert. Von den Befragten wird so ein ‚geglaubtes Weltwissen‘ verbalisiert, was sie allerdings nicht durch Fakten oder konkrete Quellen absichern können. Wie in (110) wurde es entweder irgendwo gehört, wie in (90) von nicht genauer definierten Menschen, „die dort sind“, erfahren, oder man „weiß auch nicht so richtig“, behauptet aber trotzdem, wie in (73). Das empfundene Kritiktabu entspricht in den Äußerungen der Interviewteilnehmer immer eher einem ‚vagen Gefühl‘ und erhält den Charakter eines Gerüchts (vgl. Adorno 1951), das sich nicht weiter definieren lässt. Durch diese Vagheit und Behauptungen wie in (110) oder (73), die Medien würden nicht unabhängig berichten, klingen zudem verschwörungsmystische Elemente und Stereotype wie MEDIEN-KONTROLLE an. Oftmals wird im Kontext des imaginierten Kritiktabus bei den Befragten eine ausgeprägte Überdrussmentalität deutlich oder das Motiv der Schlussstrichforderung bedient (siehe dazu ausführlich Kap. 5.2).

Im Zusammenhang mit dem geäußerten Motiv des Kritiktabus sind weitere Äußerungen verschiedener Interviewteilnehmer zu nennen, in denen sie beschreiben, eine gewisse Vorsicht oder Befangenheit im Umgang mit Themen wie Judentum, Holocaust, NS-Zeit, Nahostkonflikt oder Israel zu empfinden. An diesen Stellen wird zwar nicht direkt das Motiv des Kritiktabus oder sonstiger antisemitischer Topoi bedient; sie unterstreichen allerdings eine unter Interviewteilnehmern vorherrschende Zurückhaltung und können auch als Hinweis auf mögliche Effekte sozialer Erwünschtheit verstanden werden.

Neben dem Motiv des von einigen Befragten empfundenen imaginierten Kritiktabus findet sich im Textkorpus das Motiv des ‚realen Tabus‘, welches bewusst von einigen Interviewteilnehmern verbalisiert (und gebrochen) wird. Bei den ‚realen Tabus‘ handelt es sich um tatsächliche gesellschaftliche Tabus, der sich die Interviewteilnehmer bewusst sind, bspw. unzulässige (da verharmlosende und relativierende) NS-Vergleiche in (III).

(III) B: „Ich würde eher sagen, dadurch, dass ich jetzt, ja, was heißt jetzt, dadurch, dass ich auch bei der Tierschutzpartei bin, das denke ich mir tagtäglich immer eher bei unserem Essen: Ich kann jetzt da keine Vergleiche ziehen, jetzt bei dem Nahostkonflikt. Ich kann mir vorstellen, dass dort auch Menschen gefoltert werden und so weiter, aber tagtäglich werden, was weiß ich wie viele tausende Tiere vergast, und dort werden auch Vergleiche gemacht. Und das darf man dann auf einmal nicht machen. Das ist dann ein Tabuthema. Da muss man immer ganz vorsichtig sein. Aber ich denke mir, wenn es Sachen gibt, also Praktiken, die damals durchgeführt werden, die heute auch durchgeführt werden, kann man das eigentlich schon vergleichen, aber nicht mit dem Ausmaß.“ (**Interview 17, Absatz 139**)

In (III) setzt eine Interviewteilnehmerin, die sich für die Tierschutzpartei engagiert, den Holocaust mit der Vergasung von Tieren für die Nahrungsproduktion gleich, indem sie feststellt: „tagtäglich werden, was weiß ich wie viele tausende Tiere vergast, und dort werden auch Vergleiche gemacht“. Anschließend beklagt sie, dass dies aber ein „Tabuthema“ sei, was so nicht thematisiert werden dürfe. Dass sich die Befragte des gesellschaftlichen Tabus, den Holocaust als unikales Verbrechen mit anderen Dingen zu vergleichen, vollends bewusst ist, wird durch die Aussagen „das darf man dann auf einmal nicht machen“ und „das ist dann ein Tabuthema“ deutlich. Ihren Unmut über dieses Tabu verdeutlicht sie mit der ironischen Aussage „Da muss man immer ganz vorsichtig sein“. Die Befragte führt in (III) durch den von ihr gezogenen Vergleich einen bewussten Tabubruch durch und erhöht damit im Sinne einer „Selbstheroisierung“ (Bernstein 2018: 130) ihre eigene Position. Sie ist mutig genug, diesen Vergleich, der aus ihrer Sicht zu Unrecht gesellschaftlich geächtet ist, zu verbalisieren und den Tabubruch zu begehen. Wie fest dieses Denkmuster im Bewusstsein der Interviewteilnehmerin verankert ist und von ihr auch reflektiert wurde, wird kurze Zeit später im Interviewgespräch im selben Gesprächsabsatz verdeutlicht, wo die Befragte wiederholt und konkretisiert:

(112) B: „Damals wurden ja Millionen Menschen wirklich hingerichtet, das ist jetzt. Ich bin da jetzt ein bisschen vorsichtig da, ich kann da jetzt nicht so viel sagen, aber ich denke, das könnte man eher mit der Fleischproduktion vergleichen, weil dort werden auch Millionen Tiere vergast, also wirklich vergast. Das war so das erste Mal, dass ich was im Internet gelesen hatte, wo die das halt tatsächlich mit der NS-Zeit damals verglichen haben. Und bei der ich mir dann auch dachte, die haben tatsächlich Recht, was halt echt traurig ist, aber ich habe es noch nie mit dem Nahostkonflikt verglichen. Das nicht, nein.“ **(Interview 17, Absatz 139)**

Die Befragte wiederholt in (112) den NS-Vergleich und verdeutlicht ihr Bewusstsein für das gesellschaftliche Tabu, diesen zu verbalisieren. Sie konkretisiert den Holocaust mit der Ausführung, dass damals „Millionen Menschen wirklich hingerichtet“ wurden, und vergleicht ihn erneut mit der Fleischproduktion: „weil dort werden auch Millionen Tiere vergast, also wirklich vergast“. Hier ist die wörtliche Gegenüberstellung von „Menschen“ und „Tieren“ frappierend, zwischen denen die Interviewteilnehmerin nicht unterscheidet. Bedient wird mit diesem Vergleich das Stereotyp JUDEN ALS TIERE, was die Befragte durch die Nutzung des Wortes *auch* verstärkt. Auffallend ist zudem die Nutzung des Wortes „wirklich“ in beiden Zusammenhängen („wirklich hingerichtet“ und „wirklich vergast“), um ihre Argumentation bzw. die Wirkung des von ihr gezogenen Vergleiches zu bekräftigen. Interessant ist darüber hinaus, dass die Interviewteilnehmerin in (112) für die Beschreibung des Holocaust das Wort „hingerichtet“ verwendet und für die Fleischproduktion das Wort „vergast“. Eine Hinrichtung ist im eigentlichen Sinne die Vollstreckung eines Todesurteils, welches (meist durch eine Person oder Institution) getroffen wurde. Insinuiert wird damit in (112) (ob bewusst oder unbewusst) eine in irgendeiner Form stattgefundene Verurteilung der Opfer des Holocaust statt der systematischen Ermordung und Vernichtung. Verstärkt wird dieser Eindruck durch die gegenüberstellende Nutzung des Wortes „vergast“ im Kontext der Fleischproduktion, welches von der Interviewteilnehmerin in Bezug auf den Holocaust nicht verwendet wird. Die anschließende Wiederholung und Betonung „also wirklich vergast“, als wäre dies im Holocaust zweifelhaft, verstärkt diesen Eindruck zusätzlich.

Ferner lässt Belegstelle (112) Schlüsse auf die Herkunft des Wissens und Weltbildes der Befragten zu. Sie äußert, dass sie den geäußerten Vergleich zuerst im Internet gelesen habe, und schildert dies wie ein ‚Aha-Erlebnis‘ mit großer Wirkkraft: Die Schilderungen im Internet haben sie demnach

dazu veranlasst, zu dem Schluss zu kommen, „*die haben tatsächlich recht*“. Die Wiederholung des Wortes „*tatsächlich*“ lässt darauf schließen, dass sie diesem Vergleich zuvor nicht zugestimmt hätte. Es schwingt ferner eine Bewunderung für den online erfolgten Tabubruch mit, den sie nun selbst im Interviewgespräch bewusst wiederholt. Es wird deutlich, wie von außen auf die Interviewteilnehmer einwirkende Antisemitismen, ob durch Studienfreunde und Bekannte oder wie in (112) durch Quellen im Internet, nicht nur aufgenommen, sondern auch weiterverbreitet werden (siehe hierzu ausführlich Kap. 5.5). Außerdem dokumentiert Belegstelle (112) die Bedeutung von Medien und ganz besonders die Wirkung des Internets als einen der Hauptverbreitungsorte für Antisemitismen aller Art (vgl. Schwarz-Friesel 2019a: 46 ff.) und als „*Katalysator und Beschleuniger für antisemitische Äußerungen*“ (Schwarz-Friesel 2019d).

Das vorliegende Unterkapitel und die darin angeführten Belegstellen (108) bis (112) betonen zudem einige positive Aspekte mit Blick auf die Methodik der vorliegenden Forschungsarbeit. So lässt sich die Befürchtung, die Interviewpartner würden sich eventuell aufgrund von Priming-Effekten oder sozialer Erwünschtheit nicht offen äußern, nicht bestätigen. Die Interviewten legen eine überraschend große Offenheit an den Tag. So sind die verbalisierten Tabubrüche (wie in (94) in Form des NS-Vergleiches) zwar hinsichtlich der Interpretation der Forschungsergebnisse für den Gebildeten Antisemitismus (vgl. Kap. 2.4) erschreckend, für die Datavalidität allerdings ermutigend. Interviewteilnehmer äußern zwar, dass sie mit gewissen Formulierungen „*vorsichtig*“ oder „*zurückhaltend*“ seien, erzählen diese dann aber bereitwillig und führen auch von ihnen als heikel empfundene Themen bereitwillig aus. Daraus lässt sich schließen, dass es durch die verschiedenen getroffenen Maßnahmen (bspw. Anonymisierung und Gesprächsatmosphäre) gelungen ist, die soziale Erwünschtheit zumindest bis zu einem Grad zu deckeln.

5.3.10 Zwischenfazit

Wie bereits in den anderen Hauptfrageblöcken ist auch in Bezug auf Israel eklatantes Unwissen unter den Befragten zu konstatieren. Vorhandenes Wissen zu Israel ist rudimentärer Natur und stammt in der Regel mehr von ‚Hörensagen‘ als aus selbst angeeignetem Wissen. Es lässt sich ein klarer Einfluss auf die Interviewteilnehmer aus der problematischen Medienerichterstattung nachzeichnen, was sich anhand unterschiedlicher unter

den Befragten vorherrschender Zerrbilder skizzieren lässt. Am stärksten ausgeprägt ist hier die Reduzierung auf Gewalt und Konflikt. Frappierend ist auch die Wahrnehmung, wonach eher eine pro-israelische Berichterstattung dominant wäre, obwohl das Gegenteil der Fall ist.

In der Öffentlichkeit ist Antisemitismus an Universitäten bisher besonders im Kontext der antisemitischen BDS-Kampagne im Fokus (vgl. Kap. 3.5). Im Korpus ist hier auffällig, dass ein großer Teil der Befragten nichts mit der Bewegung anfangen kann, sich aber von ihren formulierten Zielen nicht klar distanziert. Die Interviewteilnehmer vermeiden es, sich diesbezüglich zu positionieren. Diese Beobachtungen passen zu der dargestellten generellen Uninformiertheit, genauso wie die vorherrschende Passivität einen Erklärungsansatz bietet, warum die Bewegung an Universitäten so virulent ist.

Die in Kapitel 5.3 dargestellten Ergebnisse unterstreichen ferner einen zentralen Befund der Antisemitismusforschung der letzten Jahre, nämlich dass der Israelbezogene Antisemitismus die derzeit dominante Manifestation des modernen Judenhasses darstellt (vgl. Rensmann 2021, Bernstein 2021, Schwarz-Friesel 2020). Im Korpus werden im Zusammenhang mit Israel die meisten Stereotype verbalisiert: Mit Dämonisierungen, Delegitimierungen, Derealisierungen und doppelten Standards finden sich zentrale Kennzeichen des Israelbezogenen Antisemitismus. So wird Israel als rückständiger, artifizieller oder unnatürlicher Staat beschrieben und aus der Gruppe anderer Staaten ausgegrenzt. Im Kontext des Nahostkonfliktes sei das Land einfach nicht zu Frieden fähig und insbesondere das Stereotyp Israels als UNTERDRÜCKER UND UNRECHTSSTAAT wird vielfach tradiert. Besonders dominant ist ferner die Delegitimierung und gleichzeitige Derealisierung Israels, wenn das Land als undemokratisch bzw. klar als keine Demokratie bezeichnet wird. Vielfach wird das Stereotyp JUDEN ALS ISRAELIS als moderne Adoptionsform des Stereotyps JUDEN ALS FREMD von den Befragten bedient. Frappierend bei der Tradierung dieser Stereotyp-Manifestationen ist der Widerspruch zu dem von den Interviewteilnehmern oftmals selbst verbalisierten und zugegebenen Unwissen. Die eigene Uninformiertheit hindert sie nicht daran, unreflektiert verschiedene Stereotype zu äußern.

Vor allem hervorzuheben sind ferner die Aussagen und Reaktionen im Zuge des NS-Vergleichs, welche häufig in Kombination mit dem Stereotyp des KRTIKTABUS auftreten. Lediglich ein Drittel der Interviewteilnehmer zeigt hier eine klar ablehnende Reaktion. Der Großteil der Befragten lehnt nur partiell ab, schränkt ein oder gibt gar keine Auskunft. Ein Teil der

Interviewpartner äußert jedoch auch explizit seine Zustimmung zu dem Vergleich. Hier werden verschiedene aus der Forschung bekannte Stereotype, Textstrategien und Argumentationsmuster bedient und, wie aus der Forschung bekannt, in ausführlichen Aussagen aneinander gereiht. Zahlreiche weitere zuvor beschriebene Phänomene, wie Gewalt und Konflikt als dominantes Zerrbild oder das massive Unwissen der Interviewteilnehmer, finden sich im Kontext der verbalisierten NS-Vergleiche. Festzuhalten ist, dass es gerade jene, welche den Vergleich bestätigen, sind, die sich besonders auch ob dessen Brisanz bewusst sind. Dies wird mitunter klar verbalisiert, hindert sie allerdings nicht daran, an ihrer Haltung festzuhalten und diese bspw. mit dem Stereotyp des KRITIKTABUS zu rechtfertigen und zu verteidigen. Für die Gruppe der Studierenden heißt dies, dass der von Schwarz-Friesel und Reinhartz beschriebene (bzw. davor gewarnte) Zustand, in dem die Unverhältnismäßigkeit bzw. Ungeheuerlichkeit von NS-Vergleichen nicht mehr wahrgenommen wird, im studentischen Milieu nachweisbar ist. Inwiefern es hier zu einer ‚Habitualisierung‘ gekommen ist, ist auf Basis der Korpusdaten nur bedingt festzustellen, da es mit der gewählten Erhebungsmethode nicht möglich ist, belastbare Aussagen über eine längerfristige Entwicklung treffen zu können. Im Rahmen regelmäßiger Erhebungen wären Vergleiche und valide Aussagen über sich abzeichnende Entwicklungen möglich. Auf Basis der Daten lässt sich jedoch klar feststellen, dass unter den Studierenden eine Habitualisierung präsent ist und das Tätigen von NS-Vergleichen nicht kollektiv und vehement abgelehnt wird. Viele Befragte wirken in ihrer Haltung eher unbeteiligt und mitunter ist eine deutliche Distanz spürbar. Die Interviewteilnehmer äußern sich zum Teil ausführlich zum Vergleich, es wird aber kein Bewusstsein deutlich, dass dieser für sie etwa als deutsche Staatsbürger eine besondere Relevanz hätte.

5.4 Kosmos der Universität

Da diese Arbeit ein besonderes Augenmerk auf den Ort der Universität legt, wird im Interviewleitfaden ein ‚Zwischenfrageblock‘ eingefügt. Die Studierenden werden gefragt, in welcher Form sich die in den Hauptfrageblöcken behandelten Themen an ihrer Universität widerspiegeln würden bzw. wie und ob sie diese dort erleben würden. Gefragt wird bspw. nach stattgefundenen Veranstaltungen, Debatten oder Vorkommnissen an der Universität

oder unter Kommilitonen, sonst aber auch, wie die Interviewteilnehmer diese Themen ganz allgemein an ihren Universitäten wahrnehmen würden.

Der Großteil der interviewten Studierenden stellt hier fest, dass sie Themen wie Judentum, deutsche Geschichte oder Israel kaum oder nur am Rande an ihrer Universität wahrnehmen würden. Verwiesen wird meist äußerst vage auf zurückliegende Veranstaltungen oder Aushänge für Forschungsprojekte, wo solche Themen mal vorgekommen oder angeschnitten worden seien. Auf Nachfrage wird zum Teil konkretisiert, indem bspw. eine vom AStA organisierte Synagogenführung oder eine Campustour, bei der auf die Stolpersteine auf dem Campus hingewiesen wurde, genannt werden. Einige wenige führen hier auch im Rahmen ihres Studiums besuchte Seminare oder Module an, wo die Themen am Rande vorgekommen wären. Zwei Personen erwähnen im Kontext der Universität antisemitische Kritzeleien oder Schmierereien, die sie gesehen hätten. Mit Bezug auf die Wahrnehmung von Israel wird darauf verwiesen, dass dies dann Thema werde, „*wenn da halt mal wieder was passiert*“³⁸⁷, wie Raketenangriffe aus dem Gazastreifen. Konkreter werden die Studierenden auch auf Nachfrage selten. Bei einem Großteil der Interviewten ist die Reaktion ähnlich wie bei Interviewteilnehmer 8, der resümiert: „*Ne, kann ich mich schwer erinnern. War auch nie dabei*“³⁸⁸.

Auffällig ist dabei, dass einige Interviewteilnehmer sich hierzu rechtfertigen bzw. Begründungen anführen, weswegen sie nicht genauer Auskunft geben können. Bspw. wird das Studienfach genannt, aufgrund dessen man wenig Anknüpfungspunkte zu solchen Themen hätte, oder Campus bzw. Wohnort wären so weit weg, dass man gewisser Weise „außen vor“ sei. Dies kann als ein Hinweis auf soziale Erwünschtheit gelesen werden, wonach die Studierenden das Bedürfnis haben, gefallen zu wollen bzw. dem Interviewer behilflich zu sein, weshalb es ihnen unangenehm ist, zugeben zu müssen, sich nicht genauer mit den erfragten Themen beschäftigt zu haben (siehe später Kap. 6.3). Angeführt wird zudem, dass lieber über Aktuelles gesprochen werde oder dass die Einwanderungsdebatte solche Themen verdrängt habe.

Zwar lässt sich die Wahrnehmung der Studierenden mit Blick auf das universitäre Umfeld als eher dürfig und gering ausgeprägt beschreiben, einige Aspekte lassen sich aber gerade mit Blick auf die Wahrnehmung von

387 Interview 24, Absatz 101.

388 Interview 8, Absatz 72.

Kommilitonen festhalten. In dieser Forschungsarbeit werden die befragten Studierenden als Zugangspunkt für die breite Gruppe der Studierenden gesehen. In den Gesprächen wird daher explizit nach der Wahrnehmung von Kommilitonen und dem weiteren sozialen Umfeld gefragt. Hier berichten Interviewteilnehmer bspw., Kommilitonen seien vom Thema NS generiert und würden dieses bewusst ‚abblocken‘ oder davon „*die Nase voll*“³⁸⁹ haben, weil es eben so oft in der Schule thematisiert worden sei. Mit Bezug auf Israel beschreiben einige Studierende, Diskussionen dazu würden als „*ermüdend*“ empfunden werden oder auch von Kommilitonen bewusst umschifft, eben weil diese Themen ein so großes Konfliktpotential hätten.³⁹⁰ Angeschnitten werden hier oberflächlich wahrgenommene Debatten wie um den Eurovision Song Contest 2019 in Israel oder Diskussionen um Boykottaufrufe zu israelischen Schauspielern.

Sehr interessant sind die Aussagen von Befragten, die eine wahrgenommene Polarisierung in Diskussionen um Israel bei ihren Kommilitonen beschreiben. Diese erklären, dass es eine pro-israelische und pro-palästinensische Haltung unter ihren Mitstudierenden gebe, wobei die pro-palästinensische Haltung die dominantere oder zumindest deutlich spürbarere Seite sei.

(II3): „*B: Hm, ich weiß, also ich finde gerade, das ist schon ein Thema, was sehr stark spaltet oder zumindest die Meinung sehr stark auseinandergehen. (I: Erzähl mal, das finde ich total spannend.) Also ich weiß nicht, ob in meinem Freundeskreis Leute, die da strikt auf der israelischen Seite stehen. Ich habe da Leute, die die strikt pro Palästina sind. Also gerade auch also bei, bei Instagram halt, das finde ich sehr hohe Wellen geschlagen, dass da sehr viel geteilt wurde und war wirklich alles dabei.*“

(Interview 14, Absatz 27)

Interviewteilnehmer 14 erläutert anschließend, wie aus seiner Sicht beide Seiten die Situation im Nahostkonflikt verzerrt darstellen und wie sich dabei gerade soziale Medien zu Nutze gemacht werden. Auf die Frage, ob eine Seite an der Universität stärker vertreten oder wahrnehmbarer sei, antwortet er: „*Also es geht schon eher in Richtung pro Palästina*“³⁹¹. Eine andere Interviewteilnehmerin beschreibt diese Polarisierung und unterschiedliche

389 Siehe Interview 21, Absatz 121, oder Interview 22, Absatz 69.

390 Siehe bspw. Interview 4, Absatz 88, Interview 10, Absatz 158, oder Interview 14, Absatz 23.

391 Interview 14, Absatz 29.

Darstellung wesentlich expliziter und berichtet dabei von vorherrschenden Zerrbildern und Dämonisierungen Israels:

(114) B: „Ich würde dann wie gesagt eine Front, die pro Israel ist, nenne ich das jetzt mal ganz simpel und sagt okay, Israel hat ein Selbstverteidigungsrecht und darf sich auch militärisch wehren. Und dann gibt es eine, ich würde aber sagen, das ist die größere Front, tatsächlich die sagen nein, alles was Israel macht ist böse und illegal. Es wird immer von der Zweistaatenlösung geredet. Es wird aber nie beachtet, dass die Zweistaatenlösung mehrfach von israelischer Seite angeboten wurde und von palästinensischer Seite abgelehnt wurde. Es wird gesagt, nur Israel hindert den Frieden im Nahostkonflikt, anstatt dann vielleicht zu sehen, dass es da mehrere Gründe gibt, warum da gerade kein Frieden herrscht. Es ist im Prinzip eine Pro- und Antiisraelfront. Wie gesagt, dazwischen nicht so.“ **(Interview 3, Absatz 58)**

Das diese pro-palästinensische Haltung, welche Interviewteilnehmer 14 zuvor in (113) als „strikt“ beschreibt, auch problematische Ausmaße annimmt, erläutert Interviewteilnehmerin 3 zudem anhand eines selbst erlebten Beispiels:

(115) B: (...) „Wie gesagt, das sind dann eher so diese politischen Diskussionen, die man halt führt. Wenn es dann auf den Knackpunkt Israel kommt (...) dann wird die Luft ganz plötzlich still. Dann merkt man dann positionieren sich Leute. Ich hatte mal eine Unterhaltung mit einem Bekannten und sie fragt mich, wo ich denn mal gerne hinreisen würde, und ich habe Israel unter anderem genannt, weil es mich einfach interessiert. Sie verzog halt ihr Gesicht und meinte halt Israel, warum? Dann dachte ich mir schon ach okay, da denkt jemand, Israel ist ein ganz böser, rechter, imperialistischer Staat. Da wird dann auch eine Diskussion schwierig, dass man vielleicht teilweise israelische Politik kritisieren kann, aber es geht dann immer direkt soweit, wie das sind alles Mörder etc. Das läuft sehr über diese Schiene.“ **(Interview 3, Absatz 78)**

Auch Interviewteilnehmerin 3 stellt in diesem Zusammenhang anschließend fest, dass sie den Eindruck habe, die „Antiisraelfront“, welche Israel als verbrecherischen Staat verunglimpft, sei an der Universität klar „am lautesten“ vertreten.³⁹²

392 Interview 3, Absatz 108.

Von einigen Interviewteilnehmern wird die mediale Berichterstattung als Ursache angeführt, weswegen Polarisierung und Zerrbilder im Kontext Israels entstehen würden. Diese Äußerungen der Befragten decken sich damit mit den in Kapitel 5.3.4 dargestellten Ergebnissen.

Neben diesen Beschreibungen von Polarisierung und Konflikt, wenn es um das Thema Israel geht, ist jedoch ein verbindendes Element vieler Interviews die Hervorhebung des insgesamt guten Klimas und der toleranten Atmosphäre an der Universität. Einige Studierende beschreiben dabei recht detailliert, dass dieses Umfeld sehr linksliberal, grün und sozial geprägt sei, so wie Interviewteilnehmerin 2: „*Ich glaube in Hamburg ist das (...) ich weiß nicht, (...) ich glaube in Hamburg, gerade weil ich in einem Umfeld bin mit sehr vielen Studenten, ist das sowieso sehr grün, sehr sozial*“³⁹³. Diese Wahrnehmung spiegelt sich auch in der politischen Haltung der Studierenden wider, wonach im Korpus die Hälfte der Befragten Bündnis 90/Die Grünen gewählt haben.³⁹⁴ Von den Interviewteilnehmern wird in diesem Zusammenhang das Empfinden verbalisiert, wonach solche Themen von Studierenden bewusst gemieden werden, da sie Konflikt und kontroverse Diskussionen meiden wollen. So beschreibt Interviewteilnehmer 9, solche Themen würden mit „*Samthandschuhen*“ angefasst werden. Es gebe andere Schwerpunktthemen und solche Diskussionen seien da „*kontraproduktiv*“, da sie dem Harmoniebedürfnis und dem Selbstbild der Studierenden widersprechen.³⁹⁵ Eine weitere Befragte präzisiert das Vorherrschende dieses Selbstbildes und beschreibt eine damit einhergehende Erwartungshaltung in der Gruppe der Studierenden:

(116) B: „*Bei Kommilitonen, wie gesagt, das kann ich immer sehr schwer einschätzen, weil ich oft in Berlin das Gefühl habe, dass keiner eine eigene Meinung hat hier. Weil oft, sage ich mal, im Studienraum ist es so, es wird das gesagt, was von einem erwartet wird. Man ist Feministin, man*

393 Interview 2, Absatz 75. Ähnlich auch Interview 1, Absatz 86 („sozial eingestellt“), oder auch Interview 24, Absatz 73 („links-grün-versifften“), oder auch Interview 15, Absatz 47 („linksliberal“).

394 Im vorgeschobenen Fragebogen wurden die Interviewteilnehmer gefragt, welche Partei sie bei der letzten Bundestagswahl gewählt hätten. Von den 30 Befragten haben 15 „Bündnis 90/Die Grünen“, vier „Die Linke“, zwei die „SPD“ und fünf mit „Sonstige“ eine andere Partei gewählt. Vier Interviewteilnehmer gaben aufgrund von Alter oder ihrer Staatsangehörigkeit an, nicht gewählt zu haben. Die auch im Bundestag vertretenden Parteien „CDU“, „FDP“ und „AfD“ wurden von keinem der Interviewteilnehmer gewählt.

395 Interview 9, Absatz 138.

ist komplett linksliberal, man liebt Flüchtlinge. Und von vielen Menschen habe ich nicht das Gefühl, dass sie sich irgendwie mal damit auseinandergesetzt haben, sondern irgendeine Meinung einfach darauf projizieren, die damit gar nichts zu tun hat.“ (Interview 15, Absatz 65)

Diskussionen und Auseinandersetzungen, gerade zu kontroversen Themen, werden an Universitäten offenbar eher vermieden; wenn sie doch stattfinden, werden sie als unangenehm oder störend empfunden. Das Vorherrschen dieser Einstellung wird zum Teil konkret benannt und scheint den Befragten dementsprechend bewusst zu sein. Es klingt wie bei (116) an, dass einige Interviewteilnehmer damit nicht vollumfänglich einverstanden sind oder diese Einstellung kritisch einschätzen. Es werden im Korpus aber kaum Begebenheiten beschrieben, welche dem dominanten, harmonischen Einheitsbild des Klimas an der Universität widersprechen. Eine Interviewteilnehmerin erklärt dies mit der generellen Einstellung ihrer Generation, die im Vergleich zur älteren versuche, mehr Harmonie in ihr Leben hineinzubringen.

(117) B: „Ja, wir sind da alle immer so ein bisschen der gleichen Meinung, dass wir sagen, dass so etwas halt nicht passieren darf und dass wir finden, dass es eigentlich langsam, wie soll ich sagen, irgendwann der Vergangenheit angehören sollte. Generell der Hass auf Menschen, mit denen man vielleicht weniger gemein hat. Das bezieht sich ja wie gesagt auf alle, auf alle Bevölkerungsgruppen irgendwo. Und ich denke, das ist auch so ein bisschen der Wunsch der jüngeren Generation vielleicht. Ich weiß nicht, wie es bei der älteren Generation ist, vielleicht setzen die sich damit auch nicht so viel auseinander, sondern vor allem auch die Jüngeren. Dass man sich einfach wünscht, mehr Harmonie in seinem Leben reinzubringen. Ansonsten geht es aber selten explizit um das Judentum oder Antisemitismus. Und in der Uni erst recht nicht wirklich.“ (Interview 26, Absatz 49)

In (117) wird zunächst der zuvor beschriebene Zustand, im studentischen Umfeld der Interviewteilnehmerin hätten alle überwiegend eine ähnliche Meinung und es werde sich mit den Themen Antisemitismus und Judentum kaum beschäftigt, verdeutlicht. Im studentischen Umfeld herrsche Einigkeit, dass *so etwas wie Antisemitismus nicht passieren dürfe*. Durch die Betonung, dass Antisemitismus „eigentlich langsam (...) der Vergangenheit angehören sollte“, wird in diesem Kontext von Interviewteilnehmerin 26 eine vorherrschende Überdrusshaltung, auch in ihrem studentischen Umfeld, formuliert. Hervorzuheben ist in (117) auch die Aussage „generell

der Hass auf Menschen“, mit dem Antisemitismus verallgemeinert wird. Für jegliche Form von Hass oder Intoleranz sei im Umfeld der Universität kein Platz.

Generell ist es im Korpus sehr auffällig, dass bei der Thematisierung von Antisemitismus dieser in mehreren Kontexten unmittelbar auf eine Ebene mit anderen Formen von Menschenfeindlichkeit und anderen sozial erwünschten Themen, darunter Geflüchtete oder Rassismus, gestellt wird. Dem Kampf gegen Judenhass oder auch der Erinnerung an den Holocaust wird keine herausgehobene Bedeutung zugeschrieben (vgl. Kap. 5.1.8).

5.5 Medien- und Nachrichtenkonsum

In mehreren Kapiteln wurde bereits der Medien- und Nachrichtenkonsum der Interviewteilnehmer thematisiert. Aussagen hierzu wurden teils von sich aus im Kontext der verschiedenen Frageblöcke geäußert; in den Interviewgesprächen wird jedoch zusätzlich an passender Stelle eine Frage konkret zum Medienkonsum gestellt. Ziel ist die Feststellung, inwiefern der Medienkonsum ggf. Einfluss auf Einstellungen zu und Wahrnehmungen von Antisemitismus hat. Im Verlauf der Interviewgespräche wird schnell deutlich, dass es bezüglich des Medienkonsums einige Auffälligkeiten unter den Studierenden gibt. Die wesentlichen Erkenntnisse hierzu werden im Folgenden basierend auf den Korpusdaten dargestellt.

Auffällig ist zunächst, dass einige Interviewteilnehmer (circa ein Sechstel der Befragten) feststellen, sich kaum oder nur sehr unzureichend zu informieren. Sie geben unumwunden an, Zeitungen und Nachrichten im Allgemeinen würden sie nicht sonderlich interessieren. Die anderen Befragten informieren sich fast ausschließlich online, der Anteil der Printmedien ist äußerst gering. Als Informationsquellen werden von einigen die Onlineangebote der öffentlich-rechtlichen Medien, allem voran Tagesschau und Tagesthemen, wie auch gängige Nachrichtenseiten der großen deutschen Wochenzeitungen (*SPIEGEL*, *WELT*, *FAZ*, *TAZ*, *SZ* etc.) genannt. Zum Teil werden Sendungen wie „Markus Lanz“ oder „Maischberger“ genannt. Eine besondere Bedeutung fällt insgesamt den sozialen Medien zu, die in unterschiedlicher Form von praktisch allen Interviewten angegeben werden. Dort werden die Auftritte des öffentlich-rechtlichen Rundfunks konsumiert, oft aber auch sonstige Inhalte verschiedener Personenkreise (Politiker, Freunde, Prominente etc.), über deren Postings die Studierenden

angeben, ihre Informationen zu beziehen. Bei Interviewteilnehmerin 11 äußert sich dieser Medienkonsum beispielhaft:

(118) B: „Also wenn ich zu Hause bin, dann haben wir da so eine Regionalzeitung. Die lese ich dann halt immer ein bisschen. Und ansonsten habe ich auch viel über Instagram. Da habe ich auch so verschiedene/Also so zum Beispiel die Süddeutsche, die Zeit habe ich abonniert, aber halt auch keine Zeitungen, sondern so ja andere Leute, die da was posten.“
(Interview 11, Absatz 174)

Ähnlich wie in (118) haben die Interviewteilnehmer höchstens über Zufall bzw. Umwege Zugriff auf ein Zeitungsabonnement. Nur ein Bruchteil der Interviewten gibt an, eine Zeitung zu abonnieren (in beiden im Korpus vorkommenden Fällen handelt es sich um ein E-Paper). Zahlreiche Befragte betonen vielmehr die Attraktivität von modernen Formaten wie Dokumentationen, Podcasts, Filmen, Serien oder sonstigen Streaming-Angeboten. Diese Angebote haben bei Befragten Fernsehen und Radio als Informationsquellen eindeutig abgelöst, was in mehreren Interviews auch explizit so dargestellt wird. Festzuhalten ist der spürbare Einfluss von Serien und die Nennung von Streaming-Plattformen wie Netflix oder Amazon. Hier nennen die Interviewteilnehmer oftmals konkrete Filme oder Serien, über die sie Wissen zu einem bestimmten Thema gewonnen haben (vgl. u. a. Kap. 5.1.1 oder 5.1.5). Wie sich sonst das konkrete Informieren und der Konsum von Nachrichten bei den Interviewteilnehmern über die sozialen Medien gestaltet, bleibt jedoch meist ungenau und vage. Auf Nachfrage heißt es hier häufig, dass man da einfach „viel mitbekomme“. Informationen werden insgesamt eher passiv und ungezielt aufgenommen (vgl. (118)), einige Interviewteilnehmer formulieren aber auch, dass sie manchmal gezielt Artikel lesen würden.

Auffällig ist ferner, dass oftmals explizit das Smartphone bzw. Handy als Medium genannt wird, worüber mit Hilfe von Apps auf Nachrichten und Informationen zurückgegriffen wird, wohingegen über andere Geräte wie Tablets oder Computer praktisch kein gezielter Konsum stattfindet. Hier entsteht in den Gesprächen mehrfach der Eindruck, Nachrichtenkonsum sei für die Interviewteilnehmer eher eine Nebensache. Statt bewusst und mit Zeit Nachrichten zu konsumieren, geschieht dies vielmehr nebenbei und unbewusst mit dem Smartphone – oft als ‚Nebenprodukt‘ durch den Konsum sozialer Medien.

Ein paar Befragte geben auch an, ganz bewusst auf verschiedene Angebote und Nachrichtenseiten zuzugreifen, um sich ein facettenreiches und

aus ihrer Sicht ausgewogeneres Bild zu verschaffen. In diesem Kontext ist bei einigen Interviewteilnehmern eine deutlich vorherrschende Skepsis gegenüber etablierten Medien festzustellen. So wird angegeben, diese würden aus ihrer Sicht unzureichend oder nicht ausgewogen und neutral berichten. Aspekte würden „gekonnt rausgeschnitten“ und einseitig dargestellt. Dieser Vorwurf einer verzerrten, inkorrekteten oder zu einseitigen Darstellung wird auch mit Bezug auf Israel und den Nahostkonflikt geäußert:

(119) B: „Also alles. Fernsehen, Nachrichten, Zeitungen, teilweise auch, die es ja auch im Internet gibt mittlerweile. Also da kann man schon so seine Informationen rausziehen. Vieles wird zum Beispiel in Deutschland auch gar nicht gezeigt.“

I: „Zum Beispiel?“

B: „Wie das so zum Beispiel, ich sage jetzt mal-. Wenn zum Beispiel bei so einem (...) Bombardement von der jüdischen beziehungsweise israelischen Luftwaffe-. Zum Beispiel, ich sage jetzt mal zehntausend Leute sterben oder fünftausend Leute sterben. Da hört man nie was, das diese Leute-. Dass die gestorben sind. Man hört nur, dass es passiert ist, aber nicht wie viele dabei-. Und das desensibilisiert so ein bisschen finde ich. Keine Ahnung. Deswegen sehe ich halt immer das halt immer so einseitig teilweise berichtet wird.“ (**Interview 20, Absatz 121**)

In dieser Darstellung klingt zudem ein Verschwörungsglauben an, der nicht weiter konkretisiert wird. Laut Interviewteilnehmer 20 würde in Deutschland vieles nicht gezeigt werden und tausende Todesfälle würden in den hiesigen Medien nicht thematisiert werden.³⁹⁶ Interviewteilnehmer 20 äußert in (119) ferner sehr deutlich, dass er die Berichterstattung als einseitig und pro-israelisch wahrnimmt. Eine andere Befragte äußert sich ähnlich, indem sie mutmaßt: „für Palästinenser ist halt oft schwierig, weil es halt doch an doch eine israelnahe Berichterstattung oft ist. Ich weiß auch nicht, ob wir bei dem Konflikt komplett unabhängig Bericht erstatten“³⁹⁷. Interviewteilnehmer sprechen zudem von einer *Informationsflut* und im Kontext von Israel von einem „*Informationskrieg*“, den ein Interviewteilnehmer bspw. während der letzten Gaza-Eskalation wahrgenommen habe. Er berichtet,

396 In (119) ist ferner die Verwendung des Stereotyps JUDEN ALS ISRAELIS durch die Aussage zur *jüdischen bzw. israelischen Luftwaffe* auffällig (vgl. ausführlich in Kap. 5.3.6.5 und Belegstelle (90)).

397 Belegstelle (64) Interview 13.

dass auf den sozialen Medien sehr viele polarisierende Inhalte geteilt worden wären und dass sich jeder dann am ehesten die Inhalte heraussuche, die zur eigenen Haltung und Position passen würden.³⁹⁸

Aus der Sicht mehrerer Interviewteilnehmer führt die als einseitig wahrgenommene und damit unzuverlässige – da aus ihrer Sicht nicht neutrale – Berichterstattung zu einer Abwehr- und Verweigerungshaltung. Da man nicht „vor Ort“ sei und die zugänglichen Medien kein verlässliches Bild darstellen würden, wüsste man nicht, *was man überhaupt glauben kann*. Daher – so eine Befragte – habe sie es sich „*halt überhaupt nicht mehr angeguckt*“³⁹⁹. Eine derartige Skepsis und Misstrauen gegenüber Medien trifft bei den Befragten auf ein Überangebot an Inhalten, gerade in sozialen Netzwerken und Medien, wo man mit Inhalten „*vollgepumpt*“⁴⁰⁰ werde. Diese Kombination aus Misstrauen und Überangebot führt bei einigen dazu, dass sie gar keine Medien mehr konsumieren bzw. solche bewusst meiden. Eine Befragte argumentiert hier bspw. mit ihrer geistigen Gesundheit, der solche Inhalte im Internet auf Dauer nicht guttun würden: „*Das hat mich halt irgendwann genervt, weil das halt auch, also selbst, wenn man es nicht wirklich wahrnimmt. Ich denke schon, dass die Psyche was da macht. Also das macht halt schon was mit der Psyche, und das jeden Tag zu sehen, das tut auch nicht so gut*“⁴⁰¹

Im Textkorpus ist an einigen Stellen sogar ein hochproblematischer Medienkonsum festzustellen, wie etwa bei Interviewteilnehmerin 2, die angibt, sich von „*gängigen Medien*“ eher fernzuhalten und stattdessen lieber Alternativen wie Russia Today zu nutzen, da diese *spannender* und weniger einseitig berichten würden:

(120) B: „*Also ich informiere mich nicht so gerne über die gängigen Medien. Tagesschau finde ich auch ein bisschen persönlich kritisch, auch wenn es viele so nicht sehen. Ich lese gerne dann auf verschiedenen Seiten. Es gibt ja auch deutsche Medien aus den Ländern, die da wohl drüber berichten. Zum Beispiel in Russland gibt es ja RT. Die berichten auch auf Deutsch. Und es gibt welche, die natürlich auf Englisch berichten, und das finde ich dann viel spannender zu lesen, als das, was die deutschen Medien hier die ganze Zeit berichten, weil das sehr einseitig ist. Da versuche ich mich tatsächlich ein bisschen fernzuhalten.*“ **(Interview 2, Absatz 155)**

398 Interview 14, Absatz 27. Ähnlich auch in Interview 17, Absatz 39.

399 Interview 17, Absatz 61.

400 Interview 15, Absatz 59.

401 Interview 17, Absatz 39.

Im weiteren Verlauf des Interviewgesprächs begründet Interviewteilnehmerin 2 ihre Skepsis gegenüber deutschen Medien damit, die Berichterstattung sei oft von Geld und Interessen geleitet, wodurch ähnlich wie in (119) ein Verschwörungsglaube angedeutet wird. Sie schiebt anschließend ein, auf der anderen Seite werde zwar ein anderes Extrem vermittelt und man müsse sich daher „*eine Meinung dazwischen*“ bilden. Ein Bewusstsein dafür, dass es sich bei Russia Today um einen Propagandasender handelt, der gezielt Fake News und Desinformation verbreitet, ist bei Interviewteilnehmerin 2 aber nicht spürbar.

Bei einigen Interviewteilnehmern ist jedoch ein deutlich werdender reflektierter und verantwortungsvoller Medienkonsum hervorzuheben. So verbalisieren diese mitunter eine klare Sensibilität gegenüber Beeinflussung und Desinformation, indem sie bspw. auf die Algorithmen bei Google⁴⁰², die Notwendigkeit von Faktenchecks⁴⁰³ oder die zunehmende Verbreitung von Verschwörungsmythen in sozialen Medien⁴⁰⁴ verweisen. Auch wird die Wichtigkeit von unabhängigen oder öffentlich-rechtlichen Medien betont. Interessant ist zudem der subjektive Eindruck, der mitunter geäußert wird, demzufolge gerade Antisemitismus in den Medien, allem voran online und in den sozialen Medien, zugenommen habe⁴⁰⁵, was sich mit den Ergebnissen zentraler Forschungsarbeiten deckt (vgl. Schwarz-Friesel 2019a).

402 Interview 8, Absatz 78.

403 Interview 7, Absatz 76.

404 Interview 15, Absatz 53.

405 Siehe bspw. Interview 14.

